Berlin

und

West-Afrika.

Ein Brandenburgiſcher See-Roman

von

Heinrich Smidt.

Dritter Band.

Verlegt

von

M. Simion in Berlin.

1847.

RBR
Jantz
#406
bd. 3,4

Erſtes Kapitel.

In der Kurfürſtlichen Kanzlei zu Berlin herrſchte eine lebhafte Bewegung. In dem großen Saale, welcher unweit von dem Arbeits-Kabinet des Kurfürſten lag, waren die Geheimenräthe und andere hochbetraute Männer zur öffentlichen Sitzung verſammelt geweſen und der Kurfürſt ſelbſt hatte einen Theil derſelben beigewohnt. Jetzt hatte ſich dieſer entfernt und dem Schifffahrts-Direktor, Herrn Benjamin Raule, befohlen, ihm in ſein Kabinet zu folgen.

Dieſer laut ausgeſprochene Befehl des Herrn hatte unter den alten Perrücken eine große Bewegung hervorgerufen. Die Sitzung ward unterbrochen, Jeder verließ ſeinen Platz und während Einzelne in lebhafter Erregung, laut ſprechend auf- und abgingen, bildeten ſich in den Fenſterniſchen kleine Gruppen, die ſich angelegentlich, aber ſo leiſe miteinander un-

terhielten, daß man nur einzelne Worte vernehmen konnte.

„Mäßigt Euch, werther Herr," bat der Geheimderath von Pyritz einen Herrn, der an ſeiner Seite ging und ſich ſehr heftig darüber äußerte, daß man ſich mehr als jemals mit abentheuerlichen Plänen zu haltloſen See-Projecten beſchäftige, ſtatt, wie es ſich gebühre, dieſen freſſenden Krebs aus dem geſunden Leib des Landes zu ſchneiden und dadurch den weitern Verderb deſſelben zu hindern.

„Mäßigt Euch, werther Herr," wiederholte der Geheimderath; „es ſei denn, Ihr hättet ein Meſſer, ſo ſcharf, und eine Hand, ſo geſchickt, um nicht allein die ſchwierige Operation mit einem kühnen Schnitte zu vollbringen, ſondern auch die Widerſacher der Operation mit demſelben Schnitte völlig auszurotten."

Der Andere wollte den Geheimenrath aufs Neue unterbrechen, aber dieſer faßte heftig ſeine Hand und ihn zu einer entfernt ſtehenden Gruppe fortziehend, flüſterte er ihm zu:

„Mäßigt Euch, ich warne Euch zum letzten Male. Es iſt jetzt nicht der rechte Moment. Alle unſere mit der größten Sorgfalt vorbereiteten Pläne ſind geſcheitert; wir müſſen auf einen neuen Ausweg denken. Mit lautem Geſchrei erreichen wir nimmer das

gewünſchte Ziel, darum vernehmt lieber hier das ſtille, aber mächtige Wort der Weisheit."

An dem entgegengeſetzten Ende des Saales ſtand eine andere Gruppe von drei Herren.

„Seltſam!" ſagte der Eine. „Ganz meine Anſicht. Es iſt, als wären unſere beiderſeitigen Gedanken in einem Haupte entſprungen, ſo übereinſtimmend ſind ſie."

„Und ſo iſt es auch eigentlich, mein theuerer Kronbeſſer. Ihr wißt ja, unſere Neigungen, unſer Wollen und unſer Können ſind ſich ſo gleich, daß unſere Gedanken und unſer Thun in ſteter Uebereinſtimmung ſind. Und hier, unſer würdiger Freund Kampmeier bemüht ſich ebenfalls, ſeine Geſinnungen den unſrigen zu accommodiren, wie ſich von ſelbſt verſteht, zu unſer Aller Vortheil."

„Und ſomit, werthe Herren!" entgegnete Kampmeier lächelnd, „ſind wir keinen Augenblick abgeneigt, den Vorſchlägen des Herrn Schifffahrts-Direktors unſere völlige Approbation zu ertheilen und uns durch dieſe Bereitwilligkeit das Wohlwollen Sr. kurfürſtlichen Durchlaucht im erhöhten Grade zu erwerben. Ich weiß ſehr wohl die Intentionen des hohen Herrn zu würdigen und ſehe eben ſo deutlich als er — ohne mich durch dieſe kecke Aeußerung

meiner Beſcheidenheit entgegen, irgendwie überheben zu wollen — daß der Ruhm, die Wohlfahrt, das Gedeihen unſeres Landes . . . "

„Erlaubt, lieber Kampmeier," unterbrach der Geheimerath Kronbeſſer den Sprecher, „Ihr begnügt Euch mit einem ſehr beſchränkten Horizont. Nicht nur der Ruhm unſeres Landes, ſondern der Ruhm der Geſammtheit, des Wohles aller deutſchen Länder, denen erſt wahrhaft wohl wird, wenn wir den Thüringer Wald von einem Ende bis zum andern fällen und von den gefällten Bäumen eine Brücke über den Ocean ſchlagen. Ich kenne die Stichwörter der Zeit und ſie ſind mir geläufig trotz Einem. Aber ich denke, wenn wir unter uns ſind, machen wir uns durch Wiederholung derſelben nicht gegenſeitig lächerlich."

„So ſei es denn um den Brandenburgiſchen Adler zur See; ich ſtimme aus allen Kräften dafür. Ich hoffe, er wird dankbar dafür ſein und mich unter ſeinen Fittich nehmen. Haben wir das nöthige Kapital zu den Lieferungen beiſammen?"

„Noch nicht. Auch kann wohl keiner der Unſrigen mehr geben, ohne ſich zu entblößen. Aber wir haben Herrn von Kalkhoun in unſer Intereſſe gezogen. Der junge Herr iſt lebhaft mit Herrn Raule

zuſammen geweſen und dieſer hat im Unmuth verſprochen, ihm aus ſeinen Mitteln die Summen zurück zu zahlen, die der Vater des Herrn von Kalkhoun leichtſinnig jenen überſeeiſchen Unternehmungen zugewendet . . ."

„Und daran glaubt Ihr?"

„Zuverläßig. Benjamin Raule iſt ein Abentheurer, aber er iſt, wie ſelten Jemand, auf ſein Wort verſeſſen. Hat er es einmal gegeben, ſo zahlt er auch, darauf könnt Ihr Euch verlaſſen. Der junge Kalkhoun wird durch jene Summe das uns nöthige Kapital vervollſtändigen. Im Ernſte, werthe Herren, dünkt's Euch nicht luſtig, daß Raule ſelbſt das Geld dazu hergeben muß, um ſeinen eigenen Sturz zu beſchleunigen?

„Sehr luſtig, ſehr luſtig in der That, aber . . ."

„Bringt Euer Aber ſpäter an; ich höre Schritte auf dem Corridor. Treten wir auseinander."

„Es iſt Herr Raule."

„Und ganz allein."

„Wie ſtolz er um ſich blickt. Seine Abſichten ſcheinen ſich erfüllt zu haben."

„Vielleicht auch nicht. Er iſt klug genug, ſich nicht bloszuſtellen."

„Wir werden's bald erfahren. Denkt daran, daß wir uns heute noch treffen."

„Wann wünſcht Ihr?"

„Um ſechs Uhr."

„Wo?"

„Bei mir."

Benjamin Raule hatte ſich zu dem Vorſitzenden des geheimen kurfürſtlichen Conſeils begeben. Er überreichte ihm eine Schrift und ſagte mit nur leicht verhüllter, freudiger Bewegung:

„Seine Kurfürſtliche Durchlaucht haben geruht, ſich nach reiflichſter Ueberlegung der obwaltenden Umſtände und unter der gewiſſenhafteſten Rückſichtsnahme auf die in dieſer hochachtbaren Verſammlung laut gewordenen Pro- und Contra-Meinung, aus eigener Machtvollkommenheit zu entſchließen, die von mir erfolgte Abſendung eines Geſchwaders zur Erforſchung der Weſtküſte Afrika's und zur Ermittelung direkter Abſatzwege unſerer Erzeugniſſe, die mit einem ſo günſtigen Erfolge gekrönt iſt, nachträglich zu genehmigen und den von mir entworfenen Plan zur Begründung einer eigenen Kolonie auf gedachter Küſte Dero vollſte Zuſtimmung zu ertheilen, und befehlen andurch die ſofortige Vollziehung dieſer hohen Willensmeinung. Indem ich mich dieſes hohen Auftra-

ges entledige, über welchen dieſe Schrift das Nähere enthält, erſuche ich Euch, mit der Erfüllung derſelben zu eilen, und da alle weiteren Erörterungen überflüßig geworden ſind, entferne ich mich, indem meine Gegenwart in dieſer hochanſehnlichen Verſammlung nicht mehr nöthig iſt."

Er entfernte ſich, in dem ſtolzen Gefühl ſeines Sieges und hörte noch, indem die Thüren hinter ihm zufielen, die laut geſprochenen Worte:

„Wenn's gefällt, werthe Herren und Collegen, ſo ſetzen wir uns wieder an unſere Plätze, um die Willensmeinung unſeres durchlauchtigen Gebieters zu vernehmen."

Im Erdgeſchoß des alten kurfürſtlichen Schloſſes ſaßen zur ſelben Stunde, an dem runden Tiſch in der Wachtſtube, die Herren von Bork, von Saldern und von Kalkhoun, um ihrem Freunde dem Hauptmann von Ramin, der den Dienſt hatte, die Zeit zu vertreiben. Durch einen Zufall waren hier dieſelben jungen Männer verſammelt, die einſt auf der Rhede von Peenemünde am Bord des von Benjamin Raule kommandirten Schiffes ſich unter die Botmäßigkeit des von ihnen gehaßten Mannes ſtellen mußten. Die Becher kreiſeten fröhlich und mancher vorlaute Scherz, manches

unbeſonnene Wort war ausgeſprochen, als Kalkhoun der ſchon lange in großer Ungeduld die fröhliche Stimmung zu unterbrechen geſucht hatte, ſich raſch erhob:

„Kein Wort mehr von ſolchen Tollheiten! Laßt uns vernünftig miteinander reden von ernſten Dingen, wie es die Zeit erheiſcht. Gedenkt unſeres Schwurs . . .“

„Welches Schwurs denn, Herr Bruder?“ rief lachend Hauptmann Ramin.

„Hätten wir irgend etwas mitſammen beſchworen?“ fragte bedächtig von Saldern.

„Schwur! Schwur! Zum Teufel mit Deinem Schwur!“ rief der derbere Vork. „Ich weiß nichts davon.“

„Nun denn, unſeres gemeinſchaftlichen Gelöbniſſes, unſeres Handſchlages, was Ihr wollt. Die Galle läuft mir über, und ich bin meiner Worte nie recht ſicher, wenn ich dieſes Raule gedenke.“

„Aha!“ fiel Ramin fröhlich ein. „Er ſpielt auf unſern Seezug von Peenemünde nach Rügen an. Ich weiß, ich war damals ſehr ärgerlich, und grollte noch eine Zeitlang nachher; dann aber iſt mir die Geſchichte ganz aus dem Gedächtniß gekommen.“

„Ich vergeſſe nichts!“ entgegnete Kalkhoun.

„Es war eine tolle Geſchichte, Bruderherz. Wir

waren verdammt vorlaut und im Grunde hatte der Raule Recht. Laßt mich mit dieſen Narrenspoſſen zufrieden. Ich will in Ruhe meinen Wein trinken und mit Euch kurzweilen, darum kündige ich allmänniglich an, daß ich mit dem Raule Frieden geſchloſſen habe, ſeitdem mein Freund von der Gröben, der genau mit ihm bekannt geworden iſt, des Rühmens von ihm kein Ende weiß."

„Ich weiß nicht, werthe Herren, was ich zu dem Allen ſagen ſoll, unterbrach von Saldern, den Hauptmann von Ramin mit aufgeworfenen Lippen. „Was für noble Sentiments, die unſerer Beachtung werth ſein möchten, können überhaupt in einem ſolchen Emporkömmling ſtecken? Er iſt ganz uud gar dem niedern Volke entſproſſen und als ein ſolches Weſen ſchon für Edelleute wie wir, kein Gegenſtand näherer Berührung. Ich bin gewilligt, die Unbill, ſo mir damals von ihm zugefügt worden, durch ein verachtendes Stillſchweigen zu rächen. Hinterliſtig ihm zu ſchaden, oder ihm eine Falle zu ſtellen, iſt unritterlich; ſonſt aber — — — Mein Wappenſchild iſt viel zu erhaben, als daß ich es zugeben würde, daß er mit ſeiner Lanze ihn berühren dürfte. In Summa, jener Menſch iſt für mich nicht auf der Welt. Ich ignorire von heute ab ſein Daſein und verlange,

daß von ihm nicht weiter unter uns die Rede ſein ſoll."

„So?" fragte Herr von Kalkhoun immer miß-vergnügter. „In der That, Ihr Herren, das iſt luſtig. Nun, man muß ſich an Alles gewöhnen, auch daran, daß man von ſeinen beſten Freunden verra-then, und von ihnen verlaſſen wird, hätte man auch früherhin die heiligſten Verſicherungen empfangen. Ich werde mich hoffentlich über ſolchen Verluſt zu tröſten wiſſen."

„Haltet an, Herr von Kalkhoun!" fuhr York ſtirnrunzelnd dazwiſchen. „Eure Worte ſind etwas verletzender Natur und Ihr würdet wohl thun, Euch zu mäßigen. Was, zum Teufel, ſcheere ich mich um dieſen Raule? Fort mit ihm und ſeinen betheerten Matroſen! Kein Wort will ich mehr davon hören und wer mir heute noch von ihm ſpricht . . ."

„Nun, Herr! Was dann?"

Herr von Saldern unterbrach den jungen Kalk-houn, der von ſeinem Platze aufgeſprungen war:

„Friede, Ihr Herren! . . . Das fehlte noch, daß um eines ſolchen Emporkömmlings willen, ein Paar Edelleute vom alten märkiſchen Adel mit einander in Streit gerathen ſollten. Hat Einer etwas mit ihm, das er nicht mit ſtillſchweigender Verachtung über-

gehen kann, ſo mache er es für ſich allein aus. Aber keine Vereinbarung, kein Bündniß, das bitte ich mir aus. Und nun genug von dieſem Gegenſtande für immer. Laßt uns zu angenehmern Dingen übergehn."

Hauptmann Ramin war kurz vorher abberufen worden und kehrte gerade jetzt in die Wachtſtube zurück:

„Das iſt recht! Der Saldern hat zu Zeiten ganz vernünftige Einfälle. Ich bin auch dafür, daß wir an die dumme Geſchichte von damals nicht mehr denken. Hört, Ihr Herren — Ihr ſeht, die Kanne iſt leer — ich habe alſo meinen Diener nach einen beſonders feinen Trunk geſendet, den mein Vetter kürzlich von ſeiner Reiſe nach Ungarn mitgebracht und mir verehrt hat. Den gebe ich Euch zum Beſten, wenn Ihr mir noch ein Paar Stunden die Ehre Eurer Gegenwart ſchenkt, verſteht ſich, ohne von dem Herrn Schöffen von Middelburg wieder ein Wort fallen zu laſſen."

„Gewährt! Gewährt!" rief Vork lärmend. „Her mit Deinem alten Ungar, Bruder Ramin, und Dein Vetter ſoll leben, daß er den geſcheuten Einfall gehabt hat, unſerer zu gedenken, als er dort im Paradieſe des Weines weilte. Zum Teufel mit dem Raule!

Ich will hiermit zum letzten Male ſeinen Namen ausgeſprochen haben. Laß friſche Becher bringen und einen Imbiß. Wenn Dein Ungar aushält, wirſt Du mich vor Mitternacht nicht los."

„Gut, gut, Ihr Herren!" ſprach Kalkhoun, ingrimmig den Mantel umwerfend. „Ich ſehe, wo das hinaus will. Ein Thor, der von nun ab ſich noch auf einen Andern, als auf ſich ſelbſt verläßt. Ich bin Gottlob allein Mann's genug, um die empfangene Beleidigung zu rächen, die wir mitſammen erduldeten, und die Ihr ſo überraſchend ſchnell vergeſſen habt. Daß ich aber Euer Benehmen gegen mich treu im Gedächtniß behalten werde, darauf verlaßt Euch."

Er ſtürmte fort.

„Hollah! Hollah!" rief Vork und ſchlug mit der geballten Fauſt auf den Tiſch. „Wie iſt mir denn? Das klang ja wie ein Inſult. Gott verdamme mich, wenn ich mir das gefallen laſſe."

„Sitze ſtill, Bruder Vork!" lachte Ramin. „Du ſiehſt ja deutlich, daß er betrunken iſt."

„Iſt er?" lallte Vork mit ſchwerer Zunge.

„Gewiß. Er weiß nicht, was er ſpricht."

„Na! So laßt ihn laufen. Betrunken? Pfui! Man muß nie mehr hinuntergießen, als man vertragen kann. Schenke ein, von Saldern, die Kanne

ſteht vor Dir. Betrunken, ſagt Ihr? - Gut! Er ſoll's Morgen widerrufen."

„Das ſoll er! Und nun hört eine luſtige Geſchichte an, die ich Euch erzählen will."

Und während die drei Offiziere ſich wacker zum Becher hielten, begab ſich Herr von Kalkhoun in die Behauſung des Geheimenrath von Pyritz, mit welchem er eine geraume Zeit in vertraulicher Beſprechung beiſammen blieb.

Zweites Kapitel.

Benjamin Raule kam in großer Aufregung nach Hauſe und eilte ſo ſchnell, daß ſein alter Leibdiener ihm kaum zu folgen im Stande war, in ſein Gemach:

„Sieg! Sieg!“

Der alte Diener kam keuchend herbei:

„Verzeiht, Herr! Aber Ihr ſeid zu raſch. Meine alten Beine können zu ſchnell nicht fort.“

„Sei fröhlich, Alter, Dein Herr iſt es auch. Da! Nimm den Hut, den Mantel. Ich will mir's bequem machen.“

„Es iſt ſchon ſo ſpät, edler Herr und Ihr habt noch nicht einmal zu Mittag gegeſſen. Befehlt Ihr jetzt, daß Eure Mahlzeit angerichtet werde?“

„Noch nicht. Bringe mir einen Becher Wein! — Wünſche mir Glück, Auke Gerritz.“

„Wozu, edler Herr! Wozu?“

„Ich habe einen neuen Sieg erfochten, Auke Ger-

riß; meine Feinde ſind abermals zu ſchanden geworden.“

„Möge es Euch zum Frieden dienen, edler Herr. Hier bringe ich Euch den Wein; feurigen Spanier, wie Ihr ihn liebt. Wie aufgeregt Ihr ſeid! Man ſollte faſt meinen, daß Ihr ein Fieber hättet.“

„Wenn man vor Freuden ein Fieber bekommen kann, ſo iſt es wahrſcheinlich, daß ich vom tollſten Fieber geplagt bin. Aengſtige Dich nicht, alter Knabe, und trinke eine Flaſche auf das Wohl Deines Herrn.“

„Ich will Gott auf meinen Knieen danken, wenn er Euch etwas Gutes hat geſchehen laſſen, denn Ihr ſeid es werth vor tauſend Andern. Aber es iſt — Ihr müßt es mir nicht übel deuten, beſter Herr.“

„Was denn, Auke Gerritz?“

„Ihr ſeid ſchon ſeit längerer Zeit ſo unſtät und flüchtig. Seitdem Euer Secretarius, Herr Cord Weſſel abgereiſt iſt, ward es noch ärger. Vorbei iſt es mit der ernſten Beſonnenheit, die Euch ſo wohl anſtand; Ihr überhaſtet Alles und bringt Euch um. Ach, Herr, ich bin in großer Sorge um Euch, und ich weiß auch, weshalb.“

„Nun, warum denn?“

„Seit jener alte Jude hier im Hauſe iſt und wie ein Herr gehalten wird, iſt es mit Euch nicht ge-

heuer. Gott verzeihe mir meine ſchwere Sünde, aber ich glaube, der hat es Euch angethan, und Euch verzaubert."

„Nicht doch, Auke Gerritz. Laß mir den alten Moſes in Frieden, er iſt ein Ehrenmann. Daß ihm von Niemandem im Hauſe, wer es auch immer ſei, im Geringſten Ueberlaſt geſchieht! Ich würde das ſo nachdrücklich, als nur möglich beſtrafen. Behert, verzaubert, ſagſt Du? Ha! Ha! Ha!"

„Ach, Herr, frevelt nicht. Der Böſe ſchleicht ſtets im Finſtern, und ſuchet Seelen zu verſchlingen."

„Laß ihn ſchleichen! Auke Gerritz, Du kennſt mich von Kindesbeinen an. Weißt Du noch .... Aber gieb mir noch einen Becher Wein."

„Hier, guter Herr!"

„Dein Wein iſt feurig. Sage mir: Denkſt Du wohl noch an Middelburg und an die ſchöne Geſina?"

„Ach, Herr, das waren betrübte Zeiten für Jedermann."

„Die Erinnerung daran hat bis heute centnerſchwer auf meinem Herzen gelegen, aber nun bin ich von dieſer Laſt befreit; der Fluch iſt von mir genommen. — Schenke ein, alter Knabe."

„Hier, Herr. Wenn es Euch nur gut thut. Der hitzige Wein wird Euch um den Schlaf bringen."

„Wer denkt an Schlaf? Höre nur. Geſina iſt längſt geſtorben, aber ſie hat mir einen Sohn geboren. Dieſer Sohn iſt gefunden.“

„Was ſagt Ihr, Herr?“

„Mein Sohn iſt gefunden. Vielleicht kreuzt er in dieſem Augenblicke auf hoher See, vielleicht irrt er einſam am fremden Strande, aber er iſt doch gefunden und mein guter Cord Weſſel wird ihn mir bringen.“

„Wolle Gott Euch Frieden geben. Laßt Euch aber ein wenig nieder. Ruhe iſt Euch ſo dringend nöthig.“

„Noch nicht. Ich muß arbeiten, viel arbeiten! Horch! Was war das?“

„Ich höre nichts.“

„Die Hausklingel ward gezogen. Sieh nach, was es giebt.“

Der Diener ging.

„So bin ich denn am Ziel!“ ſprach Benjamin Raule, freudig erregt auf und ab gehend. „Ich werde mich nicht mehr abmühen mit kleinen armſeligen Speculationen; ich werde ein großes, mächtiges Werk unternehmen und es wird mir gelingen, für mich, für meinen Sohn, für Alle. Aber erſt ... Ha! Ha! Ha! Bisher war ich der Thor, der nur für Andere ſorgte und für ſeine redliche Treue nichts

als Undank erndtete. Jetzt bin ich vor Allem Vater und es iſt meine Pflicht, dem Kinde, das von der Stunde ſeiner Geburt an bis jetzt verſtoßen war, Alles wieder zu erſetzen, was ich ihm verſchleudert habe. Und ich bringe es ihm wieder ein, ich bringe es ihm wahrhaftig wieder ein."

Der Diener kehrte zurück.

„Was giebt's, Auke Gerritz?"

„Da iſt ein junger Edelmann, der heute ſchon zwei Mal hier geweſen iſt. Herr von Kalkhoun, meine ich, heißt er."

„Kalkhoun? He!"

„Ja, Herr! Ich bedeutete ihm jedes Mal, daß Ihr nicht zu Hauſe wäret, was er aber nicht zu glauben ſchien, denn er wurde ſehr unwirſch. Jetzt habe ich ihm geſagt, daß Ihr zurückgekehrt, aber ſehr angegriffen wäret, und daß er doch lieber Morgen, ſo früh es ihm beliebig, wiederkehren möge, allein er beſteht darauf, Euch heute Abend noch zu ſprechen."

„So bringe ihn hierher! — Geh! ... Ha! dieſer Kalkhoun! — Ich weiß, was er will. Aber die Dinge haben ſich geändert ſeitdem. Mein Vermögen gehört nicht mehr mir, es gehört meinem Sohne, nnd ich will ihm keines Stübers Werth davon verſchleppen."

Der Diener öffnete die Thür und ließ den jungen Edelmann eintreten, der raſch einige Schritte vorging:

„Guten Abend!"

„Ihr ſeid willkommen, Herr! Euer Anliegen muß ſehr eilig ſein, da Ihr Anſtand genommen habt, mir die Ruhe zu gönnen, die mir nach einem anſtrengenden Tagewerke Bedürfniß iſt. Was wollt Ihr?"

„Was ich will, fragt Ihr? Das iſt luſtig."

„Ihr irrt, wenn Ihr glaubt, ich wäre darauf verſteuert, mit Euch zu kurzweilen. Wenn Ihr in Geſchäften mit mir zu ſprechen habt, ſo bringt Euer Anliegen ſo präcis als möglich vor."

„Mit einem Worte denn: Geld!"

„Geld?"

„Jetzt iſt's an mich zu ſagen: Treibt keinen Kurzweil. Ihr wißt ſehr wohl, was zwiſchen uns Beiden ausgemacht worden iſt."

„Wohl entſinne ich mich deſſen. Ihr verlangtet die Kapitalien zurück, die Euer Vater im Intereſſe einer großen Sache bereitwillig hergeliehen hat, und ich wollte — Ja, guter Freund, die Verhältniſſe haben ſich unterdeſſen geändert. Warum kamt Ihr nicht früher? Ihr werdet nichts bekommen."

„Nichts?"

„Gar nichts. Ich kann mein Eigenthum beſſer

brauchen, als es Euch zum ſinnloſen Verſchleudern hinzugeben."

„Ihr wagt es, Herr?"

„Eures Vaters Nachlaß habt Ihr durchgebracht; Ihr ſeid wenig mehr als ein Bettler. Jetzt trachtet Ihr nach dieſem Letzten, um es damit zu machen, wie mit allem Uebrigen. Daraus wird nichts."

„Nicht?" rief Herr von Kalkhoun mit einem teufliſchen Lachen. „Das wußte ich vorher, und das geſammte Kurfürſtenthum wird morgen erfahren, wie es mit Euch daran iſt. Zur rechten Zeit reiße ich Euch die Larve ab, damit Jedermann den jämmerlichen Betrüger . . ."

Aber das Wort ſtarb dem Edelmann auf den Lippen, denn Benjamin Raule, glühend vor Wuth, ſtürzte ſich auf ihn und ein ſo leuchtender Zornesblick drang aus ſeinen Augen, daß Herr von Kalkhoun, um der Gewalt des ihm drohenden Schlages auszuweichen, unwillkürlich in die Kniee ſank. In dieſem Augenblicke öffnete ſich eine gegenüberliegende Thür und Moſes trat in das Gemach.

„Mein! Was giebt es hier? Was für ein Lermen is gedrungen in die Wohnung eines ehrbaren Mannes?"

Und Benjamin Raule gewahrend, unterbrach er ſich raſch, indem er auf dieſen zutrat:

„Darf ich Euch zeigen einen Talisman, was is mächtig genug, zu beruhigen augenblicklich ein aufgeregtes Gemüth? Seht hierher, lieber Herr!"

Moſes zog ein Miniaturportrait aus der Taſche und hielt es Benjamin Raule hin. Dieſer warf unwillkürlich einen Blick darauf. Ein Strahl der Freude flog über ſein Angeſicht, Thränen traten in ſeine Augen. Er reichte dem Juden die Hand und ſich abwendend, ſagte er ruhig:

„Ich danke Dir! Ich bin geneſen."

Herr von Kalkhoun hatte ſich wieder erhoben und ſagte trotzig, einen Schritt vortretend:

„Ich bin nicht hierher gekommen, um mich den Ausbrüchen Eurer Rohheit preiszugeben, oder die ſentimentalen Ergüſſe Eurer Phantaſie anzuhören, die Ihr in ſo gewählter Genoſſenſchaft kund gebt. — Ich fordere zum letzten Male . . ."

Benjamin Raule würdigte ihn keiner Antwort, ſondern zog die Klingel.

Auke Gerritz trat ein.

„Leuchte dem Herrn die Treppe hinab," ſprach Raule vollkommen ruhig. „Und merke Dir's, daß er künftig nicht wieder vorgelaſſen wird."

„Schon gut! Schon gut!“ rief Herr von Kalkhoun, ſich mit drohender Geberde entfernend. „Ich werde eine Gelegenheit finden, dieſe Inſolenz wett zu machen und ſeid verſichert, ich werde ſie nicht verſäumen.“

Benjamin Raule und Moſes waren allein.

„Mein! Was war das?“

„Ein junger Thor, der mich mit ſeinen erbärmlichen Drohungen einzuſchüchtern glaubte. Pah! Ich würde ihn zertreten, wenn ich ihn nicht zu ſehr verachtete.“

„Ihr ſolltet nich ſo ſprechen. Es is kein Feind ſo unbedeutend, daß wir ihn verachten müſſen.“

„Weg mit ihm! Wo iſt das Bild, was Du mir zeigteſt? Es war Mariens Bild!“

„Hier iſt es, edler Herr! Frau Agnete ſendet es Euch. Ich war eben gekommen von ihr, und bereit, hier einzutreten, als Ihr die Hand erhoben hattet . . .“

„Es war unverzeihlich, meine eigene Ehre ſoweit zu vergeſſen. Laß es mich ungeſtört betrachten.. Es ſind ihre lieben Züge. Agnete ſendet es mir, ſagſt Du? Dank, tauſend Dank!“

„Sie ſendet es Euch. Bisher hat ſie nich vermocht, davon ſich zu trennen; aber jetzt . . .“

„Aber jetzt . . . Was meinſt Du damit?“

„Es ſoll ein Andenken für Euch ſein; ein Andenken an beide Schweſtern, wenn . . .“

„Du erſchreckſt mich, Moſes! Sprich ſchnell!“

„Agnete is von ihrer Krankheit nur ſcheinbar geneſen; das Uebel is mit aller Heftigkeit wiedergekehrt, und ich habe gelernt genug von der Arzneikunde, daß ich kann ſagen, alle künſtlichen Mittel, welche können geben die gelehrten Herrn Doktors, ſind nur im Stande zu halten ſie hin unter vielen Quälen eine kurze Zeit.“

„Du täuſcheſt Dich, Moſes.“

„Es is Wahrheit, was ich habe geſprochen. Ich erſcheine hier als ein Bevollmächtigter von der armen Agnete, um Euch zu bringen dies Geſchenk und Euch von ihr zu bitten, daß Ihr wollt kommen, um ihr letztes Wort von ihr ſelbſt zu vernehmen.“

„Und das ſagſt Du mir nicht gleich? Schnell fort! Fort zu ihr!“

„Sie war geſunken in einen feſten Schlaf, als ich bin gegangen weg; ſie bedarf dieſen Schlaf, wenn ſie ſoll Kraft haben, um mit Euch zu ſprechen. Als wir jetzt gehen, wird ſie aufgewacht ſein, wann wir langen an.“

„So komm! So komm!“

Der Schifffahrts-Direktor und der Jude eilten

aus dem Hauſe, um nach dem Erkerſtübchen zu kommen, in welchem Agnete ihr letztes Stündlein erwartete.

In dem untern Geſchoſſe der Behauſung des Gewerksvorſtandes, Meiſter Peters, war es noch lebhaft. Zwar war die Werkſtatt ſchon längere Zeit hindurch geſchloſſen, aber die Meiſterin hanthierte in der Küche und bereitete Tränke aller Art, um ihrer kranken Hausgenoſſin, die der Arzt bereits als eine Verlorene aufgegeben hatte, wirkſamen Beiſtand zu leiſten. Der Meiſter aber ſtand in der Küchenthür, polternd und ſcheltend über die verletzte Hausordnung, indem er ausdrücklich verlangte, daß die Frau das Feuer auslöſchen und ſich förderſamſt zu Bette ſcheeren ſollte.

Da flog das Mädchen die Treppe hinab und in Thränen aufgelöſt, ſchrie ſie:

„Es geht mit ihr zu Ende! Es geht mit ihr zu Ende! Barmherziger Gott! Was wird aus mir armen Geſchöpf hier in der Fremde? Sie ſtirbt!"

„Nicht doch, mein Kind, nicht doch!" ſprach beruhigend die Meiſterin. „Ich werde ſogleich mit Euch hinaufgehen. Da, nehmt dies Töpfchen und dieſe Schaale! He, Vater! Leuchte einmal."

Und Meiſter Peters, brummend, mit verzogenem

Maul, nahm unwillig die Lampe vom Simms des Heerdes und leuchtete den beiden Weibern die Treppe hinauf. Als er ſich umwandte, ſtieß er mit ſeinem Sohn zuſammen, der ſo eben in's Haus getreten war.

„Junge! Plagt Dich der Teufel! So ſpät — ich glaubte Dich längſt im Bette! — Was treibſt Du zur nachtſchlafenden Zeit auf der Straße?"

„Lieber Vater, Du weißt's ja! Frau Agnete hatte gewünſcht, noch einmal mit Moſes zu ſprechen."

„Was, zum Teufel hat ſie mit dem alten Juden zu verkehren?"

„Ich weiß nicht, Vater! Aber die Mutter ſagt, ſie hätte ſo dringend gebeten, und da ich nun wußte, wo er war, ſo habe ich ihn rufen wollen; ... allein es war nicht nöthig, er kam ſchon von ſelbſt. Er und . . ."

„Und! Welcher Und!"

„Der Herr Schifffahrts-Direktor."

„Nun, ſo muß doch . . ."

„Gebt Acht, Vater; da kommt der Herr ſchon. Laßt uns beiſeite treten, Vater."

„Ich glaube, ich wohne in meinem eigenen Hauſe zur Miethe!" fuhr der Alte los, als Benjamin Raule und Moſes die Treppe hinaufgingen. „Ich wohne wahrhaftig bei mir zur Miethe und alle Leute,

die ſeit einiger Zeit in dem Hauſe da verkehren, ſind Herren und Eigenthümer von allem liegenden und fahrenden Gut. Nicht einmal einen guten Abend hat das vornehme Volk für den ehrſamen Hausvater, der ihm ſchon auf der Diehle zur Bewillkommnung einen Kratzfuß macht. — Schenke mir einen Krug Bier ein auf den Aerger, Hans!"

„Ja, Vater!"

„Und der Jude! Aber morgen früh mache ich gewiß und wahrhaftig dem Allen ein Ende."

„Ich will Dir den Krug ſelbſt bringen, Vater!" ſagte Frau Peters, die leiſe die Treppe herabgekommen war, und zog ihren Mann mit ſich fort in die Stube. Komm nur, Du ſollſt Dein Bier trinken und dabei erzähle ich Dir Alles, was ich weiß . . ."

„Wird auch was Rechtes ſein!" entgegnete brummend der Meiſter und ging mit Sträuben in die Stube, deren Thür die Frau ſorgſam hinter ſich zumachte, damit der Hausherr in ſeiner eigenſten Behauſung ſich ſein Verdruß-Räuſchchen anhängen ſollte.

Benjamin Raule hatte ſich nahe zu Agneten geſetzt, die bleich und eingefallen auf dem Siechbette lag.

„Es iſt mir lieb, daß Ihr noch zur rechten Zeit gekommen ſeid, mein Freund, damit ich meine letzten Wünſche Euch anvertrauen kann."

„Nicht die letzten, Agneta; ich habe noch Hoffnung.“

„Ich nicht. Wer gelitten hat, wie ich, giebt ſich keinem Truge mehr hin. Seiner Zeit habe ich Euch Mariens Verzeihung verkündet, in dieſem Augenblicke wiederhole ich es laut und feierlich: ſie iſt völlig mit Euch ausgeſöhnt geſtorben. Ihr Bild . . .“

„Ich habe es mit freudiger Rührung empfangen.“

„Es war Alles, was ich von ihr beſaß; ich hatte es ſo lieb, daß ich mich weder wachend noch ſchlafend auch nur eine Secunde davon trennte. Jetzt, wo ich ſie ſelbſt wiederſehen werde, gönne ich es Niemandem lieber, als Euch. Bewahrt es ſo treu, als ich es bewahrt habe.“

„Theurer als mein Leben ſoll es mir ſein.“

„Und nun reden wir einen Augenblick lang von irdiſchen Dingen. Ihr wißt es, was Mariens Wunſch geweſen iſt. Ich ſoll den Auftrag nicht erfüllen, den ſie mir ertheilt, Gott ſelbſt hat mir die Gränze geſteckt. Aber ich habe ſie treuen Händen übergeben . . .“

Ihr Blick fiel dabei auf Moſes, der unfern von ihrem Lager ſtand.

Der Jude erhob die Hand, wie zu einem Schwur.

„Ich weiß es, Moſes und danke Dir noch in meiner Sterbeſtunde für die treue Sorge, die Du

uns Schweſtern erwieſen und tauſendfach den Beiſtand vergolten haſt, den unſer Vater Dir einſt leiſtete."

„Geſegnet ſei ſein Andenken!" lispelte Moſes.

„Ihr wißt, Benjamin Raule, daß wir nicht ganz unbemittelt ſind . . . . Nein, wendet Euch nicht ab . . . . es ſoll kein Vorwurf ſein. Das Vermögen, welches wir der Mildthätigkeit der Stadt Middelburg verdanken, iſt nicht verringert, unſere kleinen Bedürfniſſe waren Urſache, daß wir es noch anſehnlich vermehren konnten. Dort, jene Blätter — ſie deutete auf einen großen, mit fünf Siegeln verſchloſſenen Brief, der neben ihr lag — enthalten meinen letzten Willen und Moſes wird der Vollſtrecker deſſelben ſein."

„Nach beſter Einſicht, als mir Gott helfe."

„Es iſt Euerm Sohne als freies Eigenthum beſtimmt. Mögt Ihr ihn bald und freudig in Eure Arme ſchließen. Und nun . . . ."

Sie winkte mit der Hand.

Moſes hatte ſie verſtanden und entfernte ſich ſtill, mit überſtrömenden Augen.

„Ich wollte ein letztes Wort zu Euch ſagen, das ſelbſt einen ſolchen Freund nicht als Zeugen duldet. Ein Geheimniß iſt noch in dieſem Herzen verborgen, und ich muß es von dieſer Laſt befreien, bevor es

ſtille ſteht. Ihr habt mich ſtets für kalt und fühllos gehalten, Raule; Ihr glaubtet, ich ſei Euere Widerſacherin, Euere Feindin, und nur meine Liebe zu Marien ließ mich Euch dulden .... O Gott!"

„Agneta! Um Gottes Willen!"

„Es war nicht Stolz, was mich fern von Euch hielt ... Es war der Schmerz einer unerwiderten Neigung."

„Herr mein Gott!"

„Ja, ich liebte Euch; liebte Euch mit all dem Feuer der erſten begeiſterten Jugendliebe. Das iſt längſt vorbei; die treueſte Freundſchaft hat dieſen Traum der Jugend verdrängt und darum darf ich es offen geſtehen. Ich hätte nicht ruhig ſterben können, wenn ich es verſchweigen mußte, was dieſes Herz gelitten hat."

Benjamin Raule entgegnete nichts, aber die Thränen rannen von ſeinen Wangen herab.

„Bezwingt Euern Schmerz, mein Freund, und gönnt mir die Ruhe, nach der ich mich ſo lange umſonſt geſehnt. Reicht mir Euere Hand, ſie ſoll mir die Augen zudrücken. Ruft Niemand; nur Ihr ſollt mich ſterben ſehen."

Ein ſeliges Lächeln verklärte ihr Angeſicht. Ben-

jamin Raule ſaß regungslos, den Blick feſt auf ſie gerichtet.

Eine Stunde verſtrich. Sie bewegte leiſe die Lippen und flüſterte:

„Mein Engel winkt mir! Es iſt Marie! Lebe wohl!“

Der tieferſchütterte Mann ſank in die Knie und betete:

„Herr! Nimm ihren Geiſt auf!“

Ein leiſes Zucken und die Seele Agnetens war der irdiſchen Hülle entflohen.

Vom St. Nicolai-Thurm ſchlug die erſte Morgenſtunde.

Drittes Kapitel.

In dem Vorgemache, durch welches man zu dem Kabinette des Kurfürſten gelangte, begegneten ſich die Geheimenräthe Kronbeſſer und Kampmeyer.

„Es iſt Alles in Ordnung, werther Herr College!“ ſprach Erſterer, den Freund begrüßend. „In dieſem Augenblicke unterzeichnet Seine Kurfürſtliche Durchlaucht die verſchiedenen Beſtallungen und läßt, zum Schrecken des ehrſamen Herrn von Thumb, die letzten Kapitalien herbeiſchaffen, die zu dieſer Unternehmung nöthig ſind.“

„Auch meine Geſchäfte ſind beendigt. Unſere Agenten ſind bereits nach dem Holſteiniſchen abgereiſt, um dort alles Nöthige ankaufen und in das Depot nach Glückſtadt bringen zu laſſen. Da ich hier für heute nichts weiter zu thun habe, ſo werde ich mich ſogleich an den Ort unſerer Zuſammenkunft begeben, denn wir können unſere letzten Beſchlüſſe

nicht ſchnell genug faſſen. Raule ſieht ſcharf und wir müſſen Alles anwenden, um zu verhüten, daß er vor der Zeit Argwohn ſchöpft."

„Geht nur voran, Freund Kampmeyer. Ich muß hier noch verweilen, denn es könnte dem gnädigen Herrn belieben, mich über einige Details der Expedition, die von meinem Departement reſſortiren, wiederholt vernehmen zu wollen."

„Wir werden Euch mit Sehnſucht erwarten. Wenn nur unſere Geldmittel reichen. Es wäre ein verdammter Streich, wenn Herr von Kalkhoun uns ſitzen ließe."

„Oder ſitzen laſſen müßte. Dann, mein lieber Freund, ſollt Ihr ſehen, daß ich ein ganzer Finanzmann bin, denn dann bringe ich die letzte entſcheidende Hülfe. Freilich wird ſie nicht um einen Eierkuchen feil ſein, aber um außergewöhnliche Pläne zur Ausführung zu bringen, muß man ſich außergewöhnlicher Mittel bedienen. Gehabt Euch wohl."

Und Herr Geheimerath Kronbeſſer begab ſich mit ſolchen Gedanken und Entſchlüſſen, ſcheinbar ganz Eifer und ganz Wille für die Intentionen ſeines Gebieters, in die Kurfürſtliche Kanzlei, um auf den erſten Wink ſeines Herrn ſogleich zur Hand zu ſein. Aber er harrte umſonſt. Man verlangte ſeiner nicht

und nach einer Stunde eilte er in die Verſammlung ſeiner Freunde, die bereits in voller Berathung war.

„Da iſt Kronbeſſer!“ rief Kampmeyer fröhlich. „Nun werden wir unſere Angelegenheiten ſogleich zum glücklichen Entſcheid bringen. Bitte Euch, verehrter Freund, tretet hier an den Tiſch und ſeht dieſe Papiere durch; ſie handeln von der Verproviantirung der Schiffe, die zur weſt-afrikaniſchen Expedition beſtimmt ſind.“

Kronbeſſer prüfte die vorgelegten Rechnungen mit dem Blicke des Kenners:

„Vortrefflich, ganz vortrefflich. Will wahrhaftig den Zahlenmann ſehen, der hierin nur die geringſte Ungehörigkeit findet. Wir haben unſere Kapitalien möglichſt fruchtbringend angelegt, und werden noch die Freude haben, daß Seine Kurfürſtliche Durchlaucht uns für unſere ſorgſame Oekonomie ſeine Zufriedenheit ausſpricht. Iſt bereits Nachricht von Herrn von Kalkhoun angelangt?“

„Noch nicht.“

„Das bedeutet nichts Gutes. Hätte er ſeinen Zweck erreicht, er wäre längſt in unſerer Mitte.“

„Mir ſcheint, werther Freund,“ unterbrach ihn Kampmeyer, „als bewähre ſich Euere gute Meinung von der Ritterlichkeit des Herrn Benjamin Raule

nicht, der in Geldangelegenheiten auch des Sprüchleins denken wird:

„Hundert Thaler draußen ſind Schein,
Nur der Groſchen im Sack iſt mein.“

„So bleibt denn nichts übrig,“ entgegnete Kronbeſſer, „als die letzte Mine ſpringen zu laſſen.“

„Was nennt Ihr die letzte Mine?“

„Das iſt mein Geheimniß. — Aber, was iſt das für ein Lermen draußen?“

„In der That. Schreiber, ſeht einmal nach.“

Aber ehe der Schreiber noch die Thür erreichte, flog dieſe auf und Herr von Kalkhoun trat ein. Die leidenſchaftlichſte Aufregung drückte ſich in allen ſeinen Zügen aus, die Augen rollten wild in ihren Kreiſen, kalter Schweiß ſtand ihm vor der Stirn.

„Um Gott, edler Herr, wie ſeht Ihr aus? Was iſt mit Euch geſchehen?“

„Nichts.“

„Das muß ein fürchterliches Nichts ſein, das Euch in dieſen Zuſtand gerathen ließ. Wo kommt Ihr her?“

„Von ihm.“

„Erlaubt, mein werther Herr, ich rathe dringend Euch zu ſammeln. Wir ſind hier zum ernſten Rathe vereint und was wir mitſammen zu verhandeln

haben, erfordert die ruhigſte Ueberlegung. Demnach alſo . . ."

„Demnach alſo," unterbrach Herr von Kalkhoun den Geheimenrath Kronbeſſer mit vor Zorn bebender Stimme, „wird unſer ganzes Project ſcheitern."

„Was ſagt Ihr?"

„Verdammt ſei dieſer Raule in alle Ewigkeit! — Er bezahlt mich nicht."

„Er hätte in der That . . ."

„Rundweg abgeſchlagen. Er wies mich höhnend von ſich und gab mir deutlich zu verſtehen, er werde mich nöthigenfalls hinauswerfen laſſen."

„Nun Freund?" wandte ſich Kampmeyer mit einem triumphirenden Lächeln an ſeinen Collegen.

„Sei es. Mir iſt's leid um Euch, Herr von Kalkhoun, daß Ihr auf dieſe Weiſe der freien Schaltung über Euer Eigenthum beraubt werdet . . ."

„Ich will es ihm gedenken."

„Unſer wohl überlegtes Werk aber darf darum nicht ſcheitern. Zwiefach thut es mir leid, da Ihr nun der offenbaren Vortheile entbehren müßt, die dies Geſchäft Euch gewährt hätte. Es war Euch von Herzen gegönnt, denn Ihr ſeid ein achtbarer Kavalier, der jede Berückſichtigung verdient. Unter den gegenwärtigen Umſtänden indeß . . . Es gilt jetzt, für das

durch Euch Verlorne, andere Kräfte herbeizuziehen und dieſen würde dann der Vortheil zufließen müſſen, den man Euch vor allen Andern zugedacht hat."

„Marktet, handelt mit wem Ihr wollt, mir gilt es gleich!" rief der entrüſtete junge Edelmann. „Was ſchiert mich Euer Gold? Ich will nur Rache, und da ich dieſe allein im Bündniſſe mit Euch befriedigen kann, ſo bleibe ich Euch zugeſellt und wäre es als . . . ich weiß nicht, was ich rede."

Kalkhoun war zu erſchöpft; er vermochte nicht, ſich länger aufrecht zu erhalten. Er warf ſich in einen Seſſel und ſah mit glanzloſen Augen, wie abweſend, im Kreiſe umher.

Kampmeyer zog ſeinen Freund beiſeite:

„Nun, das verſteht ſich von ſelbſt, daß wir unſer'n wohlerrungenen Vortheil nicht mit einem hergelaufenen Abentheurer theilen wollen, der nichts hat, als ein großes Maul und einen altadeligen Namen . . ."

„Aber eben dieſer Name . . ."

„Das iſt es, was ich ſagen wollte. Wenn wir ihm auch nicht dienen wollen, ſo kann er uns dienen. Wenn ein ſolcher Herr einmal einen extravaganten Streich macht und es kommt höheren Ortes zur Sprache, nun Ihr wißt ja, eine Krähe hackt der

andern nicht die Augen aus. Redet ihm alſo gut zu; ein ſchmeichelndes Wort zur rechten Zeit hingeworfen, hat oft ſchon die ſchönſten Früchte getragen.“

„Ich will's, wenn es zum Aeußerſten kommt, aber beſſer iſt es immer, er läuft uns in's Netz. Und dazu hat es allen Anſchein. Seht, wie er vom Seſſel aufſpringt und wie ein Toller auf und ab rennt. Jetzt kommt er auf uns zu. Seid nur vor allen Dingen kalt und förmlich.“

„Ihr Herren!“ rief Kalkhoun, noch im höchſten Grade erregt, den beiden Geheimenräthen zu. „Ich habe mir Alles noch einmal wohl überlegt und ſehe ein, daß ich Euer Compagnon nicht ſein kann. Mir liegt auch nichts daran; ich brauche Euer Geld nicht.“

Kampmeyer zuckte die Achſeln.

„Aber Euer Bundes-Genoſſe will ich ſein, mit Euch zu einem Zwecke mich verbinden: zum Sturze Raule's.“

„Wer hat Euch geſagt, daß wir irgendwie Abſichten ſolcher Art nährten?“

„Wer? . . . Macht mich nicht wild, Ihr Herren! . . . Wer denn anders, als Ihr ſelbſt? Ihr thut Eurer Sache keinen Schaden, wenn Ihr Euch mit mir verbindet. Ich bin ſchlau genug, um vor einer

Liſt nicht zurückzuſchrecken und muthig genug, um eine dreifach überlegene Waffe nicht zu fürchten."

„Der iſt unſer," flüſterte Kampmeyer dem Genoſſen zu und ſagte dann mit der wohlwollendſten Miene zu dem jungen Edelmann:

„Ihr habt uns vorhin unrichtig verſtanden, werther Herr. Wenn wir nicht gleich auf Euer Anerbieten eingingen, ſo geſchah ſolches in Euerm eignen Intereſſe. Wir wollten nicht, daß Ihr gleiche Laſten trüget, wo Euch nicht gleiche Vortheile geboten werden konnten. Wenn Ihr uns aber dennoch die Freundeshand bietet, greifen wir mit der größten Begier danach und halten ſie feſt. So ſind wir denn auf's Neue zu Schutz und Trutz verbunden. Wir ſind Euere Freunde und wenn Ihr jemals unſeres Beiſtandes bedürft . . ."

„Ha! Ha! Ha! Unſeres Beiſtandes bedürft! Das heißt mit anderen Worten: Streckt uns die Hand entgegen, und wir wollen Euch ein Almoſen hineinlegen. Wißt Ihr, was ein Bettler iſt? Ein feiger, ſchäbigter, mit Schmutz und Lumpen bedeckter Hund, nach dem Jeder ſchlägt, den Jeder mit Füßen ſtößt und der, ſich demüthig krümmend, bei allen Mißhandlungen noch lächeln muß, will er das Gnadenbrod nicht verlieren. Das iſt ein Bettler, Ihr Herren

und zu einem ſolchen jämmerlichen Geſchöpfe hat mich dieſer Raule gemacht, indem er mir einen großen Theil meines Vermögens ſtahl. Verdamm mich Gott, wenn ich ihm das vergebe."

„Ihr ſeht ſchwarz, Herr!" ſprach begütigend Kampmeyer. „Euern Haß gegen Raule heiße ich gut und will Eurer Rache nicht hindernd in den Weg treten. Sonſt aber, hoffe ich, Ihr werdet uns nicht ſo tief kränken und glauben, wir könnten Euere Lage mißbrauchen und Euch in eine unehrenhafte Abhängigkeit von uns bringen wollen. Ihr glaubt das auch in der That nicht, ſondern ſeid vielmehr unſerer treueſten Freundſchaft verſichert. Begebt Euch nach Hauſe, Herr von Kalkhoun; es iſt nicht gut, daß Ihr Euch dieſer Aufregung ſo ſchonungslos überlaßt. Sammelt Euch, Herr, und ſucht die Ruhe zu gewinnen, deren Ihr ſo ſehr bedürft. Morgen mit dem Früheſten — ich bitte Euch, daß Ihr nicht etwa ausgeht — beſuche ich Euch und was ich Euch zu ſagen denke, wird Euch hoffentlich zufrieden ſtellen."

Es gelang dem ſchlauen Geſchäftsmann, der ſo vortrefflich den väterlich wohlwollenden Ton eines berathenden Freundes nachzuahmen wußte, den jungen Edelmann zu bereden, daß er ſich in ſeine Wohnung

begäbe und geleitete ihn, freundlich zuredend, bis zur Thür. Dann kehrte er achſelzuckend zurück und ſagte kalt:

„Das iſt abgemacht. Gehen wir wieder an unſer Geſchäft und laßt hören, wie Ihr den Ausfall zu decken gedenkt, den wir ſo eben erlitten haben.“

Während die treuloſen Diener eines hochgeſinnten Fürſten mit ſchlauer Berechnung ihre Anſchläge entwarfen und geſchäftig den Boden untergruben, auf welchem eine granitne Denkſäule, der Unſterblichkeit geweiht, errichtet werden ſollte, dazu beſtimmt, über Meer und Land hinweg zu ragen in die fernſten Jahrhunderte, eilte Benjamin Raule ſeinem Secretair entgegen, der mit Schweiß und Staub bedeckt vom Pferde ſprang und in’s Haus trat.

„Da biſt Du ja! Weit eher, als ich Dich erwartet habe, und doch viel zu langſam für meine Ungeduld. Setze Dich, Cord Weſſel und ſchöpfe Athem.“

„Gott zum Gruß, edler Herr! Faſt weiß ich nicht, wie ich ſo ſchnell hierher gekommen bin. Von Hamburg bis Berlin von einem Pferde auf das andere, ohne einen Augenblick zu raſten.“

„Knöpfe Dein Wamms auf! Auke Gerritz! Bringe Wein! Ich werde das Fenſter öffnen, die friſche Zugluft wird Dir wohlthun.“

„Guter Herr!“

„Da trink! Und nachher, wenn Du Dich völlig erholt haſt, dann ſprich — ich habe Zeit, ich werde warten.“

„Ihr ſollt nicht warten; ich ſage Euch mit einem Worte Alles. Den Knaben, den Ihr verlangt, bringe ich Euch nicht.“

„Nicht?“

„Er iſt fort!“

„Wohin, Unglückſeliger! Wohin?“

„Niemand weiß es!“

„Niemand? Ha! Ha! Ha! Einer weiß es gewiß! Roberts, das iſt Dein Werk!“

„Ich weiß dieſe Worte nicht zu deuten, edler Herr! Wenn Ihr aber meint, daß Euer Vetter bei dem Verſchwinden des Knaben betheiligt iſt, ſo irrt Ihr Euch.“

„Woher weißt Du das?“

„Hört mich ruhig an, edler Herr! Ihr wißt, daß die Fregatten, welche zu Curhafen ſtationirt geweſen ſind, nach Aufhebung der Elbblokade ebenfalls nach den mexikaniſchen Gewäſſern abgingen. Hier trafen ſie den Kurprinzen und die Dorothea unter nicht beſonders günſtigen Umſtänden an und Herr Admiral von Beveren ertheilte ihnen den Befehl, nach dem Texel zurückzukehren, und von dort Euere

weiteren Befehle einzuholen. Als ich in Amſterdam anlangte, erhielt ich bei unſerm Agenten Kunde davon und erreichte den Texel, als unſere Fregatten drei Tage vorher dort Anker geworfen hatten. Ich fand den jungen Mann, den nach Berlin zu bringen Ihr mir unter allen Umſtänden befohlen, nicht mehr am Bord des Kurprinzen."

„Du haſt doch augenblicklich die genaueſten Nachforſchungen angeſtellt?"

„So that ich, Herr! Man theilte mir eine lange Geſchichte mit, die Ihr mir erlaſſen werdet, wie die beiden Fregatten Kurprinz und Dorothea in dunkler Nacht einander anſegelten. Beim Klariren der Schiffe iſt Gottlieb Schwalbe durch eine ſonderbare Verkettung der Umſtände, die ich nicht wohl begreife, in demſelben Augenblicke, wo beide Schiffe wieder auseinander gingen, auf das fremde Bugſpriet gerathen und ſo, ohne daß Einer es wollte oder wußte, auf das andere Schiff gekommen."

„Das iſt unmöglich."

„Euerm Vetter — Ihr verzeiht mir, daß ich es ſage, — Euerm Vetter hätte ich es vielleicht nicht geglaubt, allein Capitain Blonk und der Hochbootsmann Nicolaus van Dören beſtätigen es in allen Theilen."

„So iſt der Knabe ja gefunden.“

„Er war auch nicht mehr am Bord der „Dorothea.“

„Wo war er denn? Du ſpannſt mich auf die Folter, Menſch! Rede!“

„Capitain Blonk hat einen Piraten aufgelaufen; dieſer iſt genommen und bemannt. Gottlieb Schwalbe ward als Ueberzähliger zur Bemannung des Piratenſchiffes abgegeben.“

„Und dieſes Schiff?“

„Man weiß nichts Beſtimmtes. Es ſind nur Vermuthungen, Anſichten . . .“

„Was vermuthet man? Du ſiehſt meine Angſt.“

„Capitain Blonk meint, da es ſeinen Cours nach dem mexikaniſchen Golf geſtellt und man trotz aller Nachforſchungen nichts von demſelben vernommen hat . . .“

„Nun?“

„Da auch, bald nachdem die beiden Schiffe ſich von einander trennten, ein furchtbarer Sturm ausgebrochen iſt, ſo . . .“

„Nein! Nur das nicht.“

„Es ſind nur Vermuthungen, beſter Herr!“

„Du bringſt über den Untergang jenes Schiffes keine zuverläſſigen Nachrichten?“

„Nicht die geringſte. Man weiß nichts Beſtimmtes, und nur weil der Sturm über die Maßen furchtbar war, jenes Schiff aber während des Gefechtes viel gelitten hatte, vermuthet Capitain Blonk, daß es vielleicht irgendwie geſcheitert ſei.“

„Nein! Nein!“ rief Naule in großer Bewegung. „Das hat Gott nicht zugelaſſen. Er hat mir nicht die freudige Hoffnung in's Herz gepflanzt, um ſie gleich darauf wieder ſo unbarmherzig zu vernichten. Das Schiff iſt verſchlagen nach einer fernen Küſte, auf die hohe See hinaus, aber verloren iſt es nicht. Wir werden plötzlich davon hören, es wird ſich wiederfinden in einem Augenblicke, wenn wir am wenigſten daran denken.“

„Ich wünſche es mit Euch.“

„Der Zeitpunkt, wo ich den Knaben an mein Herz drücken ſoll, iſt nur weiter hinausgerückt. Es bleibt ſich am Ende gleich, ob Heute oder Morgen! Ich muß warten; ich muß und will es! Biſt Du im Uebrigen nach meiner Anweiſung verfahren?“

„Beiden Capitainen habe ich Euere Ordre mitgetheilt, und wir ſind unverzüglich nach der Elbe abgeſegelt. Dort blieben die Schiffe, ganz Eurer Anordnung gemäß, unter den Befehlen der älteſten Of-

fiziere zurück, während ich ſelbſt mit den Capitainen hierher geeilt bin."

„So ſind ſie hier? Bringe ſie zu mir!"

„Blonk konnte das ſchnelle Reiſen zu Lande nicht vertragen und wird ſpäter hier eintreffen, aber Euer Vetter — er ſcheint ein großes Intereſſe dabei zu haben, ſchnell hierher zu gelangen — iſt mir auf dem Fuße gefolgt und nur dem Zufall, daß ſein Pferd heute früh ein Eiſen verlor, habe ich den kurzen Vorſprung zu danken."

„So iſt er jetzt ſchon in Berlin?"

„Er folgt mir auf der Ferſe."

„Ich werde mich zu ſeinem Empfange bereiten."

Auke Gerritz trat nach einer Pauſe ein:

„Mit Verlaub! Euer Vetter, der Herr Commandeur, iſt ſo eben in's Haus getreten."

„Hierher mit ihm! Hierher ohne Verzug, Auke Gerritz."

Der Diener ging hinaus.

„Ich will mich vor ihm hinſtellen und bis in das Tiefinnerſte ſeines Herzens ſehen. Geh, Cord Weſſel und — ich kann Dir noch keine Ruhe gönnen, mein guter Junge! — Bringe mir . . . Horch! Das iſt ſein Tritt! Höre!

Benjamin Raule flüſterte ſeinem Secretair noch

einige Worte zu; dieſer entfernte ſich raſch durch das anſtoßende Kabinet, während der Commandeur durch die von Auke Gerritz geöffnete Thür eintrat.

Beide Männer ſtanden einander gegenüber.

Eine Stunde war vergangen.

Auf Benjamin Raule's Antlitz malte ſich die tiefſte Verachtung, während die Gluth des Haſſes aus den Augen des Commandeurs blitzte.

„Mörder meines Kindes! Elender! Daß Du es noch wagen kannſt, in meiner Nähe zu athmen!"

„Ho! Hip! Nimm Dich in Acht! Was, zum Teufel, habe ich mit dem Bankert zu thun? Stand es ihm an der Stirn geſchrieben, daß es der Deine war, und habe ich die Pflicht, für Deine Jugendſünden aufzukommen? Wenn ich's ausplaudere, biſt Du obenein der Gefoppte, auf den ſie mit Fingern weiſen werden. Darum ſollſt Du mir noch gute Worte geben, damit ich ſchweige und Alles in Vergeſſenheit geräth."

„Vergeſſenheit? Es ſoll vielmehr mit tauſend Zungen reden."

„Deines Gefallens. Die Piratenpriſe iſt zum

Teufel und der Junge mit ihr; daran iſt nichts zu ändern. Du biſt lächerlich gemacht, ohne davon einen Vortheil zu haben, während mein Verhältniß zu Dir daſſelbe bleibt."

„Dies Wort ſei eine Lüge! Und müßte ich Alles, was ich beſitze und beſitzen werde, in den Grund des Meeres verſenken, ſollſt Du doch Deine habgierige Hand nicht darnach ausſtrecken."

„Soll ich nicht? Ho! Hip! Dieſe Drohung verlache ich. Noch giebt es ein Geſetz. Und wenn mir das auch nicht zur Seite ſtehen ſollte, denn Du biſt ſchlau und kannſt ſehr leicht etwas erſinnen, das meine armen Kinder um ihr rechtmäßiges Eigenthum bringt, ſo giebt es auch noch ein anderes Mittel, um Dir zu entreißen, was Du gutwillig zu geben Dich weigerſt"

„Warum nicht? Menſchen Deiner Art iſt Alles möglich. Könnt Ihr es nicht mit offner Gewalt zwingen, greift Ihr zur Liſt, zur Heimtücke, zum Gift."

Der Commandeur wurde todtenbleich:

„Was ſagſt Du?"

„Gift! Haſt Du mich nicht verſtanden? Gift, Vetter Jakob! Gift, womit man nach Belieben tödten kann; Ratten oder Menſchen."

Kalter Schweiß perlte von der Stirn des Commandeurs.

„Das verſtehe ich nicht.“

„Ich will Dich lehren, es zu begreifen. Meinſt Du, ich hätte jede ſanfte Regung gewaltſam in mir erſtickt und die Bande des Blutes zerriſſen, ohne vollgültige Urſache? Du biſt ein unſeliger, verlorner Menſch, der . . .“

„Ha! Ha! Ha! Herzlieber Herr Vetter, ſteuere Dich nicht zwiſchen hochtönenden Redensarten und feierlich klingenden Phraſen umher. Du willſt meine armen Kinder verſtoßen und ihnen den Bettelſtab in die Hand zwingen; damit das aber Deine äußere Ehre nicht beeinträchtige, heckſt Du allerlei Teufeleien aus und willſt mich mit dem Namen eines Verbrechers brandmarken. Aber es wird Dir nimmer gelingen und Du wirſt, mit doppelter Schande beladen, von hinnen gehen. Haſt Du den Muth, ſolche Beſchuldigungen gegen mich zu erheben, ſo mußt Du ſie auch beweiſen. Hörſt Du? Beweiſen mußt Du ſie.“

„Das will ich!“

„Ich bin neugierig, woher die Zeugen kommen ſollen, die hier tief im Binnenlande beweiſen ſollen, was auf hoher See zwiſchen den vereinſamten Plan-

ken meiner Kajüte vorgegangen iſt. Beweiſen! Ho! Hip! Nun, ſo beweiſe denn darauf los in des Teufels Namen!“

„Es ſoll geſchehen.“

Benjamin Raule zog die Klingel. Der Secretair trat ein.

„Haſt Du meinen Auftrag erfüllt?“

„Ja, edler Herr.“

„So ende.“

„Wenn Ihr durchaus befehlt . . .“

Der junge Mann warf einen Blick des Mitleids auf den Commandeur.

„Es muß ſein.“

Der Secretair trat wieder zurück. Die Thür blieb auf.

Jakob Roberts ſchlug ein höhnendes Gelächter auf.

„Du wagſt es, zu lachen? Nun denn, ſo blicke dorthin und lache bis in alle Ewigkeit.“

Moſes erſchien auf der Schwelle.

Mit einem lauten Schrei taumelte der Commandeur zurück:

„Ein Geſpeenſt!“

„Ich bin kein Geſpenſt,“ entgegnete mit bebendem Tone der Jude. „Ich bin der alte, ſchwache Mann, der von Euch is geworden mißhandelt auf

die grauſamſte Weiſe; dem Ihr habt durch einen unſchuldigen Knaben laſſen einen Gifttrank reichen, der aber is geworden unter der Hand eines menſchenfreundlichen Arztes zu einem Tranke des Segens."

Jakob Roberts ſtand da, bleich, zitternd, mit ſchlotternden Knieen, keines Wortes mächtig; ſeine Hände ballten ſich zuſammen, ſein Haar ſträubte ſich.

„Und doch erbarmt mich ſein!" flüſterte Moſes vor ſich hin. „Ich kann ihn nich quälen längere Zeit mit meinem Anblick. Vergeb' es Euch Gott, Herr Commandeur, was Ihr habt gethan Böſes einem armen, kranken Mann, ich vergebe es Euch von ganzem Herzen."

Er trat zurück.

„Luft! Luft!" ſtöhnte der Commandeur.

„Nun?" unterbrach ihn zürnend Benjamin Raule. „Iſt Deine jämmerliche Prahlerei am Ende?"

Der Commandeur hatte ſich mühſam geſammelt. Er blickte Anfangs ſcheu um ſich; als er aber ſah, daß ſie Beide allein waren, raffte er ſich gewaltſam uſammen und rief mit erzwungenem Lachen:

„Pah! Das war ein jämmerlicher Betrug!"

„Du weißt es recht gut, daß es kein Betrug war. Deine lallende Zunge, der Angſtſchweiß auf Deiner Stirn verkünden es zur Genüge, daß Du die furcht-

bare Wahrheit erkannt haſt. Danke Gott, der mir ein Herz gegeben hat, das Mitleid mit Deiner Erbärmlichkeit fühlt. Geh, wohin Dein böſes Gewiſſen Dich führt; wir haben auf dieſer Welt nichts mehr zu theilen."

„Du wirſt dennoch mit mir theilen müſſen, mein großprahlender Herr Vetter! So oder ſo! Ganz nach Deiner Wahl, oder vielmehr nach der meinen."

Er eilte fort.

Benjamin Raule preßte ſeine Hand gegen die gewaltſam arbeitende Bruſt:

„Zerſpringe nicht, Herz! Du wirſt noch manchen Kampf beſtehen müſſen und allein, ganz allein."

Er ſank erſchöpft auf ſein Ruhebette.

Als der Secretair nach einiger Zeit eintrat und ihn entſchlummert fand, wich er leiſe zurück.

Viertes Kapitel.

Der Kurfürſt ging ernſt erwägend in ſeinem Gemache auf und ab.

An der Thür ſtand Benjamin Raule, eine zuſammengerollte Karte in der Hand und harrte ehrerbietig, daß der Herr ihn entlaſſen werde. Dieſer ſtand plötzlich ſtill und richtete ſein Auge feſt auf den Schiffahrts-Direktor:

„Tretet näher, Raule.“

„Was befehlt Ihr, gnädigſter Herr?“

„Ich habe Euch bisher vertraut.“

„Es war mein ſchönſtes Glück, meine Treue anerkannt zu ſehen.“

„Dies Vertrauen iſt bedroht; von allen Seiten erheben ſich Anklagen, die Euch verdächtigen.“

„Das kommt mir nicht unerwartet, gnädigſter Herr.“

„Und viele der Anklagen tragen den Stempel der Wahrheit. Der Schein iſt oft gegen Euch.“

„Ich bitte Ew. Kurfürſtliche Durchlaucht um eine ſtrenge Unterſuchung. Wenn mein gnädigſter Herr dieſe Anklagen prüft, wird dieſer Schein vor dem Lichte der Wahrheit verſchwinden.“

„Ihr ſeid der Einzige, der meine Intentionen völlig begriffen hat, darum mag ich Euch eines jämmerlichen Betruges nicht fähig halten. Seht mich an, ehrlich und offen. Ich will Euch ferner vertrauen.“

„Ich will dieſes Vertrauen zu rechtfertigen ſuchen.“

„Und ich will Euch vor Euren Feinden ſchützen. Ihr habt viele Feinde.“

„Ja, gnädigſter Herr, ſehr Viele. Man könnte ſagen, zahlreich wie der Sand am Meer, denn meine Feinde ſind die Männer des Stillſtands, denen jeder kühne Fortſchritt ein Greuel iſt, oder die in ein Fieber fallen, wenn dem Kopfe des Mannes eine Idee entſpringt, die den Schlendrian und das Herkommen über den Haufen zu werfen droht. Sie ſind zu beſchränkt, um ſich zu einer Idee des Fortſchritts zu erheben, oder fürchten, die bisher ſauer errungene Beute würde ihren Händen entgleiten, wenn ſie ſich vorwärts bewegen müßten. Darum klammern ſie ſich an das Alte und Morſche feſt und ſuchen zu ſtützen und zu flicken, wo es irgend geht, damit das alte

Gebäude nur nicht über ihre Köpfe zuſammenſtürze und ſie zerſchmettere."

„Und ſie werden ſich die Köpfe zerſchlagen laſſen, ehe ſie der Vernunft aus freien Stücken Gehör geben."

„So muß man ſie dazu zwingen. Der Himmel hat das Können in Eure Hand gelegt, gnädigſter Herr, ſo ſtrebt denn auch nach dem Wollen. Es iſt, als ob die Welt aus einem tauſendjährigen Schlafe erwachte; überall iſt Leben und Bewegung; es geht einem fernen, aber reich lohnenden Ziele zu. Nur allein die deutſchen Lande ſind noch von einer ſchweren Lethargie befallen. Sie müſſen geweckt werden und wachend handeln."

„Sie ſollen's. Unſer Zug durch die Meere nach Afrika ſoll das Signal zu einer allgemeinen Auferſtehung ſein. Wenn wir unſere Flagge an jener Küſte aufpflanzen, ſei ſie das Banner, um welches deutſcher Gemeinſinn ſich ſchaart, damit er das Werk erfülle, daß den deutſchen Landen von der Vorſehung auferlegt worden iſt."

„Amen! Das war ein großes Fürſtenwort. Möge unter Gottes befruchtendem Segen dieſer neue Frühling ſeine duftenden Blüthen entfalten."

„Und nun zu den letzten Geſchäften. Die beiden Fregatten ſind alſo völlig ſegelfertig?"

„Der „Kurprinz“ iſt es. Nach gewiſſenhafter Unterſuchung iſt die „Dorothea“ zu eine Fahrt, die möglicherweiſe lange dauern kann, nicht tüchtig genug befunden, weshalb ich an deren Stelle den „Mohrian“ habe eintreten laſſen.“

„Und eine dritte Fregatte, deren Kiel ich auf meinem Werft zu Havelberg habe legen laſſen, kann mit jedem Tage vom Stapel gelaſſen werden; ſie ſoll dazu dienen, der neuen Kolonie die erſten Hülfsmittel zuzuführen und ihre erſten Produkte an einen fremden überſeeiſchen Markt zu bringen.“

„Dieſer Gedanke iſt eines deutſchen Fürſten würdig. Wir bedürfen der gefälligen Tranſitohändler nicht, ſie mögen uns mit einem gelben, oder mit einem weißen Kreuze ſegnen wollen. Was wir, jenſeits des Oceans zu beſtellen haben, können wir unter eigener Flagge ausrichten.“

„Dieſe Idee, mit ſolchem Eifer erfaßt, mit ſolcher Beharrlichkeit genährt, das iſt es, was Euch mir werth gemacht hat. Ihr ſteht mir dafür, daß am Bord Alles in Ordnung iſt?“

„Ja, Herr Kurfürſt. Mannſchaft, Proviant und Munition, Alles iſt reichlich und untadelhaft. Es bleibt nur noch übrig, die Beſtallungen der von mir für dieſe Reiſe vorgeſchlagenen Capitaine zu vollziehen.“

„Nach Euerm Vorſchlage ſoll Capitain Blonk ſtatt der „Dorothea“ jetzt den „Mohrian“ kommandiren?“

„Er iſt ein zuverläſſiger Seemann. Etwas roh und habſüchtig, aber tapfer, beſonnen und klug genug, ſein eignes Intereſſe dem allgemeinen unterzuordnen.“

Der Kurfürſt unterzeichnete die eine Beſtallung: „Er ſoll das Kommando behalten.“

„Und die zweite, gnädigſter Herr.“

„Euer Vetter hat den „Kurprinz“ kommandirt; jetzt bringt Ihr einen andern Offizier in Vorſchlag.“

„Erik van Voß war bisher erſter Steuermann des Schiffes; er hat ſich ſtets muſterhaft geführt und wird, da er jene Gewäſſer kennt, bei der Expedition von dem größten Nutzen ſein.“

„Und Euer Vetter?“

„Ich halte ihn nicht für befähigt, Ew. Kurfürſtliche Durchlaucht in dieſe Sache ſo zu dienen, wie es geſchehen muß, wenn das Unternehmen irgendwie erſprießlich für uns werden ſoll. Es wird vielleicht bald eine andere Gelegenheit geben, ihn für den Dienſt des Landes zu verwenden; dann werde ich keinen Augenblick anſtehen, meinen gnädigen Kurfürſten zu bitten, auf den Commandeur Rückſicht zu nehmen.“

„Das iſt Eurer Verantwortlichkeit anheim gegeben. Ihr ſeid mir Bürge.“

„Mit meinem Kopfe.“

„Am Bord des „Kurprinz“ wird mein Commiſſarius ſeinen Wimpel aufziehen. Ich habe ihn ermächtigt, mit fremden Völkern Verträge abzuſchließen und habe ihn dafür verantwortlich gemacht, mit Beſeitigung aller kleinlichen Intereſſen, ſtets nach freiſinnigen Prinzipien zu handeln. Nur in der Freiheit gedeiht die wahre Größe der Völker.“

„Und ihrer Fürſten!“ fiel Benjamin Raule begeiſtert ein. „Dieſer Gedanke iſt meines erhabenen Herrn würdig, und Otto von der Gröben der Mann dazu, ihn zu verwirklichen.“

Es entſtand eine augenblickliche Pauſe.

„Geht, Raule und richtet Alles ſo aus, wie ich es angeordnet! Wenn es gelingt, was wir ſorgſam vorbereitet haben, dann will ich mich glücklich preiſen, denn ich habe dann für mein Brandenburg ein Werk vollendet, deſſen ſegensreiche Folgen erſt ein künftiges Jahrhundert ermeſſen und würdigen wird. Wir haben die Arbeit, Raule, jene den Lohn.“

„Und Ew. Kurfürſtliche Durchlaucht hat das Bewußtſein, den ſichern Grund zur künftigen Größe

unſerer Enkel gelegt zu haben, indem Ihr ſie für immer von einer läſtigen Vormundſchaft befreit.“

Mit tiefer Verbeugung entfernte ſich Benjamin Raule und ging ſeiner Wohnung zu. Unfern von derſelben ſchritt der Commandeur ſo ſchnell die Straße entlang, daß Herr von Kalkhoun, der ſich ihm zur Seite befand, kaum im Stande war, mit ihm glei= chen Schritt zu halten.

„Er hat es ſchon gewagt, ſage ich Euch und Ihr ſeid Eures Fregattendienſtes ledig.“

„Bedenkt, was Ihr ſagt, Herr! Zwar habe ich auch ſchon Verdacht geſchöpft . . . aber . . . Nein, nein! Bis zu dem Grade treibt er es nicht! Ho! Hip! Ich könnte ihn mit eigner Hand erwürgen.“

„Leben um Leben!“ entgegnete Herr von Kalk= houn kalt, „weiter nichts. Wenn Ihr auf ſolche Weiſe aus dem brandenburgiſchen Seedienſt entlaſ= ſen werdet, ſo iſt das eine entehrende Entlaſſung und entehrt kann der Mann nicht leben. Raule hat Euch alſo ſchon gemordet, als er den Entſchluß faßte, Euch aus dem Dienſt zu bringen, ein Entſchluß, der jetzt wahrſcheinlich ausgeführt iſt, denn ſeit gerau= mer Zeit weilt er im Schloſſe.“

„Ich will ihm in den Weg treten, wann und wo ich ihm zuerſt begegne. Ich will ihn fragen

ohne Umſchweife und gerade heraus. Ho! Hip! Er ſoll ſeine Falſchheit theuer bezahlen."

„Das iſt wohlgethan. Aber laßt Euch von der Klugheit leiten, Herr Commandeur und zähmt Euern gerechten Zorn. Was hilft's, daß Ihr perſönlich Streit mit ihm ſucht? Im beſten Falle erreicht Ihr damit nichts. Nehmt guten Rath an, Herr, und haltet Euch zu gleichgeſinnten Freunden; befolgt mit ihnen gemeinſchaftlich einen wohlüberlegten Plan und Eure Rache wird tauſendfältig ſein."

„Ich will's! Mit Euch will ich mich berathen, mit Euch und Euern Genoſſen. Ihr ſeid klug und gewandt; ich bin ſtark und voll Ausdauer. Ho! Hip! Deine Stunde wird ſicher ſchlagen, Du falſcher Heuchler!"

„Da kommt er die Straße herauf."

„Wo? Wo?"

„Er ſieht vor ſich nieder . . . Tretet beiſeite . . . Die Dämmerung iſt bereits ſo groß, daß er uns nicht gewahrt, wenn wir in den Schatten der Häuſer treten. Und ſobald er vorüber iſt, folgt ihm auf dem Fuße bis in ſein Haus."

„Was? Hinter ihm herſchleichen ſoll ich? Ich bin kein Strolch, und gehe meinem Feinde geradesweges zu Leibe."

„Nun denn, Eigenſinn, thut was Ihr wollt. Aber nachher . . . Vergeßt nicht, was Ihr mir verſprochen habt, Commandeur."

„Ich werde es bedenken."

„So geht Euerm Feinde rüſtig entgegen."

Und der Commandeur ging haſtig auf den Schiffahrts-Direktor zu, während Herr von Kalkhoun ſich, höhniſch lachend, hinter den Vorſprung des zunächſt liegenden Hauſes zurückzog.

„Steh ſtill, Benjamin!"

„Was willſt Du von mir?"

„Was ich will! Ho! Hip! Das iſt luſtig! Steh mir Rede! Jetzt gleich!"

„Dann folge mir in mein Haus."

„Ich will nicht. Hier ſollſt Du ſprechen."

„Denkſt Du, dem Gaſſenpöbel ein Schauſpiel zu geben?"

„Mich ſchierts nicht. Eine Kunde iſt mir zugekommen, an die ich nicht glauben kann, denn es iſt eine teufliſche, eine niederträchtige Kunde."

„Noch ein Mal, komm in mein Haus."

„Noch ein Mal, bleibe ſtehen. Du haſt mich um mein Vermögen, haſt meine Kinder zu Bettlern gemacht."

„Unſinn!"

„Und nun haſt Du bei dem Kurfürſten darauf angetragen, daß mir das Commando meiner Fregatte genommen werde. Ich weiß es ſchon, aber ich will die Beſtätigung dieſer Abſcheulichkeit aus Deinem eignen Munde hören. Haſt Du es gethan?“

„Ich habe es gethan. Hälſt Du mich für feige genug, meine Handlungen zu verleugnen?“

Der Commandeur vermochte kaum, ſeinen Zorn zu bemeiſtern:

„Und warum, Du Hund von einem Verwandten, warum haſt Du es gethan?“

„Weil ich nach dem, was auf der letzten Reiſe vorgefallen iſt — Du weißt es nur zu gut — nicht die Verantwortung über mich nehmen konnte, Dir den Befehl eines kurfürſtlichen Schiffes zu laſſen.“

„Und das wagſt Du, mir in's Geſicht zu ſagen? Mir? Auf offner Straße, wo Du mir allein gegenüber ſtehſt, ohne einen Deiner Helfershelfer zur Seite? Mann gegen Mann?“

„Allein oder in Gegenwart von Tauſenden, wenn Dich die Schaam nicht abhält, mich zu fragen. Jetzt geh' Deine Straße.“

„Steh, Satan! Du ſollſt nicht von der Stelle.“

„Blinder Wütherich! Mich ſchreckt Dein ohnmächtiges Drohen [illegible]“

„Schreckt Dich nicht? Ho! Hip! Du ſollſt die Drohung ſpüren, feigherziger Prahler!“

„Gieb Raum zum letzten Male!“

„In der Hölle, aber nicht hier.“

Der Commandeur zog blitzſchnell ſeinen Schwerdtdolch und warf ſich damit auf Raule. Dieſer faßte mit ſtarker Hand den Arm des Meuchlers, entwand ihm die Waffe und dieſe von ſich ſchleudernd, ſagte er mit dem Tone der tiefſten Verachtung:

„Meuchelmörder! Mit dieſer That iſt auch das letzte ſchwache Band zerriſſen, was uns mit einander verknüpfte und nur dem Mitleiden verdankſt Du es, daß ich Dich nicht der ganzen Strenge der Geſetze überliefere.“

Der Commandeur, an allen Gliedern zitternd, ſtand unbeweglich und ſtierte Raule nach, der, ohne ihn weiter eines Blickes zu würdigen, ſeinem Hauſe zuſchritt.

Herr von Kalkhoun hatte dieſem Auftritte von ſeinem Verſtecke aus mit großer Spannung zugeſehen. Es war ihm nicht eingefallen, hindernd dazwiſchen zu treten und nur als der Commandeur den Dolch zog, ſtieg flüchtig der Gedanke in ihm auf, den Stoß abzuwehren, denn der Tod Benjamin Raule’s war

ihm eine viel zu unbedeutende Rache. Jetzt trat er vor und faßte den Commandeur am Arm:

„Was habt Ihr gethan, unſeliger Menſch?"

„Ich weiß es nicht!" antwortete dieſer mit dumpfer Stimme, aus ſeiner Betäubung erwachend.

„Wißt Ihr, was Ihr zu begehen im Begriff waret? Einen Mord."

„Mir flimmerts vor den Augen."

„In der That! Ihr ſeid todtenbleich und werdet ein Fieber davon tragen. Stützt Euch auf meine Schulter und laßt Eure Augen nicht ſo unſtät rollen. Tretet feſt auf, Commandeur, da kommen Leute!"

„Ho! Ho! Meiſter Dankbahr!" ſprach leiſe ein Vorübergehender zu ſeinem Nachbar. „Seht Ihr die Beiden da? Die ſcheinen gut geladen zu haben."

„Abſonderlich der Eine. Würde mich nicht wundern, wenn er gleich kopfüber in die Goſſe ſtürzte."

„Und ſcheinen recht reputirliche Leute. Sollten ſich etwas ſchämen, daß ſie ſich ſo auf der Straße zeigen."

„Was frägt ſolches vornehme Volk darnach? Das hat aller Schaam den Kopf abgebiſſen. Wenn es dem armen Handwerker ein Mal nach ſaurer Arbeit einfällt, ſich eine frohe Stunde zu machen, iſt des Handſchlagens kein Ende und es giebt ein Gerede von Sittenverderbniß in den Herrenhäuſern und

auf der Kanzel, weil der arme Teufel ein Maaß Bernauer über den Durſt getrunken hat. Aber wenn das adelige Pack ſich alle Tage vollſäuft, wenn es mit vollen Händen verprasſt hat, was wir mühſam aufbringen müſſen, und ſich dann in ſeiner Sänfte nach Hauſe tragen läßt, kräht Euch kein Hahn darnach."

„Kräht er nicht? Nun, ſo wollen wir darnach krähen. Wenn ich denke, daß wir von dem, was dieſe Beiden zuviel haben, drei Tage lang nach Feier-abend unſere reichliche Zeche hätten, ſo läuft mir die Galle über. Wir wollen ihnen ein Bein ſtellen."

„Das wollen wir. Warum ſtolziren die Kerle mitten auf der Straße? Kehrt Euch um, Gevatter! Die Beſoffenen gehören in die Goſſe und ich will ihnen den Weg dahin zeigen."

Herr von Kalkhoun hatte die beiden Bürger nicht aus den Augen gelaſſen. Er ſtand ſtill, drängte den Commandeur zurück und rief den Männern zu:

„Ihr ſeid im Irrthum, wenn Ihr glaubt, daß wir betrunken ſind. Ein Betrunkener würde nicht ſo feſt vor Euch hintreten und Euch das ſagen können. Seht mich an, ob ich ſchwanke, hört auf meine Worte und ſagt es dann noch ein Mal, daß ich betrunken bin."

„In der That . . . Das klingt ganz gut . . .

Ich denke, Meiſter Dankbahr, wir haben uns in Betreff dieſes Herrn geirrt.“

„Das habt Ihr! Ich habe es zwar nicht nöthig, mich Euch gegenüber zu vertheidigen, aber ich thue es, weil es mich ſchmerzt, wenn der Bürger den Adel verkennt und dadurch der Zwieſpalt zwiſchen Beiden immer größer wird. Vernünftige Leute ſollten darnach ſtreben, das zu vermeiden.“

„Sollten ſie? . . . Hm, das iſt . . . Geſtrenger Herr, Ihr habt ganz recht! Wir ſollten das vermeiden.“

„Ja, ja Gevatter! Der Junkherr hat wohl geſprochen. Allein, wenn ich ſeinen Begleiter anſehe . . .“

Herr von Kalkhoun unterbrach den Bürger raſch:

„Verhindert alles Aufſehen, wenn Ihr mir einen Dienſt erweiſen wollt. Allerdings ſieht jener Herr etwas angegriffen aus, aber nicht vom Trunk, ſondern vom Schrecken. Er wurde hier meuchlings überfallen.“

Die Bürger fuhren zurück:

„Was ſagt Ihr da? Ueberfallen? Meuchlings?“

„Auf mein Wort.“

„Meuchelmördrr auf unſern ruhigen Berliner Straßen? Gevatter, wie kommen wir nach Hauſe?“

„Ich glaub's nicht, Meiſter Dankbahr! Der Junkherr verſpottet uns.“

„Als der Mörder die Waffe hob, kam ich gerade dazu. Er iſt zwar entſprungen, aber es gelang mir, ihm vorher die Waffe zu entreißen und ſie weit weg zu ſchleudern. Schaut dort hin und Ihr könnt es blinken ſehn.“

„Wahrhaftig, Gevatter, da blinkt etwas. Ein ſcharfes Meſſer auf offner Straße. Schauderhaft!“

„Ihr ſeht nun, daß ich Euch nicht getäuſcht habe. Sei Einer von Euch ſo gut und hebe die Waffe dort auf.“

„Da iſt ſie! Sie brennt mir in der Hand, als ob ſie glühend wäre.“

„Gebt her; ich will ſie verbergen. Behaltet das Geheimniß für Euch, ſonſt kommt es noch zum Vorladen und Tarquiren, wenn es an die große Glocke gehangen wird. Glücklicherweiſe iſt es ohne Schaden vorüber gegangen, und dann muß man dergleichen mit dem Mantel der chriſtlichen Liebe zudecken.“

„Muß man? Ja das hat der Herr Paſtor von St. Nicolai auch am vergangenen Sonntag auf der Kanzel geſagt.“

„So befolgt denn das Gebot Eures Paſtors! Habt guten Abend.“

„Guten Abend, edler Junkherr! — Wahrhaftig, Meiſter Dankabhr, der geſtrenge Herr hat Recht. Wir wollen uns die ganze Sache nicht anfechten laſſen.“

„Wie Ihr meint. Warum habt Ihr aber das Meſſer nicht lieber behalten, da Ihr es einmal in der Hand hattet? Es war ein ſilberner Griff daran.“

„Es ſollte Menſchenblut damit vergoſſen werden; mich überlief's eiskalt, als ich es aufhob und ich dankte Gott, daß ich es wieder los wurde. Kommt fort von hier, und haltet reinen Mund, ſonſt bricht am Ende noch das Donnerwetter über uns herein.“

Die beiden eingeſchüchterten Bürger gingen eiligſt weiter und wagten nicht, in der Bierſtube, wo ſie einſprachen, einigen Diskurs zu führen, aus Angſt, es könne ihnen über das Meſſer, das ſie geſehen, und über den Mörder, den ſie nicht geſehen hatten, ein unbedachtes Wort entfahren.

Unterdeſſen hatte Herr von Kalkhoun mit dem Commandeur, deſſen Beſinnung allmählich zurückkehrte, die Georgenſtraße erreicht. Er deutete auf ein unſcheinbares Haus mit weit vorſpringenden Erkerſtuben und ſeinen Gefährten in den dunklen Hausflur ziehend, flüſterte er dieſem zu:

„Ihr werdet hier Freunde finden, denen Euer

Schickſal zu Herzen geht und die bereit ſind, Euch für unverdientes Leid ſoviel als möglich zu entſchädigen. Können wir Euch auch nicht den Befehl über eine kurfürſtliche Fregatte anbieten, ſo finden wir wohl Mittel und Wege auf, Euch anderweitig gefällig zu ſein, vorausgeſetzt, daß Ihr einen aus gutem Willen geleiſteten Dienſt auf eine ſchickliche Weiſe zu erwiedern wißt."

„Ich will Alles dankbar annehmen, was mir Gelegenheit giebt, für meine armen Kinder zu ſorgen, die durch die Grauſamkeit ihres Oheims heute vollends zu Bettlern geworden ſind. Daß ich für erwieſene Wohlthaten erkenntlich zu ſein weiß, hoffe ich zu beweiſen, ſobald mir dazu eine Veranlaſſung gegeben wird. Und wenn meine Patrone für das, was mir von ihnen übertragen werden möchte, die Verantwortlichkeit übernehmen, ſo ſollt Ihr ſehen, daß ich nicht ſo leicht zurückſchrecke, es ſei vor was es wolle."

„Man übernimmt dieſe Verantwortlichkeit."

„Dann nennt mir den Cours, den ich zu ſteuern habe und Ihr ſollt ſehen, daß mein Compaß keine Mißweiſung kennt. Ho! Hip! Ich hoffe, es wird mir eine Gelegenheit gegeben, meiner glühenden Rache genug zu thun."

„Dieſe Gelegenheit wird ſich gewiß finden, wenn Ihr kaltes Blut genug habt, ſie in Ruhe zu erwarten. Wer für ein allgemeines Intereſſe arbeiten will, muß das ſeinige unterzuordnen wiſſen. Verweilt einen Augenblick in dieſem Gange, man wird Euch ſogleich abrufen.“

Jakob Roberts blieb in einem langen und ſchmalen Gange zurück, der von einer trübe brennenden Lampe, die von der Decke herunter hing, nothdürftig erhellt ward und augenſcheinlich das Vorderhaus mit einem Hintergebäude verband. Die Einſamkeit erweckte Furcht in ſeinem abergläubiſchen Gemüthe und ſchon überlegte er, ob er nicht verſuchen ſollte, das Haus wieder zu verlaſſen, ehe ſein Gefährte zurückkehrte, als dieſer am Ende des Ganges eine Thür öffnete und ihm winkte, durch dieſelbe einzutreten.

Der Commandeur gehorchte. Er betrat ein Gemach, worin ſich, außer den vier weißen Wänden nur ein Tiſch mit Schreibmaterialien und einige Seſſel befanden.

Drei Männer, von denen keiner dem Commandeur bekannt war, befanden ſich in demſelben. Man ſetzte ſich nach einer ſtummen Begrüßung um die Tafel.

Der Aelteſte nahm nach einer Pauſe das Wort:

„Ihr habt heute mit Beſtimmtheit erfahren, Commandeur, daß Euch das Commando der Fregatte „Kurprinz" abgenommen ward."

„Millionen Donnerwetter!" fuhr Jener von ſeinem Seſſel auf. „Wollt Ihr vielleicht . . .?"

„Beruhigt Euch, Herr und behaltet Euern Platz. Eure Freunde beklagen dieſen Gewaltſtreich eben ſo ſehr, als Ihr ſelbſt und indem ſie ſich beeifern werden, Euch die erſehnte Genugthuung zu verſchaffen, bieten ſie Euch einen Erſatz für den gehabten Verluſt."

„Wie ſoll ich das verſtehen?"

„Eine Handels-Geſellſchaft in Rotterdam, die anſehnliche Geſchäfte treibt, hat ein neues Schiff vom Stapel gelaſſen, für welches ſie einen Capitain ſucht, auf deſſen ſeemänniſche Tüchtigkeit man ſich verlaſſen kann. Da man nun uns, die wir mit jener Geſellſchaft in Geſchäftsverkehr ſtehen, mit jener Sorge belaſtet hat, ſo haben wir unſer Augenmerk auf Euch gerichtet und fragen Euch, ob Ihr den Befehl über daſſelbe übernehmen wollt. In dieſer Schrift iſt das Schiff, das man Euch anvertrauen will, näher beſchrieben. Macht Euch damit bekannt; Ihr findet auch darin die Euch geſtellten Bedingungen."

Der Commandeur las mit ſteigender Aufmerkſamkeit. An ſeinen blitzenden Augen konnte man ſehen,

daß die ihm gemachten Anerbietungen, ſeine Erwartung weit übertrafen. Nachdem er die Schrift genau durchgeſehen hatte, gab er ſie zurück.

„Nun, Herr Commandeur?“

„Ich bin bereit, auf die geſtellten Bedingungen einzutreten.“

„Dazu wünſche ich Euch und der Geſellſchaft Glück. Ihr habt alſo dieſen Vertrag zu unterzeichnen, den die Geſellſchaft Euch durch mich vorlegen läßt und dann ſogleich eine Abſchlagszahlung von tauſend Gulden zu empfangen.“

„Schon gut! . . . Ihr ſeid indeſſen ſehr eilig . . . Man will doch auch die Leute kennen lernen, mit denen man in Verbindung tritt und hier iſt kein Name genannt.“

„Es iſt ein Compagnie-Geſchäft. Ihr tretet als Capitain in den Dienſt einer niederländiſch-afrikaniſchen Handels-Geſellſchaft. Iſt das nicht genug? Ueberdies hat man Euch einen Antheil am Gewinn vorbehalten und da der Handel mit Ebenholz ſtets einträglich iſt . . .“

„Ho! Hip! Verſtehe ich Euch?“

„Ich denke, wir werden uns verſtehen. Uebrigens liegt die niederländiſche Factorei, an die man Euch adreſſirt, unfern von jener Gegend, wo man die bran-

denburgiſche Niederlaſſung zu begründen denkt, eine Niederlaſſung, die, wenn ſie zu Stande käme, den Intereſſen der Geſellſchaft, für deren Dienſt man Euch mit ſolcher Municenz zu gewinnen ſucht, ſehr gefährden, und es ihr unmöglich machen würde, die Euch bewilligten Benefizien wirklich eintreten zu laſſen."

„Jetzt verſtehe ich. Gebt mir den Vertrag. Ho! Hip! Stolzer Raule! Meine Stunde wird kommen, die Deinige iſt vorüber. Da habt Ihr meine Unterſchrift."

„Und hier iſt Eure Beſtallung, ſammt den vorhin erwähnten tauſend Gulden, ſo wie das Reiſegeld nach Rotterdam, wo Ihr Euer Schiff findet. Wann werdet Ihr bereit ſein, dahin abzugehen?"

„Wenn es ſein muß, Morgen mit dem früheſten."

„So geht. Glückliche Reiſe, Herr Commandeur. Herr von Kalkhoun wird Euch das Geleite geben. In Rotterdam erhaltet Ihr von dem Euch bezeichneten Hauſe beſondere Inſtructionen. Wir erwarten, bald freudige Nachrichten von Euch zu empfangen. Haltet Euere Reiſe möglichſt geheim. Gott befohlen."

Der junge Edelmann und der Commandeur entfernten ſich.

Am andern Tage früh hatte der Letztere mit dem erſten Morgenſtrahl Berlin verlaſſen und den kürzeſten Weg nach Holland eingeſchlagen.

Fünftes Kapitel.

Das war ein Leben in Berlin aller Orten. Jedes Mundwerk, das nur halbwege dazu im Stande war, plapperte unaufhörlich und man hätte ſchier in das Sandmeer des Weddings hinauslaufen mögen, um nur vom großen Weltmeer keine Neuigkeiten mehr zu hören, gewaſchene und ungewaſchene. Hauptſächlich aber in den Bierſtuben und auf den Herbergen hatte das Ziſcheln und Flüſtern kein Ende, denn dort war der Zuſammenfluß aller Neugierigen aus Berlin und Köln und was der Eine nicht wußte, erfand der Andere, um den Dritten für den Vierten mit reichlichem Ballaſt zu verſehen, der vom Fünften und Sechsten bereitwillig entgegen genommen wurde, damit ſie bei dem Siebenten und Achten nicht mit leeren Händen für den Neunten und Zehnten ankämen.

Meiſter Peters im Siebergäßchen hatte eigentlich

eine wichtige Arbeit zu beſorgen, denn noch waren die Stiefeln eines ſeiner treueſten Kunden, worin dieſer Morgen einen Ritt nach dem Havellande machen wollte, nicht vollſtändig beſohlt. Aber der Meiſter überwies die Arbeit an ſeinen zuverläßigſten Geſellen, ſteckte zum Schein die Geräthſchaften zum Maaßnehmen in die Taſche und ſchob ſich eilfertig zur Thür hinaus, um nach der Bierſtube des Gevatter Thürmer zu laufen, wo nothwendig bereits nähere Kunde von der wunderbaren Begebenheit, die jetzt ganz Berlin erfüllte, angelangt ſein mußte.

Vor der Hausthür deſſelben rannte er mit ſeinem Sohne Hans zuſammen, der von der Seite des alten Mühlendamms mit gleicher Eilfertigkeit wie der Vater herbeigelaufen kam.

„Junge! Teufelsjunge! Wo kommſt Du her?"

„Habe nur die gelben Pantoffelchen zu der Frau Gelbgießerin Oſtermeier getragen. Ihr wißt, ſie hat ſchon zwei Mal darnach geſchickt. Es hat Eile damit, denn ihre Tochter, — ſie hat eine hübſche Tochter, Vater — und dieſe macht morgen Hochzeit mit dem jungen Kaufherrn Borchers aus Spandau."

„Junge! Plagt Dich . . ."

„Darum, dachte ich, gerade wegen der Hochzeit würden die Pantoffeln wohl nöthig ſein. Auf dem

Rückwege nun wollte ich eben bei der Frau Gevatterin Thürmer anfragen, ob ſie nichts für die Frau Mutter zu beſtellen hat, wenn's nämlich der Herr Vater erlaubt, daß ich hier einen Augenblick verſchnaufe; ich bin wirklich außer Athem vom ſchnellen Gehen."

„So geh und ſein manierlich!" brummte der Alte. „Biſt doch einmal Hans in allen Gaſſen. Flüchtig und obenhinaus zu jeder Stunde biſt Du und wirſt niemals ein ſtiller, geruhiger Mann werden, der tagelang unverdroſſen in der Werkſtatt bei der Arbeit ſitzt und ſich um Nachbars Topf und Tiegel nicht kümmert, ſondern zufrieden iſt, wenn ſeine eigene Schüſſel gefüllt iſt."

Damit zog der Alte voran und trat in die Bierſtube, während der Sohn die Gevatterin in der Küche aufſuchte, ein Paar Worte plauderte und einige Augenblicke ſpäter dem Vater nachſchlich.

„Oho! Ihr wollt's wohl wieder einmal beſſer wiſſen, als meiner Schweſtermannes Bruderſohn, der es von dem Vetter eines kurfürſtlichen Lakaien hat!" rief zankend ein Bürger hinter ſeinem Bierkruge hervor. „Gebt 'mal 'nen friſchen!"

„Hier, Meiſter! Hier! Und wohl bekomm's. Alſo Morgen ſagt Ihr?"

„Morgen, ſage ich, da geht es fort, gerade hinein in das Land der Mohren.“

„Mohren? Curios, Meiſter Dankbahr. Mohren ſind ſchwarz, denke ich.“

„Pechkohlrabenſchwarz!“

„Prr! Muß abſonderlich ausſehen, ein Menſch mit ſchwarzen Händen!“ ſagte ein Weißgerber.

„Nun, ſchwarze Hände ſind doch nicht etwas ſo unnatürliches!“ rief Meiſter Witthun der Färber.

„Recht! Ich meine auch nicht ſo ſehr ſchwarze Hände, denn wer hätte die nicht einmal gehabt, ſondern ein ſchwarzes Geſicht.“

„Davon iſt auch nicht beſonders viel Aufhebens zu machen!“ rief lachend ein herrſchaftlicher Kaminfeger.

„Ihr wollt ſtreiten!“ entgegnete Meiſter Peters unwillig. „Dazu habe ich keine Luſt; ich will Neues erfahren. Sagt mir doch, Meiſter Dankbahr, ob nicht Eures Schweſtermannes Bruderſohn von dem Vetter des herrſchaftlichen Lakaien gehört hat, was denn die Brandenburger in dem Mohrenlande ſollen?“

„Sie ſollen's entdecken.“

„Entdecken? Wenn ſie hinfahren, liegt's ihnen ja vor Augen; da brauchen ſie's doch nicht erſt zu entdecken.“

„Das heißt, verſteht mich, ſie ſollen's für uns entdecken.“

„Für uns? He? Das heißt?“

„Das heißt: für uns Brandenburger, für's ganze Land im Allgemeinen und für den gnädigſten Herrn Kurfürſten insbeſondere. Es iſt nicht mehr genug an ein Brandenburg, darum ſoll noch eins gebaut werden, drüben bei den Mohren.“

„Ein rechtes, ordentliches Brandenburg mit 'ner Havel?“

„Ja! Und mit 'n Roland darin und 'nen Kathrinenthurm und 'nen Dom.“

„Was man nicht Alles erlebt! Hat's der Lakai geſagt?“

„Hat's geſagt und noch beigefügt, daß ſie die Häuſer nicht von gemeinem Kalk und Backſteinen aufzubauen brauchen. Ziegeleien giebt's dort noch nicht, aber das ſchönſte Geſtein liegt dafür auf den Straßen umher und die See hat's geſchniegelt und gebügelt, ſo blank wie Euern Zinnkrug auf dem Ofengeſimſe.“

„Das wäre der Teufel!“

„Ja!“ fuhr der herrſchaftliche Kaminfeger dazwiſchen. „Das Silber treibt ſich da auf dem Felde umher, wie ordinaire Kieſel, weil's die Mohren nicht

der Mühe werth halten, es aufzuſammeln; ſie ſind's ſo gewohnt mit dem Golde, und darum heißt bei ihnen auch eine große Stadt Goldküſte. Wenn Ihr da mit einem Eimer aus dem Brunnen Waſſer ſchöpft, bleibt ſoviel Goldſand auf dem Boden liegen, daß Ihr dafür bei Meiſter Thürmer ein ganzes Jahr lang die Zeche frei habt."

„Iſt nicht zu glauben! Auf die Art könnte ich, wenn ich dort wohnte, den Stiefel, der über meiner Hausthür hängt, mit ächtem Golde übertünchen laſſen?"

„Das könntet Ihr, Meiſter Peters und brauchtet Niemandem ein gutes Wort dafür zu geben. Und wie es erſt unſern Weibern dort behagen würde! Sie brauchten nicht zu Markte zu gehen, denn es wächſt Einem dort Alles in's Maul hinein."

„Maul! Was? In's Maul hinein? Die liebe Gottesgabe?"

„Die Sonne treibt's dort in's Große. Wenn Ihr des Morgens ein Paar trockne Erbſen vor die Thür werft, wachſen Euch Abends die Schoten zum Fenſter hinein. Aepfel giebt's, ſo groß wie die Kürbiſſe, und Nüſſe, deren halbe Schaale wohl zwei Schock von unſern wälſchen Nüſſen aufnimmt, ohne daß mehr als der Boden davon bedeckt wäre."

Während die alten Spießbürger ſich in dieſer

Weiſe einander vollogen und vollügen ließen, hatte Hans ſich an das jüngere Volk gemacht, zu denen ſich ein Werber geſellte, der die bevorſtehende Expedition mit den lebhafteſten Farben ausmalte und Himmel und Erde in Bewegung ſetzte, um noch einige Recruten für den herrſchaftlichen Seedienſt zu werben. Er wurde von all den glänzenden Beſchreibungen wie berauſcht, und es ſtand feſt bei ihm, daß er es wie Gottlieb Schwalbe machen und den Pfriem wegwerfen wollte, um in alle Welt hineinzulaufen, wenn er auch nicht recht wußte, wie er es anfangen ſollte. Der ehrliche Speiſemeiſter des Schuſter-Hoſpitiums, der ſich mitten im Getümmel umhertrieb, hatte einige Aeußerungen aufgefangen:

„Patchen! Patchen! Um Gotteswillen, was ſprichſt Du da von goldgelben Tauben, ſilbernen Spatzen und grasgrünen Krähen? Willſt doch Deinen Aeltern nicht das Herzeleid anthun, und davon gehen, wie das Unglückskind, der Gottlieb Schwalbe, gethan hat? Bleibe im Lande und nähre Dich redlich, iſt ein weiſes Sprichwort, das aber die Jugend heutzutage nicht auswendig behalten kann. Stehe ſtill, Hans und gehe in Dich. Haſt ſchon Umgang gehalten mit einem alten zwickelbärtigen Juden, was alle ehrbaren Leute Dir tauſend Mal verdacht haben

und jetzt . . . Gevatter Peters, kommt hierher! Es iſt Gefahr vorhanden! Euer Junge läßt die Werkſtatt links liegen und rennt ſpornſtreichs zu den Mohren."

„Den Teufel thue ich! Was braucht Ihr ſo zu zetern!" rief Hans und flüchtete ſich zur Stube hinaus, während der Vater, auf die fernere Beſchreibung des Mohrenlandes Verzicht leiſtete und Hals über Kopf nach Hauſe lief, um ſeinen Jungen zu halten.

Aber Hans war hier nicht zu finden, denn er ſtand gaffend vor dem Schloſſe, wo der Kurfürſt noch ein Mal die Herren vor ſich ließ, die zu der Expedition beſtimmt waren, die von der Elbe aus direkt nach der Küſte von Guinea unter Segel gehen ſollte.

Mit betrübten Geſichtern waren die Herren aus dem Audienzſaal gegangen, gegen deren Willen die afrikaniſche Expedition durchgeſetzt war; mit mühſam unterdrückter Freude zogen Diejenigen ihres Weges, welche bei dieſer Gelegenheit fleißig im Trüben zu fiſchen dachten, während Andere, gleichgültig darein ſchauend, keine Ahnung von der Bedeutſamkeit der Sache hatten und nur nicht begriffen, wie der gnädigſte Herr ſich mit ſo langweiliger Kurzweil befaſſen könne.

Als der Kurfürſt ſich in ſein Kabinet zurückzog, folgte ihm der Kammerjunker von der Gröben und bat um die Vergünſtigung, ſich noch ein Mal bei ſeinem gnädigen Gebieter beurlauben zu dürfen.

„Tretet ein, Gröben. Meine beſten Wünſche begleiten dieſe Expedition. Segelt unter dem Schutze Gottes, der bei allem redlichen Werke der Anfang und das Ende iſt.“

„Ich habe ihm vertraut von Jugend auf. Treu werde ich, mit Anſtrengung aller meiner Kräfte, den Auftrag erfüllen, der mir von Ew. Kurfürſtlichen Durchlaucht geworden iſt und dazu täglich Seine Gnade anrufen.“

„Thut das. Verſäumt keinen Tag, das Gebet öffentlich ſprechen zu laſſen, denn die rohe Maſſe muß ſichtbar und hörbar an ein höheres Weſen erinnert werden.“

„Ich werde es zum ſtrengen Geſetz erheben.“

„Aber Gröben, mißverſteht mich nicht. Fromm ſein iſt löblich, frömmelnd beſtialiſch. Wenn Ihr Einen in Euern Schiffen habt, er ſtehe hoch oder niedrig, der da glaubt, er könne jedwedes Mögliche und Unmögliche vollbringen, wenn er ſich nur vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend mit gefaltenen Händen zeigt, auf den achtet zwiefach, denn er betrügt

Euch, ſobald Ihr den Rücken wendet, da er ſich nicht ſcheut, den lieben Gott ſelbſt zu betrügen."

„Seid deshalb unbeſorgt, gnädigſter Herr."

„Sobald Ihr am Bord Eures Schiffes erſcheint, ſeid Ihr der einzige und unumſchränkte Gebieter. Ihr ſeid da an meiner Statt, um Recht und Gerechtigkeit zu üben. Die See-Artikel ſind ſtrenge, faſt tyranniſch, aber ſie müſſen ſo ſein. Unſere Landeskinder ſind noch nicht zum Seedienſt erzogen; es geht vielleicht noch manches Jahr hin, ehe ſie dazu tüchtig ſind. Wir müſſen unſere Schiffe mit dem Geſindel bemannen, das uns aus aller Herren Länder zuläuft und ſolches Volk beugt ſich nur unter der eiſernen Disciplin. Aber es iſt ein Mittelweg zwiſchen tyranniſcher Strenge und ſchädlicher Weichheit. Ihr werdet dieſen Weg zu finden wiſſen."

„Mindeſtens werde ich eifrig darnach forſchen."

„Alles Andere findet ſich in Euern Inſtructionen. Ihr ſeid ſelbſt bei den Berathungen gegenwärtig geweſen, Alles iſt genau erörtert, nichts ward hoffentlich vergeſſen. Dennoch konnte ich Euch nur den todten Buchſtaben mitgeben, nicht nach dieſem entſcheidet Euch, ſondern nach dem Geiſte, der in ihm lebt."

„Ihr könnt Euch auf mich verlaſſen, gnädigſter Herr."

„Es giebt Dinge, die durch keine Inſtructionen ausgedrückt werden können, und hätten die Weiſen aller Völker ſie entworfen. Ich pflanze an jenen fernen Küſten mein Banner nicht auf, um eitler Eroberungspläne willen, oder um für mich Reichthümer aufzuhäufen. Ich will mein Vaterland groß und glücklich wiſſen, ich will es von der Vormundſchaft fremder Völker frei machen und dies Ziel kann es nur erreichen, wenn es mit ſeinen Armen über das Meer greift und eine Bruderhand findet, die jenſeits des Oceans der ſeinigen begegnet. Herr Gott, warum wachſen denn die Eichen in meinen Forſten und warum iſt der deutſche Norden von Oſt- und Weſtſee viele hundert Meilen weit beſpült, wenn wir nicht unſern Kiel vom eignen Strande flotten ſollen?"

„Wir werden es, durchlauchtigſter Herr! Dies große Beiſpiel, welches Ihr dem deutſchen Volke und ſeinen Herrſchern gebt, kann nicht ohne die glücklichſte Nachfolge bleiben. Euer innigſter Herzenswunſch wird ſich glänzend erfüllen."

„Meint Ihr?" entgegnete der Kurfürſt mit trübem Lächeln. „Ich nicht. Das iſt ein thörichter Gärtner, der am Abend ſeines Lebens ein Zweiglein in die Erde ſenkt, und meint, es könne über Nacht zu einem Stamme heranwachſen. Ich will zufrieden

ſein, wenn mein Gedanke einer fernen Zukunft entgegen reiſt und meine Enkelkinder der erquickenden Frucht genießen, die das Bäumchen tragen wird, das ich jetzt unter Gottes Beiſtand in die Erde ſenke. Eilt Euch, Gröben. Ich kann den Augenblick nicht erwarten, der mir die Nachricht bringt, daß Ihr an Bord gegangen ſeid und die offene See erreicht habt."

„Ich reiſe in der nächſten Stunde ab. Lebt wohl, mein gnädigſter Herr, und erhaltet mir Eure Gunſt. Ganz und ungetheilt widme ich mich Eurem Dienſte. Ich bin der Träger Eures Wollens und will das mir anvertraute Banner an einer Stelle aufpflanzen, von welcher herab es geſehen werden ſoll, weit über Meer und Land. Eure Worte ſind mir ſo feſt in's Herz geſchrieben, daß keine Macht der Erde im Stande iſt, ſie von der Tafel meines Gedächtniſſes zu verwiſchen. Verzeiht der innern Aufwallung, die mich vergeſſen läßt, . . . Gnädigſter Herr, reicht mir Eure Hand zum Kuſſe."

„Lebt wohl, Gröben und kehrt glücklich heim."

Der Kammerjunker ging. Mit Mühe der hervorquellenden Thränen wehrend, ſchritt er den Corridor entlang, an deſſen Ende er ſeinen vertrauten Leibdiener fand.

„Beſter Herr!"

„Du biſt's, Leopold? Iſt ſie fort?“

„Fräulein von Bredow iſt abgefahren. Ich habe ihr das Geleite bis an die Spandauer Haide gegeben. Sie ſendet Euch durch mich einen herzlichen Gruß und was Ihr geſchrieben, das würde ſie treu erfüllen. Ihr ſollt Euch geſund erhalten und glücklich wiederkehren, hat ſie geſagt und iſt dann in ein lautes Weinen ausgebrochen.“

„Noch vor Abend bin ich aus Berlin. Du wirſt meiner Emma nachreiſen. Auf dem Gute ihres Oheims iſt Dir, durch meine Vorſorge, ein Unterkommen bereitet. Du biſt dann immer in ihrer Nähe und kannſt mir Botſchaft ſenden, ſo oft es die Umſtände geſtatten.“

„Ihr laßt mich zurück? Ihr nehmt mich nicht mit Euch?“

„Du kannſt mir hier beſſer dienen, guter Leopold. Für meine Kleider und Küche ſorgen, das können auch Andere; das Amt, das ich Dir übertrage, paßt allein für Deine erprobte Treue. Geh, nun, mein Junge, und ſiehe zu, daß alle meine Sachen mit der nöthigen Vorſicht aufgepackt werden.“

Und der treue Diener ging, die letzten Befehle ſeines Herrn zu erfüllen.

Die Abreiſe des Herrn von der Gröben von

Berlin, die bald darauf eintreffende Nachricht, daß er glücklich die offne See erreicht habe und daß man beabſichtige, noch mehrere Schiffe, theils von Hamburg, theils von Pillau, auf ähnliche Handels-Speculationen auszuſenden, richtete in den Köpfen junger Abenteurer eine nicht geringe Revolution an. Von allen Seiten her meldeten ſich luſtige Burſche, die von den verſchiedenſten Motiven getrieben, hinaus wollten in die offne See, um jenſeits derſelben Bürger des gelobten Landes zu werden, das überall mit den glänzendſten Farben geſchildert ward.

Von allem Volke aber, das Luſt hatte, ſich den abenteuerlichen Seezügen anzuſchließen, von denen man ſich im Binnenlande keinen rechten Begriff machen konnte, war Niemand erregter, als Hans Peters. In der Werkſtatt und in der Wohnſtube des Vaters herrſchten Zank und Zwietracht vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend und es waren der Streitenden immer zwei gegen Einen. Erſt waren es Vater und Mutter gegen den Sohn, dann ſchlug ſich die Mutter zu Letzterem und Beide vereinigt trieben den Alten immer mehr in die Enge. Endlich ward es dem Meiſter zu toll. Er wollte dem heftigen Verlangen des Sohnes, der vom Gewerk nun einmal kein ſonderlich Heil hoffte, zur Erreichung ſei-

nes Glückes nicht im Wege ſein und mochte doch auch nicht den Schein haben, als willige er ohne Weiteres in das, was man von ihm verlange. Darum riß er ſich das Schurzfell vom Leibe, warf die Mütze zu Boden, ſtampfte mit den Füßen darauf herum und rannte mit dem Ausrufe: „Geh zum Teufel!“ zum Meiſter Thürmer, wo er ſtets den nöthigen Troſt für derlei häusliche Leiden ſuchte.

„Dahin werde ich nun wohl nicht gehen!“ ſagte Hans vor ſich hin, als er allein war, denn die Mutter ſaß im einſamen Kämmerlein und weinte, daß ihr Einziger ſie verlaſſen wollte, „ſondern ich gehe geradesweges zum Moſes, der wird mit einem guten Rathe bei der Hand ſein. Es wäre doch nicht gut, wenn ich den Gottlieb Schwalbe nicht irgendwo auffinden ſollte. Der iſt ſchon lange fort und muß in der geraumen Zeit ein tüchtiges Stück vorwärts gekommen ſein.“

Aber Hans fand Moſes nicht ſobald auf, als er es erwartet hatte. Dieſer war nach dem Hauſe Benjamin Raule's gegangen und hatte mit dieſem und deſſen jungen Secretair, Cord Weſſel, eine lange Beſprechung gehabt.

„Ihr wollt alſo ſtatt meiner gehen?“ ſprach ſcher-

zend der junge Mann, „um das möglich zu machen, was mir nicht gelingen wollte."

„Laßt mich immerhin gewähren, Herr Secretair; denke ich doch, ich werde es bringen zu Stande."

„Dann fertige ich Dir ein großes Diplom als erſten Zauberer der Welt aus und will es den Matroſen keinen Augenblick verdenken, wenn ſie Dich noch ein Mal für einen Hexenmeiſter halten."

„Die Jugend iſt unſtät und flüchtig; ihr Auge haftet nich ruhig auf einem Fleck. Könnt Ihr wiſſen, ob Ihr nich ſeid vorbei gelaufen Euerm Ziel zehn Mal? Ein Schritt vorwärts mit Bedacht is mehr werth, als zehn Sprünge kreuz und quer ohne Ueberlegung . . . Nir für ungut, junger Herr; ich ehre und preiſe Euer Verdienſt, aber Ihr beſitzt nicht die Erfahrung von ſiebenzig Jahren."

„Möge ſie mir noch lange fern bleiben! Aber, alter Herr, wollt Ihr Euern Pilgerzug ſo ganz allein beginnen? Jeder Ritter, der auf Abenteuer auszieht, hat doch einen Schildknappen zu ſeinem Beiſtande."

„Ein Schildknappe, wie Ihr es nennt, ſoll mir nich fehlen, denke ich. Müßte ich mich doch gewaltig irren, oder ein junger Sauſewind, ganz ſo flüchtig wie Ihr, hat nun ſchon ſeinen Aeltern die Er=

laubniß abgepreßt, um zu laufen weg aus dem ſtillen Hauſe in die weite Welt hinein. Der kann mir dienen als treuer Begleiter."

Benjamin Raule, der bis dahin eifrig geſchrieben hatte, legte ein zuſammen gefaltetes Papier in die Hände des Juden:

„Hier iſt die Vollmacht deren Du bedarfſt. Gehe hin und Gott geleite Dich. Wenn Du mir meinen Sohn bringſt, dann forderе . . ."

„Dann ſollt Ihr quittiren dem armen Moſes, geſtrenger Herr, daß er Euch hat bezahlt die Schuld, die er nich hat können bezahlen an Frau Agneten ſelbſt. Es gehe Euch wohl, mein edler Herr, wenn ich fern bin und Gott verleihe Euch Geduld bis zu meiner Wiederkehr."

„Lebe wohl, Moſes! Lebe wohl!"

Draußen fand Moſes den jungen Hans Peters, der mit ſteigender Ungeduld gewartet hatte:

„Ich bin frei, Moſes! Ich bin frei!"

„Biſt Du? Nun ſo bleibe es, ſo lange Du kannſt und möge es Dir wohlergehen in der Freiheit. Willſt Du nun mit mir kommen, Du Unband? Ich will Dir zeigen den Weg."

„Ja, zeige ihn mir, Moſes! Wir wollen ſelb=

ander wandern. Juchhe! Es geht in's Blaue hinein."

„Oder in's Schwarze!" ſprach Moſes ahnungsvoll vor ſich hin. „Zehn Fuß tief unter dem grünen Raſen. Ich bin bereit."

Sechstes Kapitel.

Ein durchſichtig blauer Himmel lachte auf die grünende Erde herab. Die leicht gekräuſelten Wellen der Havel hüpften murmelnd und ſingend durch die duftenden Wieſen und trugen auf ihrem Rücken den leichten Kahn des Fiſchers oder die ſchwerfällige Zille des Rathenower und Brandenburgiſchen Schiffers dem Elbſtrome zu. Am Ufer hingegoſſen, glänzte das reiche Städtchen Havelberg im roſigen Schimmer des Morgens und der majeſtätiſche Dom blickte von ſeiner ſtolzen Höhe mit feierlicher Grandezza auf das Gewirr zu ſeinen Füßen, das ſich allmählig in den Gaſſen und am Ufer kund gab, denn überall öffneten ſich Fenſter und Thüren und die Bewohner eilten, mit Ackergeräth oder Handwerkszeug beladen, hinaus in's Freie, der Beſtimmung des Tages entgegen.

Oberhalb der Pfahlbrücke, die von der Stadt aus

über den Strom weg nach dem jenſeitigen Ufer führt, lag ein loſe angebundener Kahn, den ſechs oder ſieben mit Zimmerwerkzeug verſehene Männer beſtiegen und ſich langſam ſtromab treiben ließen. Sie lachten und ſcherzten unter einander und hatten gute Weile, bis ſie ihr Ziel erreichten, denn ſie dachten nicht daran, ein Ruder einzuſetzen, ſondern trieben gemächlich an der Stadt vorüber, dem Orte zu, wo zwiſchen den Häuſern des Bauhofs, unweit des Dorfes Toppel, ein ſtattliches Schiffswerft ſichtbar wurde.

„He! He, Leute!“ ſprach der Eine, den Geſang ſeiner Gefährten unterbrechend. „Müßte mir den Schlaf noch nicht aus den Augen gerieben haben, oder ich ſehe den Baas ſchon auf dem Werft umher wanken. Steckt doch nur ein Ruder über Bord und planſcht damit in's Waſſer, ſonſt iſt des Tobens und Lermens kein Ende.“

„Laß ihn toben und lermen! Was zum Teufel, ſollen wir uns denn ſo anſtrengen? Iſt ja Feiertag.“

„Feiertag? — Na, ein ſchöner Feiertag, wo man im Arbeitszeuge, und mit dem Kalfaterkaſten zum Werft, ſtatt „zum ſchmucken Schiffer“ oder „zur blanken Kanne“ oder „zur blauen Seejungfer“ zieht. Feiertag! Und da ſchlägt auch noch die Domglocke fünf. Nun hat er doppelte Urſache zu brummen,

weil wir nach der beſtimmten Zeit kommen. Ich will ein Ende machen."

Er nahm bei dieſen Worten ein Ruder, welches er kräftig einſetzte und ſeinen Kahn dem Werft zuſchob.

„Und es iſt doch Feiertag!" rief der Andere wieder. „Was? Es wäre kein Feiertag, wenn auf dem Schiffswerft einer kleinen Stadt, mitten im Lande, ein Fahrzeug vom Stapel gelaſſen wird, das ohne Hülfe oder Anweiſung aus den Seeſtädten, ſo gebaut iſt, daß es nicht allein in die offne See gehen, und Sturm und Wellen Trotz bieten kann, ſondern auf zehn Kanonen gebohrt iſt und Rumor genug machen wird, wenn es mit einem Dickbauch von Holländer oder mit einem ſtockfiſchigen Schweden zuſammen rennt?."

„Ja, ja! Es iſt ſchon gut. Sieh doch nur, wie der Alte am Lande hantiert und die Hände über'n Kopf zuſammen ſchlägt, als brenne der Pechgrapen und die Flamme ſei in die Harzpeuſe geflogen. Das wird einen ſchönen Zank ſetzen."

„Zum Zanken gehören zwei! Es müßte ſchlimm zugehen, wenn ich ihn nicht ſo weit brächte, daß er binnen einer Stunde mit dem ganzen Geſichte lacht, und eine Tonne Bier extra heranſchroten ließe. Laßt

uns Alle dazu thun. Seht, wie ſich der Dickbauch der Stelle zuwälzt, wo unſer Kahn landen muß. Friſch! Empfangt ihn mit einem tüchtigen Hurrah! Wenn er irgendwie Lebensart hat, kann er doch auf ein „Gelobt ſei Gott!“ nicht mit einem „Kreuzdonnerwetter“ antworten.“

Und ohne eine weitere Zuſtimmung ſeiner Gefährten abzuwarten, ſchwenkte er den Hut und rief mit lauter Stimme:

„Es lebe unſer guter Zimmerbaas! Es lebe der Baas von Havelberg, der ein Zehnkanonenſchiff gebaut hat! Es lebe Vater Kloſe! Unſer Vater Kloſe! Hurrah! Hurrah! Hurrah!“

„Hurrah! Hurrah! Hurrah!“ fielen auch die Uebrigen ein und des Schreiens und des Hutſchwenkens war kein Ende, als der Kahn ſich hoch auf das Ufer hinaufſchob.

Die Zimmerleute und Matroſen, welche bereits auf dem Werft umher hanthierten, wußten zwar nicht, was der Lermen zu bedeuten habe, aber der Schiffszimmermann und der Matroſe können kein Hurrah hören, ohne mit voller Kehle einzuſtimmen und darum hallte der Ruf zum Ruhme Meiſter Kloſe's von einem Ende des Werftes zum andern wieder.

„Dank, Jungens, Dank!“ rief der alte Kloſe,

über und über ſchmunzelnd. „Will's nicht vergeſſen, wenn der Feierabend wirklich heran kommt. Aber Ihr da im Kahne, die Ihr ſchon Feierabend macht, ehe Ihr Euer Tagewerk begonnen habt, über Euch ſoll ein heiliges Donnerwetter hereinbrechen, wenn Ihr nicht flink wie die Ameiſen auf den Gerüſten an der Breitſeite des Schiffes ſeid, das in's Waſſer muß ohne Gnade, bevor noch ein Stück Vesperbrod aus dem Kober gezogen werden darf. Hollah! Rührt Euch!"

„Habe ich's Euch nicht geſagt?" flüſterte der Hurrahrufer ſeinen Kameraden zu, indem er eiligſt zum Bau fortrannte. „Kitzelt nur ſeinen Hochmuth und er glaubt Euch, daß aus fünf Schafköpfen und vier Spitzbuben zehn ehrliche Kerle zu machen ſind."

Vater Kloſe ſah den Leuten nach, die ſchnell wie Eichkatzen die Leitern hinaufflogen und ſprach vor ſich hin:

„Das Volk iſt wie die jungen Hunde, immer dalberig, immer rechts und links vom Wege und niemals gerade aus. Bei alledem hat es Manieren und weiß ſich zu benehmen, werde ſie alſo nicht vom Werft jagen, wie ich erſt die Abſicht hatte, zumal ſie jetzt die Arbeit tüchtig anzugreifen ſcheinen. He, Altgeſelle, kommt einmal zu mir daher!"

Und im ernſten Geſpräche mit dieſem auf- und

abgehend, gab er ſeine letzten Befehle, das vom Stapel laſſen des Schiffes betreffend und ſah dann überall ſelbſt nach, daß Jedes ſo vollbracht wurde, wie er es angeordnet hatte. Es war ein munteres, luſtiges Treiben, ein raſtloſes Scharwerken und fröhliches Lachen durcheinander, man mochte nun ſelbſt mit Hand anlegen, oder es von Weitem mit anſehen, immer ward man es nicht müde.

Da kam ein Burſche auf den Werft, der lief auf den Baas zu, und ſagte mit wichtiger Miene:

„Der Herr läßt Euch ſagen, daß vor einer Stunde ein Mann angekommen iſt mit einem kreideweißen ausländiſchen Geſicht und einem dicken ſchwarzen Haarwulſt. Er hat ſich hinter den Bierkrug gepflanzt und ſpricht kein Wort, weshalb mein Herr glaubt, daß er zu den abſonderlich Klugen gehört."

„Was ſoll ich mit der Neuigkeit?"

„Und dann läßt mein Herr Euch ſagen, daß eine halbe Stunde nach Jenem ein Zweiter gekommen iſt, der ihm ſchon hundert Worte entgegen geſchrieen hatte, als er noch funfzig Schritte vom Hauſe war und unſer gutes Havelberger Bier dreimal tadelte, ehe er noch einen Schluck davon getrunken hatte. — Das läßt er Euch ſagen."

„Er hätte mir nichts Dummeres ſagen laſſen können. Was gehen mich ſeine Gäſte an?“

„Der Herr hat geſtern Abend noch geſagt, es müſſe wohl ſo ſein, daß Euch die Gäſte in der ſilbernen Kanne nichts angingen, weil Ihr ſo ſelten darin zu finden wäret, und Euer älteſter Werft-Aufſeher hat mit dem Kopfe genickt und etwas vom „ſchmucken Schiffer“ und ſeiner ſchönen Schenkerin dazu gemurmelt.“

„Junge! Willſt Du's loſe Maul halten?“ ſchrie der Baas Kloſe, über und über roth wie ein Krebs. „Ich habe große Luſt, es Dir für immer zu ſtopfen.“

„Nun, nun, machts nur gnädig; es ſind ja nicht meine Worte. Mein Herr meint aber, wenn Euch auch die ſilberne Kanne und ihre Gäſte nichts angehen, ſo machtet Ihr vielleicht dieſes Mal eine Ausnahme, da, wie mein Herr meint, die beiden Leute, die ich Euch beſchrieben habe, leicht diejenigen ſein könnten, nach welchen Ihr ſchon ſeit drei Tagen eifrige Nachfrage halten laſſet.“

„Wie? Was? Ei der Teufel, das könnte ſein und es wäre endlich Zeit, daß ſie ſich dazu hielten. Grüße Deinen Herrn, ich laſſe mich bedanken und werde nachher vorſprechen. — Hm! Hm! Iſt auch wohl Zeit, den Leuten ihr Frühſtück zu gönnen.

Heda! Altgeſelle! Laßt die Glocke zum Frühſtück läuten."

Der Baas befand ſich ſo nahe am Backbords-Gerüſte, daß ſeine Worte deutlich vernommen werden konnten. Der Hurrahſchreier von vorhin gab ſeinen Gefährten einen Wink und ſchrie aus vollem Halſe:

„Hoch lebe unſer guter Baas! Hoch lebe Vater Kloſe heute und alle Tage! Hurrah! Hurrah! Hurrah!"

Und damit fing er, während die Andern das Hurrah wiederholten, ſo haſtig zu kalfatern an, als hinge das Wohl des Schiffes von der Schnelle ſeiner Hammerſchläge ab.

„Schon gut! Schon gut!" rief Meiſter Kloſe mit freudeſtrahlendem Geſicht. „Ich weiß wohl, daß Du ein Taugenichts biſt und bleibſt, mein guter Mann. Bei alledem hältſt Du Dich adret und haſt mit Deinen Kameraden zur Vollendung des Schiffes beigetragen; darum wird's heute Abend auch wohl ohne eine Extratonne nicht abgehen."

Damit wandte ſich der Baas dem Ausgange des Werftes zu, der Geſelle aber tauſchte mit ſeinen Nachbarn einen Blick des Einverſtändniſſes und flüſterte, ſich die Hände reibend:

„Nun? Was habe ich geſagt? Die Extratonne iſt unſer."

7*

In dieſem Augenblicke begann die Glocke zu läuten. Allmänniglich warf das Arbeitsgeräthe beiſeite und lagerte ſich, mehrfache Gruppen bildend, den mitgebrachten Vorrath aus den Kobern ziehend, während die minder Wirthlichen einer kleinen Schenke zueilten, die ſich unfern von dem Eingangsthor des Werftes befand. Ueber dieſem aber prangte ein buntfarbiges Galion, vorſtellend einen bauchigen Neptun mit einer vergoldeten Harpune in der Hand und darüber ein ſchwarzes Täfelchen, worauf in weißer Schrift folgende Verslein zu leſen:

Hans Kloſe iſt der Baas genannt,
Sein Werft der ſteht in Gottes Hand,
Zu Ruhm und Ehr' für's ganze Land;
Gott ſegne Kiel und Maſt am Strand,
So wird's auch auf dem Meer wohl gahn
Und allen Stürmen widerſtahn.

Zur ſelben Zeit, als die Glocke auf dem Werft geläutet wurde, trat der Wirth zur ſilbernen Kanne mit zwei friſch gefüllten Krügen in ſeine Gaſtſtube, die zu ſo früher Tageszeit faſt leer war. An dem einen Ende des langen Eichentiſches ſaß der ſchweigſame Mann mit dem ausländiſchen Geſicht und ſtreckte die Hand mechaniſch nach dem neuen Bierkruge aus, während der Mann mit den hundert Worten am an-

dern Ende des Tiſches laut ſchreiend mit der Hand durch ſein ſemmelblondes Haar fuhr:

„Weshalb, zum Donner, bekomme ich ſoviel ſpäter mein Bier als andere Gäſte, die nichts vor mir voraushaben, weder Leibliches noch Geiſtiges? He?“

Der Mann mit dem kreideweißen Geſichte ſagte zum erſten Male: „Hm!“

„Mein guter Herr, ich bringe ja beide Krüge zugleich.“

„Gebt her und ſchreit nicht ſo. Hört Ihr? Ihr ſollt nicht ſo viel ſchreien. Weshalb thut Ihr's zum Donnerwetter! Ich kann die Wirthe nicht leiden, die immer raiſonniren müſſen; die Wirthe nicht und die Gäſte auch nicht. Verſteht Ihr?“

„Ja, Herr!“

„Darum ſchweigt ſtill und gewöhnt Euch das Schreien ab; es iſt nicht paſſend in guter Geſellſchaft. Was iſt das wieder für ein Bier?“

„Das iſt von unſerm beſten Lagerbier.“

„Beſtes! Das Euer Beſtes? Nun, ſo hole der Teufel das Schlechte, denn dieſes da iſt nicht werth, daß Ihr es in einen alten Schuh gießt.“

Und mit den Worten leerte er den Krug bis über die Hälfte.

„Erlaubt mir, beſter Herr . . . .“

„Erlauben? Euch erlauben? Ich erlaube Euch nichts. Die Wirthe nehmen ſich jetzt ſchon ſo viel heraus, daß die Gäſte ſtets zu ſteuern, ſtatt zu erlauben haben. Euer Bier taugt nichts, ſage ich Euch. Es iſt trübe, ſchaal und überhaupt Alles, was ein gutes Bier nicht ſein ſoll. Ihr ſchüttelt mit dem Kopf? Was wißt Ihr davon? Ich muß es beſſer verſtehen und verſtehe es auch beſſer zum Donner.“

„So iſt der Herr vielleicht ein Brauer drüben von Perleberg her, oder von Rathenow, oder . . . .“

„Den Teufel bin ich ein Brauer; ich habe all mein Lebstag meine Naſe in keine Brauerei geſteckt, aber deswegen weiß ich es doch und muß es wiſſen, daß das Bier nichts taugt.“

„Nun, lieber Herr, da denke ich mir zum Troſte, daß Ihr Euch auch wohl irren könnt, denn viele achtbare Leute, die ſehr an einen guten Trunk gewöhnt ſind, haben das Bier lange Zeit mit großem Appetit getrunken, und auch jener Herr, der mir heute zum erſten Male die Ehre erzeigt — gerade wie Ihr — ſchlürft es mit Wohlbehagen in ſich hinein.“

„Hm!“ ſagte der Mann mit dem kreideweißen Geſicht, indem er den Krug abermals mit vielem Erfolge zum Munde führte.

„Welcher Herr? Wer iſt hier 'n Herr?" fuhr der Mann mit den hundert Worten auf. Aber der Wirth, der den Zimmerbaas Kloſe durch das Fenſter bemerkt hatte, ging ohne Antwort zur Thüre hinaus, um den neuen Gaſt zu empfangen.

„Ho! Ho! Was iſt das? Antwortet mir nicht, der Grobian? Iſt das hier in Havelberg eine Lebensart gegen Gäſte, gegen angeſehene Gäſte! Und dazu dieſer abgeſtandene Soff, von dem Andere behaupten . . . . He da, Herr! Erlaubt! Habt Ihr etwa geſagt, daß dieſes Bier zu irgend etwas in der Welt nütze ſei?"

„Mir ſchmeckt's."

„Euch ſchmeckt's? Euch? Wie kann es Euch ſchmecken? Dann verſteht Ihr davon nichts."

„Hm!"

„Hm, ſagt Ihr? Warum ſagt Ihr: Hm? Gut, ſagt Ihr: Hm! Ich ſage . . . erlaubt . . . Ihr mögt raiſonniren, ſoviel Ihr wollt, ſo wird es Euch doch nichts helfen. Ich ſehe ſchon, Ihr ſeid ſtreitſüchtiger Natur, aber wenn Ihr auch ſtreitet, ſo findet Ihr Euren Mann, denn ich kenne das Alles und wenn ein Streit geführt werden ſoll . . . ."

Der Mann mit dem kreideweißen Geſicht erhob

ſich halb von der Bank und mit beiden Händen auf den Tiſch geſtützt, beugte er ſich vorüber:

„Ich ſchlage gleich!“

„Ihr ſchlagt gleich?“ rief der Mann der hundert Worte, indem er einen Schritt zurückprallte und darauf um das Doppelte vorwärts ſchoß. „Erlaubt einmal .... Alſo Ihr ſchlagt gleich? Ihr mit dem langen Geſicht, das ſo kreideweis iſt, wie die Felſen von Dover oder Moen's Klint und der ſchwarzen Perrücke, die ſo ſchafwollig ausſieht, als hättet Ihr ſie von einem Dutzend Negern zuſammengebettelt. Schlagen? Das iſt gut! Ihr ſollt Euern Mann an mir finden.“

„Das iſt mir nicht genug, ich muß auch wiſſen, was Ihr für'n Mann ſeid.“

„Müßt Ihr? He! Warum müßt Ihr? Erlaubt ....“

„Schlage mich nicht mit All und Jedem.“

„Nicht? Thut Ihr nicht?“ rief der Mann mit den hundert Worten, ſich drei Mal nach einander durch die Haare ſtreichend. „Erlaubt! Ihr könnt Gott danken, wenn Ihr immer ſolchen Gegner habt, vorausgeſetzt, daß ich Euch die Ehre erzeige, meine Fauſt gegen die Eurige zu erheben.“

„Hm!“

„Schon wieder: Hm? Ich ſage Euch, Ihr braucht kein Geſicht zu ziehen, denn Ihr ſollt wiſſen, mein guter Mann, daß ich ein ehrlicher Pommer bin, ein Mann, der Jahre lang die See gepflügt, und manches tüchtige Commando unter ſich gehabt hat. Schiffscapitain Mildreich in Kurfürſtlich Brandenburgiſchen Dienſten, wenn Euch das deutlich iſt.“

Und der Herr Schiffscapitain ſtreckte die geballte Fauſt ſeinem Mitgaſte entgegen.

Der Baas, welcher kurz vorher mit dem Kannenwirth eingetreten war, horchte bei Nennung dieſes Namens auf und machte Jenem ein Zeichen.

„Dann ſchlage ich mich nicht mit Euch!“ entgegnete der Mann mit dem Kreidegeſicht.

„Was? Thut Ihr nicht? Erlaubt! Ihr ſchlagt Euch nicht mit mir? Mit dem Capitain Mildreich nicht? . . . Ho! Ho! Erlaubt . . . Nein, erlaubt nicht, das iſt gar nicht nöthig . . . Dafür ſollt Ihr ſogleich . . .“

„Nein, Herr! Es ſei denn, daß Ihr zuerſt Hand an mich legtet, worauf ich Euch nothwendiger Weiſe das Genick brechen, oder den Hals umdrehen müßte.“

„Und warum das?“

„Weil's gegen die Subordination iſt.“

„Was iſt gegen die Subordination? Was meint Ihr damit?“

„Das heißt . . .“ entgegnete Jener, ſich räuſpernd, um ſich auf eine ungewöhnlich lange Replik würdig vorzubereiten . . . das heißt, wenn Ihr der Schiffscapitain Mildreich in Dienſten Sr. Kurfürſtlichen Durchlaucht ſo bin ich Euer Untergebener.“

„Was? Erlaubt! Ihr ſeid?“

„Du Roy, von Geburt ein Bretagner, meines Gewerbes ein Seemann. Auf Befehl des Herrn Schifffahrts-Direktor Benjamin Raule hierher gereiſt, um als erſter Steuermann an Bord des neuen Zehnkanonenſchiffs zu gehen, welches hier zu Havelberg erbaut worden iſt.“

„Ihr ſeid demnach?“

„Steuermann Du Roy aus Villebois in der Bretagne, dem Herrn Capitain zu Dienſten und dieſen Papieren zufolge . . .“

„So? So? . . . Erlaubt! — Ja! . . .“

Der Capitain konnte, die Wahrheit zu ſagen, kein Wort finden, das ihm geeignet ſchien, an die Spitze der Antwort zu ſtehen, die er auf eine ſo unerwartete Eröffnung zu geben hätte. Er trat an's Fenſter, trommelte gegen die Scheiben, brummte die Melodie eines Liedes in den Bart, deſſen Refrain er

vom Werft heraufſchallen hörte, und wandte ſich dann plötzlich mit einer vornehmen Miene um:

„Steuermann Du Roy alſo?“

„Zu Befehl des Capitains.“

„Ihr ſeid mir bereits durch den Admiralitäts-ſecretair, Herrn Cord Weſſel, angemeldet worden. Sobald mir das Schiff übergeben iſt, werde ich Euch am Bord empfangen und nach dem Richtigbefund Eurer Papiere Euch in Eure Functionen einführen.“

„Gut, Herr Capitain. Indeß . . .“

„Indeß? . . . Erlaubt! . . . Iſt Euch das nicht wohlanſtändig, Herr Steuermann? — Wie ich es einmal angeordnet, ſo bleibt es.“

„Ja, Herr! Aber Ihr würdet Zeit ſparen, wenn Ihr ſogleich von den Papieren Einſicht nähmet.“

„Hier in der Kneipe! Ein Kurfürſtliches Dekret auf der Bierbank! Ihr ſeid keck!“

„Und Ihr ſeid wunderlich, mit Verlaub, die Zeit mit derlei Firlefanz zu vergeuden!“ platzte der Steuer-mann heraus.

Der Zimmerbaas fand, daß der geeignete Mo-ment, dieſen Auftritt zu unterbrechen, gekommen ſei, und trat raſch an den Tiſch:

„Mit Gunſt, Herr! Ich vernehme ſo eben, daß

Ihr der Capitain Mildreich ſeid, der das Commando des hier neu erbauten Schiffes übernehmen ſoll.“

„Der bin ich!“

„Wenn das iſt, Herr Capitain . . . — Ich bin der Schiffsbaumeiſter Kloſe Euch zu dienen, und erfreut, Euere perſönliche Bekanntſchaft zu machen . . . ſo hätte ich aus Euern Händen einen Brief von der Admiralität von Berlin zu empfangen.“

„Das hat ſeine Richtigkeit! Da iſt der Brief! Wie ſteht es mit dem Schiff?“

Der Baas durchlas den Brief und ſagte dann:

„Das Schiff iſt fix und fertig. Es ſoll noch heute die Taufe empfangen und dann vom Stapel gelaſſen werden. Hierauf werde ich Euch das Schiff in aller Form übergeben, und Euch dann bitten, einer kleinen Anrichtung beizuwohnen.“

„Das nehme ich an.“

„Der Herr Steuermann iſt auch wohl ſo geneigt, bei der Uebergabe des Schiffs zu aſſiſtiren und zum Eſſen zu bleiben?“

„Kann nicht.“

„Was hindert Euch, lieber Herr?“

„Meine Papiere ſind noch nicht durchgeſehen; ich bin dem Herrn Capitain gegenüber noch nicht legitimirt, und ehe das nicht geſchehen iſt, kann ich

am Bord des Schiffes nicht als ſein Nächſtkomman-direnđer erſcheinen."

„Dazu wäre ja noch Zeit."

„Erſt als Capitain und in ſeiner Kajüte will mich der Herr Capitain empfangen. Um ſolchen Firlefanz ſoll mir das Ablaufen und das Zechgelage entgehen."

„Firlefanz, ſagt Ihr? Erlaubt . . ."

„Der Herr Capitain hat ganz recht!" fuhr der Baas ſchnell dazwiſchen, denn er befürchtete ein neues Aufbrauſen. „Das erfordert die Ordnung und die Würde des Dienſtes. Allein andererſeits giebt es dem Herrn Capitain ein Anſehen, wenn er gleich in Begleitung ſeines erſten Offiziers an Bord gehen kann, und unter dieſen Umſtänden . . Hier nebenbei iſt ein ſchickliches Stübchen, worin nie ein Biergaſt geſeſſen hat."

„So? Na! Mag es denn ſein! Her mit den Papieren!"

Capitain Mildreich ging mit den ihm dargereichten Papieren in's Nebenzimmer und bewies deutlich, daß doch nicht Alles ſo blieb, wie er es einmal geſagt hatte.

Siebentes Kapitel.

Zwei Stunden ſpäter und der Werft hatte ein ganz anderes Anſehen gewonnen. Der letzte Hammerſchlag war an dem neuen Schiffe geſchehen; gleich wie den erſten, hatte ihn der Baas ſelbſt vollführt. Die Aexte und Stemmeiſen ruhten, die fliegenden Gerüſte verſchwanden von den Breitſeiten. Lange Leitern wurden gebracht, um die Gäſte leicht an Bord zu befördern. Von den Maſtenſpitzen bis zum Verdeck herab bedeckte ſich das Schiff mit bunten Flaggen, Wimpeln und Stannern; nur die Flaggenſtange auf der Galerie und der Knopf am großen Topp blieben leer. Die Schiffszimmerer hatten ſich in ihren Sonntagsſtaat geworfen, und hielten, vom Altgeſellen geführt, paarweiſe ihren Einzug durch die Seitenpforte des Werfts. Die übrigen am Schiffsbau betheiligten Gewerke folgten ihnen mit ihren Fahnen und Inſignien nach, um der Ceremonie des Ablaufens

mit größter Feierlichkeit beizuwohnen. Der Stadtpfeiffer von Havelberg kam, ſammt ſeinen Geſellen herbei, mit Schalmeien, Querpfeiffen und türkiſchen Trommeln, die ſogleich das Schiff beſtiegen und den ihnen bereiteten Platz am großen Maſte einnahmen.

Plötzlich drängte das Volk in Schaaren herbei; es pflanzte ſich zu allen Seiten des Werftes auf Sägeblöcken, Balkenlagen und Holzſchuppen, zu den mannigfachſten Gruppen ſich verſchlingend; es ſaß außerhalb der Einfriedigung auf den Aeſten der Bäume, es ſchwamm in leichten Kähnen auf der ſpiegelglatten Fläche des Stromes umher. Zugleich erhob ſich ein lautes Geſchrei, dann trat eine tiefe Stille ein, denn der rechte Augenblick des Feſtes war nun gekommen, ſo bezeugte es das Geläut, das feierlich von dem hohen Domthurme durch das Land erſcholl und von den übrigen Kirchenglocken begleitet wurde.

Die Haupt-Eingangspforten des Werftes wurden jetzt weit aufgethan und dem Feſtzuge voran ſchritt Meiſter Kloſe, der Zimmerbaas von Havelberg mit dem blanken Winkelmaas und dem zierlich geſchnitzten, reichlich vergoldeten Galion, den Zeichen ſeiner Würde, gefolgt von vier und zwanzig gleichgekleideten Schiffszimmerleuten, mit blanken Aexten auf der

Schulter. Nach ihnen erſchien, von Fahnenträgern geführt, der Bürgermeiſter von Havelberg, ſammt den Rathmännern, denen der Geiſtliche folgte, der die Taufe verrichten ſollte. Nun kam der neue Capitain des Schiffes und ſein erſter Steuermann, bekleidet mit der neuen kurbrandenburgiſchen See-Uniform. Daran ſchloſſen ſich die Meiſter der einzelnen Gewerke, ſo wie die Ankerſchmiede ſammt den Segelmachern, und viele zu dieſem Feſte eingeladene ehrſame Bürger der Stadt machten den Beſchluß.

Nachdem der Zug um den ganzen Werft gegangen, und von dem harrenden Volke begrüßt worden war, begaben ſich Alle an Bord. Die Männer bildeten einen weiten Kreis und nur der Zugang zum Steuer blieb frei. Nicht weit davon befand ſich ein mit einem bunten Tüchlein verhangener Tiſch und darauf ſtanden drei mit Wein gefüllte Pokale.

Als das Geräuſch verhallt war, erſchien der Geiſtliche in der Mitte des Kreiſes und alſobald trat eine feierliche Stille ein, ſo daß man das deutlich geſprochene Wort weithin vernehmen konnte:

„Wir ſtehen hier in dieſer feierlichen Stunde vor dem Auge des Herrn und flehen herab Seine Gnade auf uns und auf Alle, die mit uns wandeln in Demuth vor Seinem Angeſicht, denn nur wo Gottes

Gnade waltet, iſt der Segen mit den Werken der Menſchen und ohne ſie iſt all' unſer Thun eitles Stückwerk."

„Seine Gnade iſt geweſen mit unſerm Durchlauchtigſten Kurfürſten, Herrn Friedrich Wilhelm, Marggrafen zu Brandenburg, denn ſo nicht Gottes Gnade dem hohen Herrn zur Seite geſtanden, er würde in den ſchweren Kriegeszeiten nimmermehr ein ſo gutes Regiment geführt und außerdem noch ein Werk des Friedens vollbracht haben, ſo groß als kühn, ſo ſonderbar als herrlich, daß noch kein Fürſt in allen deutſchen Landen daran einen Gedanken gehabt, noch viel weniger aber eine Hand zu deſſen Vollbringung hätte anlegen mögen."

„So hat denn nun unſer großmächtigſter Herr und Gebietiger, nachdem er ſothane Schiffe, die ſeinen Ruhm jenſeits des Meeres verkündigen ſollten, von fremden Völkern erſtanden, ſeinem Werke die Krone aufgeſetzet, indem er befohlen, daß die benöthigten Schiffe in ſeinem Lande fortan ſollten erbaut werden und zum Zeichen, daß dazu nicht erforderlich ſei das Meer, hat er legen laſſen den Kiel tief im Binnenlande an den Ufern eines Flußes, den die Seefahrer kaum den Namen nach kennen und zur Ehre

Gottes und unſeres Herrn Kurfürſten iſt dies uns fremde Werk glücklich vollendet worden."

Darauf wendete ſich der Geiſtliche zum Steuerruder:

„Ich ſegne Dich ein zum Dienſte des Meeres und lege Dir bei den Namen

„Das Wappen von Brandenburg"

denn Du biſt ein wahrhaftes Wappen des Fleißes und der Ausdauer unſerer Bürger und ein Zeugniß von dem hohen Ingenio unſeres Herrſchers. Wappen von Brandenburg, ſenke Dich hinab zum Spiegel des Stromes und ſchwimme, getragen von mächtigen Flüſſen, dem Meere zu, um den Ruhm des Landes zu verkündigen, dem Du angehörſt, ſeine Söhne verbindend mit den Söhnen der fernſten Völker, die noch nie unſern Namen nennen hörten. Und Sturm und Unheil mögen fern ſein von Kiel und Maſt!"

Als der Geiſtliche dieſe Worte geſprochen hatte, fiel die ganze Verſammlung ein:

„Wende, Herr, von dieſem Schiffe
Sturmesnoth und Klippenwand;
Schleuß es, zu beſchützen gnädig,
Feſt in Deine hohle Hand;
Dann behauptet es vor Allen
Unbegränzt ein Gnadenmeer,
Denn was wär dies Haus von Brettern,
Wenn Dein Schutz nicht mit ihm wär'?"

Als der Geſang verhallt war, erhob der Geiſtliche abermals ſeine Stimme:

„Wappen von Brandenburg biſt Du getauft, Wappen von Brandenburg ſollſt Du heißen, ſo lange noch von Deinem gewaltigen Bau zwei Splitter aneinander halten. Das Werk iſt geſchehen, zu welchem ich berufen worden und ich entlaſſe Euch mit dem Segen des allgütigen Gottes!“

Als der ernſte Eindruck der feierlichen Handlung vorüber war und der Geiſtliche ſich zu dem Bürgermeiſter und den Rathmannen geſellt hatte, trat Meiſter Kloſe, der Baas des Werftes, hervor und ergriff den erſten der drei Pokale:

„Ihr werthen Herren und Pathen dieſes Schiffleins, welches iſt hervorgegangen aus meinen Händen und den Händen dieſer kunſtſinnigen Meiſter und Geſellen, erlaubt mir ein kurzes Wort. Das Schiff iſt geweiht von dem Hochwürdigen Geiſtlichen und wir haben der feierlichen Handlung mit gebührender Andacht beigewohnt. Aber es fehlt noch die Taufe des Meiſters und der tauft nur mit Wein. Und ſomit leere ich dieſen Pokal zur Hälfte über das Steuer, welches iſt die Seele des Schiffes und der Gebieter des willenloſen Rumpfes; die andere Hälfte aber, werthe Herren und Taufpathen, trinke

ich Euch zu auf das Wohl unſeres durchlauchtigten Herrn. Friedrich Wilhelm, der allergnädigſte Herr Kurfürſt lebe hoch!"

„Hoch! Hoch! Hoch der gnädigſte Herr Kurfürſt!" fielen Alle mit lautem Jubel ein und die Muſik ſchmetterte fröhlich darein.

Der Baas trank von dem Weine und reichte den Pokal dem Bürgermeiſter, der gab ihn ſeinem Nachbar, und ſo fort. Und wenn der Pokal geleert war, ſtanden flinke Schenker mit ſilbernen Kannen bereit, die füllten ihn wieder bis zum Rande.

Nun trat der Bürgermeiſter vor, ergriff den zweiten Pokal und ſagte:

„Wir wiſſen vollkommen die hohe Ehre zu würdigen, die unſerer Stadt dadurch wiederfahren iſt, daß gerade ſie dazu berufen ward, dies Werk des Ruhmes in ihrem Weichbilde vollbracht zu ſehen; nicht minder rühmen wir es, daß uns die Gunſt zu Theil wird, dieſem feſtlichen Acte beizuwohnen. Für dieſe zwiefache Vergünſtigung dankend, ergreife ich dieſen Pokal und trinke Euch zu: Auf das Wohl des guten und ſchönen Schiffes „Das Wappen von Brandenburg!" Vivat! Floreat! Crescat! Und möge es dauern bis an das Ende aller Tage!"

Abermals jubelten Alle laut und thaten ſich Be-

ſcheid aus dem Pokal, der immer auf's Neue mit feurigem ſpaniſchen Weine gefüllt wurde.

Nun gab der Baas einigen ſeiner Leute einen geheimen Wink, die eifrigſt zu den verſchiedenen Maſten liefen. Alsbald ſenkte ſich der bunte Flaggenſchmuck, der bisher im Sonnenlichte ſo fröhlich glänzte, zu Deck und wurde ſchnell aus dem Wege geräumt. Nur bei der Flaggenleine des großen Topps und bei dem Flaggenſtock auf der Galerie blieb einer der Männer ſtehen.

Als darauf der Kreis auf dem Verdecke ſich wieder geordnet hatte, trat der Baas zu dem Capitain Mildreich und führte ihn in die Mitte, den Steuermann Du Roy bedeutend, daß er ſeinem Befehlshaber zur Linken treten ſolle. Dann legte Meiſter Kloſe die Hand an den Hut und fröhlich grüßend, ſagte er:

„Mit Gunſt, Capitain Mildreich, das iſt mein reſpectvoller Gruß für Euch als den Schiffshauptmann Seiner Kurfürſtlichen Durchlaucht, und dies iſt meine Botſchaft: Das Schiff iſt fertig vom Kiel bis zum Topp, fertig auf dem Waſſer zu ſchwimmen und harrt nur der Takelung, um ſeewärts treiben zu können und zu ſchwimmen bis zu den fernſten Meeren. Da Ihr nun der von des Herrn Kurfürſten Gnaden ernannte Führer dieſes Schiffes ſeid, ſo lege ich in

Eure Hände den Bau- und Bielbrief dieſes Fahrzeuges, ſo wie auch den Meßbrief nieder, ſammt der Aichungsacte, mir vor dieſen Zeugen Euer Wort als Beſcheinigung erbittend, daß Ihr das Alles wohl und richtig empfangen habt."

Der Capitain nahm die ihm dargereichten Papiere und ſagte:

„Ich, der Schiffer Mildreich, durch die Gnade meines kurfürſtlichen Herrn, Friedrich Wilhelm, zum Schiffscapitain des neuen, ſo eben getauften Zehnkanonenſchiffs „das Wappen von Brandenburg" ernannt, beſcheinige hiermit vor allen gegenwärtigen Zeugen, insbeſondere vor dem mir zugeordneten Steuermann, den Meiſter Du Roy, daß mir der Zimmerbaas Kloſe auf ſeinem Werft zu Havelberg das genannte Schiff, ſammt den dazu gehörigen Papieren, wohl und richtig abgeliefert hat, damit es von dieſem Helgen herab dem Elemente übergeben werden möge, dem es für immer angehören ſoll."

„Somit ſeid Ihr nun," nahm der Baas wieder das Wort, „als Stellverteter unſeres Landesherrn auf Euerm Eigenthum und ich bin Euer Gaſt wie alle Uebrigen. Deshalb iſt es billig, da aller bunte Putz und Tand verſchwunden iſt, daß von dieſen Maſten die Flagge wehe, der ſie fortan zugeſchworen ſind.

Das Alles iſt vorbereitet, Capitain, und ſteht zu Euerm Befehl."

Da rief der Capitain mit lauter Stimme:

„Schiffsgaſten! Klar die Flaggenleinen!"

„Klar iſt's!" erſcholl es vom Fuße des großen Maſtes und von der Galerie her.

„Zieht auf Flagge und Wimpel!"

„Allſtunds!" riefen die Gaſten und gleich darauf entfaltete ſich auf dem großen Topp der Wimpel und an der Flaggenſtange der Galerie die kurbrandenburgiſche Staatsflagge, begrüßt von einem Jubel, der nicht enden wollte, untermiſcht mit Muſik und mit Kanonendonner, denn die Schiffskanonen lagen auf dem Werft und waren auf die Raperten gebracht worden, damit ſie ihre Stimmen zum erſten Male erſchallen ließen, wenn der Wimpel, als das Zeichen der unumſchränkten Macht von dem großen Topp abwehte. Und hatte der Lermen des Volkes im Oſten des Werftes aufgehört, fing er im Weſten wieder an, und hallte wieder bis zum Hügel, von dem herab der Dom auf das bunte Treiben in ſtolzer Ruhe herabſah, bis zu den Wieſen, die jenſeits des Stromes im ſaftigen Grün ſchimmerten.

Capitain Mildreich hatte während deſſen den drit=

ten Pokal ergriffen und rief mitten in den allgemeinen Jubel hinein:

„Das trinke ich Euch zu als meinen werthen Gäſten; ich und mein Steuermann, der Meiſter Du Roy trinken es Euch zu, und zuerſt Euch, Schiffsbaumeiſter Kloſe, der Ihr die Planken zuſammengefügt habt, worauf unſer Fuß ſo ſicher wandelt. Nehmt den Pokal, Herr, thut mir Beſcheid und laßt ihn von einer Hand zur andern gehen, daß ſich männiglich daran labe und erquicke."

Und der dritte Pokal machte die Runde, wie die beiden erſten und es ward eitel Fröhlichkeit unter den Leuten, ſo lang und ſo breit das Verdeck war, und jeder Standes-Unterſchied war vergeſſen, denn ſie lachten Alle mit- und durcheinander, und der Bürgermeiſter ſchwatzte mit dem Altgeſellen der Schreinergilde ſo zutraulich als ob er einer der Herren von der Rathsbank geweſen wäre.

Als nun dies Treiben eine Stunde und länger gewährt hatte, ſagte der Zimmerbaas zu ſeinen Leuten mit den blanken Aexten:

„Geht Ihr nun ſachte hinunter und ſammelt Euch. Trinkt einen tüchtigen Schluck friſchen Waſſers, treibt das Volk aus der Nähe des Schiffes und haltet Euch bereit; ich komme gleich nach."

Das thaten die Leute und der Baas ſprach eifrig mit dem Capitain, der ſich darauf mit ſeinem Steuermann zur Linken und Rechten der Kajütskappe aufſtellte. Darauf ließ der Baas mit der großen Schiffsglocke läuten und als Jedermann ſchwieg, erhob er ſeine Stimme:

„Haltet mir's zu Gute, werthe Herren, daß ich die laute Fröhlichkeit einen Augenblick lang unterbreche, aber es bleibt uns ein wichtiges Werk zu thun übrig. Noch ſteht dies Schiff auf feſter Wall und es ſoll doch dem Elemente übergeben werden, für das es beſtimmt iſt. So unterbrecht denn Eure Luſt für einige Zeit, wir wollen nachher deſto fröhlicher ſein. Verhaltet Euch ſtill, werthe Herren und bittet Gott, daß er dem Werke ein fröhliches Gelingen verleihe."

Damit kehrte er auf den Werft zurück. Auf dem Verdecke herrſchte die tiefſte Ruhe und man hörte deutlich, wie auf dem Domthurm die Glocken anſchlugen, die übrigen Thürme antworteten und das Geläut tönte hell und feierlich durch die leicht bewegte Luft. Kein Mund öffnete ſich weit und breit und die Herzen waren voll Andacht.

Nach einer Viertelſtunde hörte man plötzlich die Stimme des Baas:

„Jedermann bei ſeinem Werk!"

„Bei dem Werke iſt's!"

„So fallt an in Gottes Namen!"

Und Jeder vernahm die dumpfen Schläge der Aexte, welche gegen die Stützbalken gethan wurden.

„Habt Ihr's geſpürt, Meiſter?" flüſterte ein Handwerker ſeinem Nachbar zu.

Ob ich's geſpürt habe! Es bebt ja durch's ganze Schiff und iſt mir in die Kniee geſchoſſen."

Unterdeſſen war ein Boot vorübergefahren, darin ſtand der Strommeiſter, der alle Kähne beiſeite jagte, die ſich im Fahrwaſſer bewegten. Als dies geſchehen war, rief er laut:

„Klar iſt der Strom!"

„Nun denn in Gottes Namen! Hoch die Axt! Letzte Stützen!"

„Letzte Stützen ſinds!"

Noch drei dumpfe Schläge ſchnell hinter einander, ein Ruck durchs ganze Schiff, der vom Kiel bis zum Topp fühlbar wurde, ein leiſer, raſch unterdrückter Schrei und dahin ſauſte das Fahrzeug von dem Helgen herab in die zurückweichende Fluth, die von allen Seiten hoch aufſpritzte und ziſchte und ſchäumte, als ſei hier ſtatt eines unbegränzten Flüßleins eine offne Rhede und es wüthe ſeit drei Tagen ein Orkan aus Nordweſten.

Als der erſte Ruck durch das Schiff ging, hatte der Capitain ſeinen Platz am Steuerruder genommen und der Steuermann war zur Ankerſpille geeilt. Der Anker hing vor der Klüſe und eine ganze Bucht des Tau's war abgeſchakt:

„Anker klar!"

„Klar iſt's!"

„Fallen den Anker!"

„Fallen iſt's!"

Und mit dem Worte ließ der Steuermann den Strop ſchlippen, der den Anker vor der Klüſe hielt, dieſer ſauſte hinab und als er Grund gefaßt hatte, wendete das Schiff vor dem Strom und lag ruhig und ſicher im ſchönſten Glanze der Sonne und ſeiner Flaggen.

Nun ſchritt der Capitain nach dem Vorderdeck und trat auf den Fuß des Bugſpriets, von welchem aus er weit um ſich ſchauen konnte. Er ſah fröhlich aus und grüßte mit gezogenem Hute rings umher.

„Hört Ihr, wie ſie hinter uns her ſchreien vom Lande aus? He?" rief der Capitain ſeinen Leuten zu. „Gebt's ihnen zurück. Drei Mal drei! Nach Schiffsmanier! Hurrah! Hurrah! Hurrah!"

Damit fuhr er mit der Hand durch die Haare und fing wieder von vorne an; die Matroſen ſtan-

den ihm tapfer bei, das Volk am Strande blieb nichts ſchuldig und es wurde des Tumultes kein Ende.

Nun ſtießen die Böte und Kähne vom Lande ab und auf dem Strom ward es wieder lebendig. In dem erſten ſtand Meiſter Kloſe der Zimmerbaas, mit einem Geſichte voll Seligkeit, denn es war Alles wohl vollbracht.

„Baas! Baas!“ rief der kecke Geſell, der ſchon am frühen Morgen mit ſeinem Herrn angebunden. „Wir ſind unſrer gar viel und noch immer kommt neues Volk hinzu von den andern Werften. Die Extratonne wird doch nicht zu klein ausfallen?“

„Es ſollen ihrer Zwei ſein,“ antwortete Jener, weiter fahrend, im frohen Uebermuth, „und der Kannenwirth ſoll's beſorgen.“

„Zwei! Zwei! Zwei Tonnen extra! Hurrah! Es lebe der Baas! Kannenwirth! Kannenwirth!“

So riefen Alle durcheinander, während der Baas bereits das Verdeck des Schiffes betrat:

„Nun, Capitain Mildreich! Da begrüße ich Euch auf Euerm Elemente. Ihr erlaubt doch, daß ich Euch als Gaſt beſuche? Habt guten Abend, Steuermann! Es iſt bald Abend und wir werden für die Dauer des Schmauſes nicht mit dem Sonnenlichte reichen,

ſondern uns größtentheils mit dem Monde behelfen müſſen, denke ich.“

„Denkt Ihr? He? . . . Erlaubt! . . . Mond, meint Ihr? . . . Meinetwegen! Meine Gäſte ſind mir auch im Mondſchein willkommen! Ich habe Alles dazu und gebe es gern! — Hollah, werthe Herren und Gäſte, der Baas meint, wir werden beim Mondlicht ſchmauſen und ich frage den Teufel nichts darnach, wenn nur vollauf für Back und Kanne am Bord iſt. Steuermann Du Roy, habt Ihr ſchon bei Mondlicht geſchmauſt?“

„Mondlicht, Sternlicht, im Finſtern! Alles einerlei.“

„Im Finſtern? Habt Ihr Katzenaugen? Erlaubt! — Her mit den Pokalen! Schenke! Füllt die Kannen auf und noch einen tüchtigen Schluck in freier Luft, Ihr Herren! Schalmeienbläſer ſpielt auf! Matroſen gebt uns ein Hurrah! Und nun hinunter in die Kajüte, wo wir finden, was Gott Alles beſcheert und der Baas für des Capitains Rechnung angeſchafft hat.“

„Kommt nicht auf Euere Rechnung, ſondern auf die allgemeine!“ ſprach der Baas leiſe zu dem Capitain. „Wer Schiffe bauen läßt, muß auch die Taufpathen bewirthen. Alſo ſind wir, genau ge-

nommen, die Gäſte des durchlauchtigſten Herrn Kurfürſten und Ihr habt blos die Ehre davon. Das könnt Ihr Euch ſchon gefallen laſſen."

Und, wo möglich noch froher geſtimmt durch dieſes Aviſo, that der neue Capitain einen nachhaltigen Zug aus dem ihm dargereichten Pokal und ging ſeinen Gäſten voran in die Kajüte, wo er zwiſchen dem Geiſtlichen und dem Conſul dirigens, dem Zimmerbaas gegenüber, den Ehrenplatz einnahm.

Die Sonne aber beſchien, wie der Baas es vorhin verkündigt hatte, nur den Anfang des Banketts, ſpäter kam der Mond, dann kamen die Sterne, Einer nach dem Andern, einzeln und haufenweiſe, ſoviel ihrer nur am Himmel ſind. Aber, wie lange ſie auch zögerten, es war Keiner darunter, der das Ende der Fröhlichkeit hätte abwarten können.

Am andern Morgen aber, als die Sonne wiederkehrte und vor Schrecken blutroth wurde, weil ſie die Zechgenoſſen des vorigen Abends noch beiſammen fand, ſchämten ſich dieſe und gingen fröhlich nach Hauſe, denn es hatte Allen gut geſchmeckt und war kein Wort des Streits gefallen, weil alle Gäſte das Einſehen hatten, dem Capitain nicht

zu widerſprechen und ſeinem Steuermann immer recht zu geben.

Und ſo möge es immer ſein, ſo lange Brandenburgiſche Zehnkanonenſchiffe vom Stapel gelaſſen werden.

Achtes Kapitel.

Vor uns liegt, umleuchtet von der Gluth der afrikaniſchen Sonne, die holländiſche Anſiedlung Arim auf der Goldküſte. Die Gebäude der Factoreien, die Waarenlager, die Privatwohnungen der Kaufleute und Beamten traten in blendender Weiße aus dem dunklen Grün der Palmen und Tamarindenbäume ſcharf hervor. Auf dem Wege von den Vorrathshäuſern bis zu dem Strande herrſchte ein reges Leben, denn zwei Schiffe unter holländiſcher Flagge lagen unfern vom Lande vor Anker; das Eine ſchiffte die Ladung aus, welche es von Amſterdam gebracht hatte, während das Andere große Ballen und Kiſten mit koſtbaren afrikaniſchen Producten empfing, um ſie den Mynheers an der Maas und der Schelde zuzuführen.

Etwas ſeitwärts von dieſem Gewühl lag auf einem abgeplatteten Hügel, umgeben von einer Fülle

tropiſcher Sträucher und Schlingpflanzen, überragt von mehreren ſchlanken Palmen ein luſtig gebautes Häuschen, das, durch einen dichten Wald vor dem ſengenden Landwinde geſchützt, ſo gelegen war, daß die erfriſchende Seebriſe es von allen Seiten beſtreichen konnte. Seitwärts von demſelben, nach der See zu, erſtreckte ſich eine lange, mit tauſend blühenden Gewächſen beſäete Verranda. Hier ſaß unter einem Blumen-Baldachin ein ſilberhariger Greis, der mit Behaglichkeit auf das geſchäftige Leben blickte, das ſich vor ihm entfaltete. Hinter ihm ſtand ein Neger, der ihm mit einem Palmenfächer erquickende Kühlung zuwehte, während ein Anderer aus Limonienſaft und Wein ein erquickendes Getränk für ihn bereitete.

Am Eingang dieſer zauberiſch gelegenen und geſchmückten Verranda erſchien ein junger Mann mit weißen luftigen Stoffen bekleidet, einen breitkrämpigen Strohhut auf dem Kopfe und einen Fächer in der Hand, womit er ſich zeitweilig Kühlung zuwehte, oder die Inſecten verſcheuchte. Es war der Hauptclerk der Factorei, der wegen ſeiner Kenntniſſe und wegen ſeines Privatvermögens, womit er ziemlich glücklich zu ſpeculiren wußte, in großem Anſehen auf der ganzen Küſte ſtand.

„Entſchuldigt mich gefälligſt, Herr van dem

Boſche, daß ich Euere Morgenruhe ſtöre, aber ich komme Euch zu melden, daß geſtern Abend ſpät noch ein Amſterdamer Schiff hier anlegte und dann gleich weiter ſegelte. Es hat für Euch dieſe Briefe mitgebracht, Mynheer."

„Ich danke Euch ſehr, Herr van Hagen. Die Briefe, die Ihr mir da bringt, ſind — ich ſehe es an der Handſchrift — von guten Freunden. Es iſt tröſtlich, nach ſo langer Abweſenheit in der Heimath nicht vergeſſen ſein und erlaubte es meine Geſundheit . . . Doch, wozu das jetzt? Entſchuldigt mich. Das Alter macht geſchwätzig."

„Wie gerne höre ich Euch zu, edler Herr. Wenn Ihr wüßtet, wie ich Euch verehre und unabläſſig darnach ſtrebe, Euer Wohlwollen zu verdienen; wie mein Herz . . . ."

Dieſe Wendung des Geſprächs war dem alten Mynheer augenſcheinlich nicht angenehm, denn er brach es ab und ſagte ſchnell:

„Allen Mitgliedern dieſer Kolonie iſt meine Freundſchaft gewiß, alſo auch Euch, das wißt Ihr ſeid lange. Habt Ihr vielleicht einen beſondern Wunſch? Bedürft Ihr meines Rathes, meines Beiſtandes, wegen irgend einer Speculation? Sprecht! Ihr wißt, daß ich jedenfalls uneigennützig bin, da ich mich ſeit dem

unglücklichen Tode meiner Kinder von allen Geſchäften zurückgezogen habe."

„Ich will reden und wenn Euch meine Worte zu dreiſt erſcheinen, bitte ich, es mit der Gluth der Empfindungen zu entſchuldigen, die mich beherrſchen. Ihr habt Eures herben Verluſtes erwähnt; es muß ſchrecklich ſein, in Euerm Alter ſo allein zu ſtehen."

„Was will ich indeſſen machen?" entgegnete der Alte, wieder ausweichend. „Thut mir leid, daß Ihr meines Rathes nicht bedürft. Hat das Amſterdammer Schiff ſonſt nichts gebracht?"

„O doch!" entgegnete der Clerk empfindlich, denn er erkannte die Abſicht des alten Herrn, das Geſpräch von einem gewiſſen Gegenſtande zu entfernen. „Ein abermaliger Erlaß unſerer hohen Admiralitäten iſt angelangt. Die edelmögenden Herren befehlen uns, vor der brandenburgiſchen Flagge auf der Hut zu ſein, indem ſie uns auf dieſer Küſte beeinträchtigen könnte."

„Schon wieder dies Geſpenſt?"

„Das Geſpenſt muß in den Augen jener Herren doch eine größere Bedeutung haben, als Ihr demſelben zugeſtehen wollt, das beſagt zum Beiſpiel folgende Stelle des Erlaſſes:"

„.... Darnach alſo haben wir ermittelt, daß

wenn ſolcherlei Rüſtungen von einem kleinen Staate, den man bisher zur See nicht äſtimiret, ihren Fortgang nehmen ſollten, dies unſern Unternehmungen über kurz oder lang ernſtlichen Schaden zufügen könnte. Abſonderlich wird dies mit unſern Niederlaſſungen auf der Goldküſte der Fall ſein, ſintemal die Brandenburger nicht nur, wie ſchon mehrmals kundgegeben worden, einige Unterhandlungen mit den Eingebornen auf ſothaner Küſte haben anknüpfen laſſen, ſondern auch eine eigene Niederlaſſung beabſichtigen und die Rüſtungen dazu mit ſo großem Eifer betreiben, daß mehrgedachte Expedition gleichzeitig mit unſerm Aviſo alldort erſcheinen könnte, weshalb dieſer unſer Befehl, überall ein wachſames Auge zu haben, um ſo mehr an ſeinem Platze iſt."

„Befehlen alſo: Auf jene Expedition in allen Fällen ein wachſames Auge zu haben; ihr Anlanden und Ankern auf den Rheden zu verhindern, oder, wo dies nicht zuläſſig wäre, ihnen doch wehren, daß ſie mit den Eingebornen einigen Handel beginnen, oder ſonſt mit denſelben irgendwie in Verkehr treten; ihnen auch hinderlich ſein, ſich mit friſchem Proviant und namentlich Waſſer zu verſehen . . ."

„Pfui! Pfui!"

„Es iſt buchſtäblich der Befehl der hohen Ab=

miralität!“ entgegnete raſch der Clerk und las weiter:

„... und überhaupt ihnen an ihren Schiffen Schaden zufügen, alſo daß man die Warnungszeichen von den gefährlichen Stellen nähme, und ihnen nicht in Sturmesnöthen Hülfe ſende, auch ihnen ihre Mannſchaften mit Gold und Verſprechungen abwendig zu machen ſuche, damit dieſe deſertiren, und die Schiffe genöthigt wären, wegen Mangel an Volk unthätig zu bleiben.“

„Genug! Genug!“ unterbrach ihn Willem van dem Boſche unwillig. „Leſet mir dieſen Erlaß, oder Befehl, oder wie Ihr es ſonſt nennt, nicht weiter vor. Das iſt eine unwürdige Art, ſich ſeines Gegners zu entledigen. Ich wünſche nichts als Ruhe für meine letzten Tage, aber es hieße dieſe ſehr verbittern, wenn ich der Ueberzeugung Raum geben müßte, es könnte irgend Jemand aus unſeren Niederlaſſungen ſich ſolche Frevel gegen eine chriſtliche Flagge erlauben.“

„Zur rechten Zeit entſinne ich mich, daß Mynheer van dem Boſche gegen die brandenburgiſche Flagge ganz beſondere Verpflichtungen hat.“

„Ihr irrt Euch, Herr Clerk. Wenn ich ſie gar nicht kennte, ja, wenn ſie mir Schmach zugefügt hätte, würde ich doch ſolche Unwürdigkeiten nimmer-

mehr gutheißen. Dies iſt meine Anſicht als Staatsbürger und hat nichts mit Dem zu thun, was ich im tiefſten Herzen empfinde, nämlich Dankbarkeit gegen die Männer, die mich einem gewiſſen Untergange entriſſen, und mich und das arme Kind einem neuen Leben zurückgegeben haben."

„Ja!" entgegnete der junge Mann lebhaft. „Unter dieſen Umſtänden muß ich auch gegen dieſe Leute, die ich ſonſt nicht eben liebe, gerecht ſein. Es wäre ſchrecklich für unſere Niederlaſſung geweſen, wenn ſie Euch hätte verlieren müſſen, das haben wir nie deutlicher geſehen, als ſeit den zwei Jahren, da Ihr uns wieder geſchenkt ſeid."

„Laßt das! Ihr wißt, ich liebe es nicht."

„Und dann Eure liebenswürdige Enkelin . . ."

„Nicht weiter, Mynheer."

„Doch, werther Herr. Vergebens erharre ich ſeit lange den paſſenden Augenblick, um Euch die Empfindungen meines Herzens zu offenbaren. Jetzt ſei es gewagt. Ich liebe das reizende Kind . . ."

„Ich hatte Euch gebeten, das Geſpräch abzubrechen, Ihr habt nicht auf mich gehört. Sei es denn. Es iſt nicht meine Schuld, wenn meine Antwort Euch verletzt."

„Wie, Mynheer?"

„Es iſt vielleicht nicht klug von mir, daß ich dem Mann ſchroff gegenüber trete, der hier ſchon jetzt eine ſo bedeutende Stellung einnimmt, und vielleicht bald zum alleinigen Direktor dieſer und der übrigen Niederlaſſungen ernannt werden wird. Nichtsdeſtoweniger muß ich Euch ſagen, daß ich Eure Bewerbung um die Hand meiner Enkelin nicht begünſtigen kann."

„Nicht?"

„Das Mädchen iſt überhaupt noch zu jung, um ſich zu verheirathen. Ich habe ihr Herz befragt und ohne daß ſie Eure ſchätzbaren Eigenſchaften verkennt, hat ſie doch keine Neigung zu Euch faſſen können. Meine Katharine wünſcht ihre Freiheit zu behalten."

„Wünſcht ſie das wirklich?"

„Ihr bezweifelt meine Worte?"

„Weil ich anderer Meinung bin."

„Wie verſteht Ihr das?"

„Meine Meinung, Mynheer, iſt zwar mein ausſchließliches Eigenthum, indeſſen ſteht ſie Euch zu Dienſten. Man will bemerkt haben, daß die ſchöne und reiche Erbin . . ."

„Dieſer letzte Punkt gilt Euch für beſonders wichtig."

Der Clerk ſchien nicht auf dieſe Unterbrechung zu hören:

„Ich wollte ſagen, daß dieſe junge Dame, die ſo ganz empfindungslos für die Bewerbungen eines ebenbürtigen Landsmannes iſt, ſich minder grauſam bezeigt, wenn ein junger Burſche . . .“

„Von welchem Burſchen ſprecht Ihr?“

„Nun, von dem — Schiffer — ich denke, Gottlieb Schwalbe heißt er — dieſer erſte Ableger der brandenburgiſchen Flotte in einer holländiſchen Niederlaſſung.“

„Ich erſuche Euch, Herr, mit etwas mehr Achtung von dieſem jungen Manne zu reden. Er iſt ein anſtelliger Jüngling von nicht geringen geiſtigen Gaben. Katharine und ich ſind ihm hoch verpflichtet, denn er hat uns vom gewiſſen Untergange gerettet, und ich würde ſehr ungehalten ſein, wenn ſie dies auch nur einen Augenblick lang vergeſſen könnte, und ihre Dankbarkeit nicht offen zu erkennen gäbe.“

„Das braucht Ihr nicht zu befürchten. Dieſe Dankbarkeit ſpricht ſich im Gegentheil ſo deutlich aus, daß ſie für Niemand ein Geheimniß iſt.“

Mynheer Willem van dem Boſche war über das Benehmen des Clerk im höchſten Grade entrüſtet:

„Ich weiß nicht, Mynheer, was Euch veranlaßt,

mich und meine Enkelin ſo empfindlich zu beleidigen. Ich muß Euer Wort in Zweifel ziehen, denn Katharine hat noch nie ein Geheimniß vor mir gehabt. Aber ſelbſt wenn dies wäre — wenn eine falſche Schaam ſie abgehalten hätte, ſich mir zu vertrauen, wenn ſie jenen jungen Mann liebte, der nach Euern Begriffen nichts hat und alſo nichts iſt, ſo würde ich — Ihr zwingt mich, ohne Umſchweiſe zu reden und habt verdient zu hören, was ich ſagen will, — ich würde dieſem Manne die Hand meiner Nichte weit eher geben, als Euch, denn er iſt dieſer Gabe weit würdiger als Ihr."

„Das iſt allerdings deutlich, Mynheer," entgegnete der Clerk mit einem Blicke des tödtlichen Haſſes. „Unſere Unterhaltung wird für dieſes Mal beendet ſein. Aber ſeht, da kommt Euer Schützling des Weges daher, ſtolz und hochmüthig, wie immer; ganz wie es ſich für einen Jungen ſchickt, der ſich von der Bank des Schuſters zum Bootsmannsjungen einer brandenburgiſchen Fregatte aufgeſchwungen hat."

Der Clerk trat einige Schritte zurück und Gottlieb Schwalbe, leicht und zierlich, faſt wie ein ſeemänniſcher Stutzer gekleidet, flog die Treppe zur Veranda hinan. Seit ſeiner Flucht vom Bord des Kurprinzen war mit dem Jünglinge eine glückliche

Veränderung vorgegangen. Es war noch daſſelbe muthig blitzende Auge, daſſelbe freie offene Geſicht, aber vergeiſtigt, veredelt. Seit Gottlieb Schwalbe der beſchützte Liebling Willem van dem Boſche's war, hatte dieſer ſich mit väterlicher Sorgfalt deſſelben angenommen und mit Umſicht für ſeine geiſtige Ausbildung geſorgt, ohne ſeiner eigentlichen Neigung hemmend in den Weg zu treten. Gottlieb Schwalbe war ein heiterer, offner, unterrichteter junger Mann, aber er war ein Seemann über Alles.

„Guten Morgen, lieber Vater!" rief er fröhlich dem alten Herrn entgegen, denn dieſe trauliche Benennung hatte der Greis dem Retter ſeines Lebens dankbar geſtattet. „Ihr habt mich nicht ſo früh zurück erwartet?"

„Du biſt mir um ſo willkommener, mein Sohn."

„Geſtern Abend nahm ich Abſchied von unſerer Factorei Weltefreden und heute Morgen bin ich hier. Es wehte eine friſche Briſe und ich ließ mein Fahrzeug immer dicht unter der Küſte hinſchießen. Alle Euere Aufträge ſind pünktlich ausgerichtet."

„Ich bin das von Dir gewohnt, mein Kind."

„Und ein reiches Geſchenk bringe ich von Myvrouw de Winter für . . . . Wo iſt denn Schwe-

ſter Katharine? War ſie heute früh noch nicht hier?"

Bei dieſer vertraulichen Benennung zuckte Herr van Hagen unwillkürlich zuſammen und konnte einen leiſen Schrei des Unwillens nicht unterdrücken. Gottlieb Schwalbe wurde dadurch aufmerkſam auf ihn und ſagte mit zutraulichem Tone:

„Auch für Euch, Mynheer, habe ich etwas mitgebracht. Drei Neger von Accoda ſind in meinem Schiffe und erwarten Euere Ordre. Mynheer de Winter ſandte ſie mir, ſammt einem Aufſeher zu, als ich bereits an Bord gegangen war. Der Letztere hat auch ein Schreiben für Euch."

„So will ich gleich nachfragen!" antwortete der Clerk geringſchätzig.

„Bemüht Euch nicht. Mein guter Cunny wird ſie hierher geleiten; ich habe ihm befohlen, ſie zu Lande zu bringen."

„Cunny? Was iſt das für ein Cunny, dem Ihr zu befehlen habt und der Euch gehorcht?"

„Das iſt ein Negerknabe, der mir zugewieſen ward, um mich zu bedienen, und deſſen Anhänglichkeit für mich ſo groß iſt, daß ich nicht dankbar genug für ſeine Treue ſein kann."

„Ah ſo! Ein Neger! Und der iſt Euer Freund?

Freilich, wenn man ſelbſt von weißen Negern abſtammt . . . .“

„Herr van Hagen!“ rief Willem van dem Boſche.

„Laß doch, Vater! Er will mich auf die Probe ſtellen, ob ich verdiene, was Du für mich gethan haſt. Wenig wäre ich dieſer Liebe werth, wenn ich über meine Herkunft erröthen könnte. Das iſt mein Stolz, daß ich von der Schuſterbank aufgeſtanden bin, und nach wenigen Jahren ſchon auf dem Halbdeck eines Schiffes ſtehe, iſt es auch vorerſt nur ein kleiner Lugger. Nicht wahr, Vater, der Lugger iſt doch mein?“

„Ja, mein Junge, und Du kannſt mir und Katharinen nächſtens die Freude machen, uns nach Weltefreden hinüberzufahren; ich wünſche, meinen alten Freund de Winter einmal wieder zu beſuchen.“

„Ich bedauere, daß meine Geſchäfte es mir nicht geſtatten wollen, dieſer überaus zärtlichen und erhebenden Unterhaltung länger beizuwohnen. Bei beſſerer Muße habe ich wohl Gelegenheit das jetzt Verſäumte nachzuholen.“

Nach dieſen, mit faſt verletzendem Hohne ausgeſprochenen Worten wandte der Clerk ſich der Treppe zu.

Gottlieb Schwalbe wollte heftig entgegnen, aber

der Greis legte die Hand auf ſeinen Arm und gebot ihm, zu ſchweigen.

Ein junger Neger flog athemlos die Verranda hinan, als er aber den Clerk ſich entgegen kommen ſah, wich er zurück. Dieſer hätte ſehr bequem ausweichen können, doch in dem Neger den Gefährten Gottlieb Schwalbe's erkennend, fuhr er dieſen mit grimmigen Worten an, daß er ihm den Weg verſperre und ſtieß ihn ſo heftig vor die Bruſt, daß der Schwarze zurücktaumelte. Im erſten Straucheln begriffen, hatte Cunny, mit den Händen um ſich greifend, nach einem Gegenſtande geſucht, woran er ſich halten konnte. Er erfaßte unglücklicher Weiſe den Rock des an ihn vorüber eilenden Clerks und riß dieſen im Fallen mit ſich fort, ſo daß Beide kopfüber die Treppe der Verranda hinabflogen.

Wie ein Blitz war Gottlieb Schwalbe unten. Sich wenig um den Clerk kümmernd, der eine Strecke weit in den Sand gekollert war, beugte er ſich zu Cunny nieder, der, mit dem Kopf gegen einen Prellſtein geworfen, regungslos da lag.

„Zum Teufel mit Euch, Ihr grober, ungeſchliffener Burſche!" fluchte der mit Sand und Staub bedeckte Clerk, wüthend aufſpringend. „Ihr ſollt mir das büßen, Ihr und Euer verdammter Neger."

„Zum Teufel mit Euch ſelbſt!“ rief Gottlieb Schwalbe dem Forteilenden nach, und bemühte ſich, den jungen Neger wieder zum Bewußtſein zu bringen.

Willem van dem Boſche war mit ſeinen Dienern gefolgt. Man trug Cunny die Stufen der Verranda hinan. Er lag noch immer regungslos da.

„Laßt mich auch einmal nach dem Kranken ſehen!“ ſprach eine überaus lieblich klingende Stimme und Gottlieb Schwalbe ſchaute fröhlich auf.

Ein wunderliebreizendes Mädchen, den Jahren nach in Europa noch für ein Kind geltend, aber unter dieſem tropiſchen Himmel bereits zur Jungfrau gereift, kam mit Balſam und ſtärkenden Tropfen. Es war Katharina, die Enkelin Willem's van dem Boſche, jenes reizende Kind, welches Gottlieb Schwalbe am Bord des Piratenſchiffes durch ſeinen muthigen Entſchluß einem gewiſſen Tode entriſſen hatte. Sie flößte dem Ohnmächtigen von ihren ſtärkenden Tropfen ein, ertheilte den Negern Anweiſung, wie ſie den Balſam anwenden ſollten, und als Cunny nach einer Viertelſtunde die Augen aufſchlug, klatſchte ſie fröhlich in die Hände.

„Nun, Bruder Gottlieb, das habe ich doch nach Deinem Sinne gemacht? Armer Cunny! Wie er

hingeſchlagen iſt! Der garſtige Clerk! Großväter-chen, gieb mir einen Kuß.“

Gottlieb Schwalbe aber beugte, tief erröthend ſein Haupt und die thränenfeuchten Augen zu Boden ſenkend, ſagte er leiſe:

„Wahrlich, Du biſt ein Engel und viel zu gut, um hier auf Erden zu ſein, Schweſter Katharine. Lache mich immer aus, daß ich ſo zu Dir ſpreche, aber ich kann, weiß es Gott, nicht anders.“

„Du wunderlicher Menſch! Mußt Du denn immer ein ſo trauriges Geſicht machen, als der Todtengräber-Neger auf dem Plantagen-Kirchhofe? Ich bitte Dich ſchön, ſei luſtig, ſo luſtig, wie Du nur immer ſein kannſt. Großvater, Du haſt ihm ja etwas zu befehlen, ſo befiehl ihm doch, daß er luſtig ſein ſoll.“

„Ich will es verſuchen, Du kleine Schelmin. Vorhin ſagte ich zu dem jungen Sauertopf da, daß ich einmal Luſt hätte, meinen alten Freund de Winter auf Weltefreden zu beſuchen. Wir wollen das Morgen thun, und Gottlieb ſoll uns mit ſeinem Lugger dahinfahren. Iſt das hinreichend, mein Junge, um Deinen finſtern Unmuth zu verſcheuchen?“

„Ach, mein guter, beſter Vater! Das iſt herrlich! Das iſt ſchön, und ich könnte gleich — es

drückt mir das Herz ab. Aber nein, ich will nicht undankbar ſein, ich will — zum Henker mit den Thränen da und all dem Firlefanz! — Es geht nach Weltefreden! Schweſter Katharine, da haſt Du meine Hand, ich will nichts thun, als lachen und ſpringen."

Das junge Mädchen ſah ihn mit einem liebreizenden Lächeln an, dann ſchlang ſie einen Arm um ſeinen Nacken und drückte ihm einen langen Kuß auf den Mund:

„Dann ſollſt Du auch immer mein lieber, lieber Bruder ſein!"

Ihre ſanften blauen Augen ſchimmerten im feuchten Glanze; ſie ſah noch ein Mal den Jüngling mit einem unbeſchreiblichen Lächeln an, umarmte den Großvater lebhaft erregt und verſchwand hinter den Blüthenwänden der Verranda.

„Ach Gott! Wie iſt mir doch ſo wunderſeltſamlich zu Muthe!" rief Gottlieb Schwalbe vor ſich hin. „Es drückt mir das Herz ab und ich weiß nicht . . . Katharine! Katharine! So hat ſie mich noch nie geküßt."

Der Alte ſah ernſt drein. Das Benehmen ſeiner Enkelin hatte ihn einen tiefen Blick in ihr Herz thun laſſen. Erſt jetzt wurde ihm das ganze Ver-

hältniß klar, das zwiſchen Beiden obwaltete und das ſchon tiefe Wurzel gefaßt hatte, ohne daß ſie zum klaren Bewußtſein darüber gekommen waren. Er entfernte ſich langſam, ohne daß Gottlieb Schwalbe es merkte, der, in einen zauberähnlichen Traum verſenkt, ſtill vor ſich hinlächelte.

Die beiden Neger waren ihrem Herrn gefolgt. Cunny erhob ſich und ſagte mit freundlichem Grinſen:

„Liebe Mynheer!"

Gottlieb Schwalbe hörte nicht.

„Mynheer Gottlieb viel gut, viel gut. Arme Cunny gerufen zu neue Tag. Cunny viel Dank ſagen."

Der junge Seemann hatte den Ton der ihm befreundeten Stimme gehört und antwortete mechaniſch:

„Es iſt gut, mein Junge! Ich hoffe, der Sturz wird Dir nicht ſchaden. Halte Dich nur ruhig und ſchweig."

„Ja, Mynheer Gottlieb!" ſagte der Neger und legte ſich gehorſam auf ſein Lager.

Plötzlich hörte man außerhalb der Verranda ein Geräuſch. Mehrere Stimmen wurden vernehmbar, man konnte einzelne Worte und Reden deutlich unterſcheiden.

Cunny fuhr von ſeinem Lager auf und horchte.

Er ſchrack zuſammen und ſchlich zu dem äußerſten Rande des Balkons, einen flüchtigen Blick durch die Blüthenwand werfend; dann flog er angſterfüllt zu Gottlieb Schwalbe:

„Mynheer! Mynheer! Kommen der Profos! Kommen grauſame Clerk mit Peitſche.“

„Was iſt's? Was willſt Du, Cunny? He?“

„Mir viel unglücklich! Helfen, Mynheer Gottlieb, Helfen! Kommen grauſame Clerk! Bringen Profos, bringen Peitſche! Laſſen arme Cunny todtſchlagen, der haben nix gethan! Laſſen nix peitſchen arme Neger, Mynheer! Helfen, helfen mir!“

Gottlieb Schwalbe war völlig von ſeinen Träumereien erwacht. Er ſtellte ſich vor Cunny hin und reichte ihm die Hand:

„Sei unbeſorgt! Sie ſollen Dir nichts thun! Hörſt Du? Nichts. Ich will ſie Dir ſchon vom Leibe halten, Alle miteinander!“

Und ſich zu dem Clerk wendend, der eben jetzt mit vier handfeſten Schwarzen am Eingange der Verranda erſchien, rief er:

„Was ſteht zu Euern Dienſten, Mynheer?“

Aber der Clerk that, als hörte er nicht und herrſchte ſeine Schwarzen an:

„Greift mir jenen Hund da, ſchleppt ihn bei den

Beinen fort und peitſcht ihn draußen ſo lange, bis ihm der Athem ausgeht!“

Die Schwarzen traten vor. Gottlieb Schwalbe ſtellte ſich ihnen in den Weg:

„Ich habe Euch gefragt, Mynheer, was Euch hier zu Dienſten ſteht?“

„Ihr ſeid hoffentlich nicht taub und habt gehört, was ich befohlen habe.“

„Ihr habt in einem fremden Eigenthume nichts zu befehlen.“

„Wagt Ihr es, einem Weißen gegenüber, die Parthei eines Schwarzen zu ergreifen? Her mit dem Neger!“

„Der Neger iſt mein!“

„Er hat mich beſchimpft und ich will meine Genugthuung.“

„Ihr dürft ihn nicht anrühren, ohne meine Bewilligung. Ich verweigere Euch dieſen Schwarzen. Habt Ihr eine Klage gegen ihn, ſo iſt dieſe bei mir anzubringen.“

Der Clerk ſchlug ein höhnendes Lachen auf:

„Bei Euch? Iſt der Neger Euer? Habt Ihr ihn gekauft?“

Gottlieb Schwalbe ſchwieg.

„Ich dachte, es wäre geſchehen von dem früher

Erſparten! Man ſagt ſonſt, Handwerk hat einen goldenen Boden. Greift ihn, Ihr Hunde!“

„Unterſteht es Euch nicht, oder ich zerſchmettere Euch den Hirnſchädel! — Bedenkt, Herr van Hagen, daß Ihr hier in dem Hauſe eines Mannes ſeid, der dieſen Eingriff in ſein Hausrecht nicht ungeahnet dulden wird.“

„Dem Europäer ſteht es frei, den rebellirenden Neger ergreifen zu laſſen, wo er ihn findet, ohne Anſehn des Ortes und der Perſon. Unterrichtet Euch erſt von den beſtehenden Verhältniſſen, ehe Ihr Euch unterfangt, das Wort zu nehmen. — Zum letzten Male, Ihr Hunde, greift zu, oder ich laſſe Euch dreifach ſo lange peitſchen, wie dieſen.“

Die Neger warfen ſich auf Cunny. Gottlieb Schwalbe ward, trotz ſeines Widerſtandes, zurückgedrängt. Er rief laut und ſtieß heftige Verwünſchungen gegen den Clerk aus. Als man den Neger die Treppe hinunter ſchleifte, trat Willem van dem Boſche ein:

„Um Gotteswillen, was geht hier vor?“

„Jener Burſche da hat ſich herausgenommen, mir mein gutes Recht ſtreitig zu machen, einen rebelliſchen Neger, der ſich gegen mich vergangen, greifen zu laſſen, wo ich ihn finde!“ antwortete der Clerk ſtolz. „Ich hoffe, Ihr werdet dieſen brutalen Geſellen, der

nun mit Gewalt auf der Herrenbank ſitzen ſoll, Sitte lehren, widrigenfalls ich dies Amt übernehmen muß, und ich würde muthmaßlich kein beſonders nachſichtiger Lehrmeiſter ſein."

Er entfernte ſich.

Gottlieb Schwalbe wollte ihm nach, aber der Greis hielt ihn zurück:

„Du bleibſt!"

„Vater! Halte mich nicht zurück! Der Schändliche will meinen armen Cunny peitſchen laſſen."

„Du bleibſt, befehle ich. So tief mich die Erbärmlichkeit empört, die den Zorn über eine verdiente Demüthigung an einen ſchuldloſen Sklaven auslaſſen will, darf ich doch nicht zugeben, daß Du hindernd gegen einen Weißen auftrittſt, der einen Neger züchtigen will."

„Soll ich Cunny peitſchen laſſen?"

„Ich will ſehen, was ich vermag, um ihn der Strafe zu entziehen; Du aber bleibſt aus dem Spiel. Entriſſeſt Du jetzt den Neger der über ihn verhängten Züchtigung, ſo würde ſich der Geiſt der Rebellion unter dieſen Schwarzen verbreiten, ihr Gehorſam wäre am Ende, unſer Beſitz, unſer Leben gefährdet."

„Und wenn tauſend Mal Geld und Gut zum

Teufel gingen, ich will dieſe Niederträchtigkeit nicht dulden."

„Still, thörigter Junge!" ſagte der Greis. „Du ſprichſt in unziemlichen Ausdrücken von Dingen, die Du nicht kennſt! Katharine! Katharine!"

Und Katharine erſchien auf der Verranda.

Gottlieb Schwalbe wandte das Antlitz zu ihr und ſah ſie ſprachlos, aber mit einem Blicke des innigſten Entzückens an.

„Nun, Du böſer Menſch! Zankſt Du mit dem Großvater, daß er mich zu Hülfe rufen muß?"

„Achte auf ihn!" befahl der Greis und entfernte ſich ſchnell.

Katharine ſchlang unbefangen ihren Arm um Gottliebs Nacken:

„Willſt Du bekennen, was Du gethan haſt?"

„Ich bin in Todesangſt, Katharine! Mynheer van Hagen hat ſich unterſtanden . . . ."

„Verſchone mich mit dieſem widerwärtigen Menſchen."

„Er hat ſich meines armen Cunny bemächtigt; um mir weh zu thun, will er ihn . . ."

Ein lauter Schmerzensſchrei, der von unten herauf erſcholl, unterbrach ihn:

„Das iſt Cunny's Stimme! Der Böſewicht er=

füllt ſeine Drohung. Aber ich dulde es nicht, ſo lange ich noch ein Glied rühren kann."

Und mit dem Vogel um die Wette flog er die Verranda entlang.

„Gottlieb!" rief die Jungfrau ihm nach.

Aber Gottlieb Schwalbe war bereits unten. Er hörte ihr Rufen nicht, oder wollte es nicht hören.

Ein zweiter, entſetzensvoller Schrei zerriß die Luft. Katharine hatte ihn vernommen:

„Der Grauſame! Er hat kein Herz und glaubte, das meinige zu gewinnen. Wie tief ich ihn verachte! Aber was nützt das den armen Cunny? Es iſt meines Bruders Liebling! Ich will verſuchen, ihn zu retten."

Und ſie eilte davon. Ohne durch irgend etwas vor der brennenden Sonne geſchützt zu ſein, die ihre Strahlen faſt ſenkrecht auf den glühenden Boden herabſchoß, ohne eine Begleitung zur Seite zu haben, die keine Europäerin entbehren konnte, wenn ſie die Schwelle ihrer Behauſung verließ, flog ſie dem Platze zu, wo die verurtheilten Neger ihre Strafen zu empfangen pflegten.

Zu beiden Seiten des Weges, welcher die Wohnung des alten Herrn mit den Gebäuden der Factorei verband, lagen, einander gerade gegenüber, zwei

freie Plätze. Der Platz zur Linken hatte einen geebneten Boden und war mit Geſträuchen umfriedigt. An einigen Stellen waren roh zuſammen gezimmerte Bänke angebracht und unter zwei alten Tamarindenbäumen erhob ſich eine Art von Kochheerd. Hier verſammelten ſich zur Zeit der hohen Feſttage, oder in den ſpärlichen Freiſtunden die Neger, welche von den befreundeten Stämmen als Gefangene eingebracht und von den Holländern gekauft worden waren, ſammt ihren Weibern und Kindern, um ſich mit Geſang und Tanz zu beluſtigen. Damit aber dieſe Luſt ja nicht ausarten möchte, lag jenſeits des Weges, als grauenhaftes Warnungszeichen, eine wüſte Sandſcholle. Es war der Züchtigungsplatz. Dort waren einzelne Pfähle eingerammt, mit eiſernen Ketten oder Lederriemen verſehen, um die widerſpenſtigen Schwarzen vor der Züchtigung anzuſchließen. Halb ausgefüllte Gruben lagen bei einander, worin die Verurtheilten geſtoßen, und bis an die Bruſt eingegraben wurden. Man beſtrich ſie mit friſchem Honig, und überließ es ihnen, ſich der Inſekten zu erwehren, ſo gut ſie konnten.

Auf dieſem Platze hatte ſich ein Halbkreis von Negern gebildet. Cunny ſtand mit der Stirn gegen einen der Pfähle gedrückt, ſeine Hände waren hoch

über ihn mit einem Riemen feſtgeſchnallt, die Beine mittelſt eines Strickes an das untere Ende des Pfahles geſchnürt. Nicht weit davon ſtand Mynheer van Hagen und ſah mit einem ſataniſchen Lächeln, die Arme übereinander geſchlagen, zu, wie die knotige Peitſche des Aufſehers auf den Rücken des armen Knaben niederfiel.

Da betrat Herr Willem van dem Boſche den Halbkreis und die Erſcheinung des würdigen Greiſes, der Ehrfurcht gebietende Blick deſſelben, vermochte den Aufſeher, die bereits erhobene Peitſche wieder ſinken zu laſſen.

Der Clerk vermerkte das ſehr übel:

„Nun, Ihr Hund? Was hält Euch ab, Euere Pflicht zu thun? Oder gelüſtet's Euch etwa darnach, den Platz des Rebellen einzunehmen? He? Peitſcht, ſage ich Euch! Peitſcht!"

Aber der Aufſeher wagte es nicht, ſondern deutete mit der Hand auf den Greis, der dicht an den Clerk herangetreten war.

„Ah! Mynheer van dem Boſche! Beliebts Euch auch ein Zeuge dieſer Züchtigung zu ſein? Bei dem wenigen Intereſſe, was Ihr ſonſt für Schauſpiele dieſer Art an den Tag legt, hätte ich mir das kaum vorgeſtellt."

„Ich bitte Euch, ſcherzt nicht mit einem alten Manne, der . . . doch, das wäre hier nicht am Orte. Weit entfernt, eines der Rechte zu beſtreiten, die wir uns an dieſen Küſten erworben haben, würde ich es doch gerne ſehen, wenn dieſer Beſtrafung keine weitere Folge gegeben würde.“

„Das hieße, ein ſchlechtes Beiſpiel geben, Mynheer, deſſen ſchlimmen Folgen ſchwer auf uns laſten würden.“

„Ich weiß Alles, was Ihr ſagen könnt. Euer Recht ſoll unangetaſtet bleiben. Ich verlange nicht Aufhebung der Strafe, die der Neger verdient, der ſich gegen einen Weißen vergißt, ſei es auch nur mit einem Wink des Auges. Ich bat Euch nur um Begnadigung.“

„Ich bin wohl thörigt, das für Ernſt zu nehmen. Ein Mann, der mich erſt vor kurzem ſo ſchwer kränkte, will von mir einen Gnadenact erbitten. Ihr ſeid bei Laune, Mynheer.“

„Herr Clerk! Das war unſer Beider unwürdig.“

„Mir gefällt es nun einmal, dieſen Neger zu züchtigen, der ſich eine offne Widerſetzlichkeit geſtattet hat. Soll ich ihn begnadigen und der Rebellion Thor und Thür öffnen? Er ſoll todtgepeitſcht werden.“

„Er ſoll nicht!“ rief eine laute Stimme und

Gottlieb Schwalbe trat dem Clerk, vor Zorn glühend, drohend gegenüber."

„Was wollt Ihr? Auch zuſehen? Ha, ha, ha! Dieſer Neger kann ſich etwas darauf einbilden, eine ſo zahlreiche Verſammlung von Europäern zu veranlaſſen. Aber Ihr ſteht mir im Wege, Meiſter Schiffer! Ich kann die Execution nicht deutlich ſehen! Hollah, Ihr am Pfahl! Peitſcht weiter!"

„Unterſteht es Euch nicht!" rief Gottlieb Schwalbe wildſchäumend dem Aufſeher zu, oder ich werfe Euch zu Boden und trete Euch, bis Ihr den letzten Athemzug aushaucht."

„Reſpeckt dem Geſetze!" rief der Clerk. „Herr Willem van dem Boſche, wenn auch nicht mein Freund, ſeid Ihr doch das Haupt der Kolonie. Ihr hört, wie man hier die Neger zum offnen Widerſtande gegen uns aufreizt. Ich wälze die ganze Verantwortlichkeit auf Euch, denn ſie ſtammt von fremden Eindringlingen her, denen Ihr den Aufenthalt bei uns bewilligt habt."

„Ihr brauchtet mich nicht an meine Pflicht zu mahnen! Her zu mir, junger Menſch! Dein ſinnloſes Benehmen hat Alles verdorben. Hier iſt nichts zu thun, als der Gerechtigkeit ihren Lauf zu laſſen! Unkluger Junge!"

„Vater! Es ſtößt mir das Herz ab.“

Gottlieb Schwalbe legte das Haupt an die Bruſt des Greiſes, der ihn liebkoſte. Der Clerk ſah es mit verbiſſenem Grimm und rief hohnlachend:

„Mich dünkt, dieſer Pechdraht-Ritter wird ohnmächtig; ich werde ihn aus derſelben wecken! Rührt Euch, Ihr Hunde und thut Euer Werk, oder Ihr kommt ſelbſt an den Pfahl.“

Und die Peitſche fiel neuerdings ſchwirrend auf den Rücken des ſchuldloſen Cunny nieder.

„Meuchelmörder!“ rief Gottlieb Schwalbe, ſich von dem Alten losreißend. „Du haſt es zu verantworten, wenn in dieſer Stunde ein Unheil geſchieht.“

Er wandte ſich gegen den Clerk, der unfehlbar ein Opfer ſeiner Wuth geworden wäre, aber plötzlich, als hätte er eine Erſcheinung gehabt, fuhr er zurück, und ſtreckte flehend die Hände aus.

Katharine ſtand hochaufathmend inmitten des Platzes.

Die Erſcheinung des jungen Mädchens an dieſem Orte, den noch nie, am wenigſten während einer Execution, eine Europäerin betreten hatte, veranlaßte einen allgemeinen Ausruf des Erſtaunens.

„Mädchen! Mädchen! Was thuſt Du?“ rief der Greis.

Aber die Jungfrau hörte nicht auf die ermahnende Stimme des Großvaters. Sie ſah den Aufſeher mit einem ſo herriſch-gebietenden Blicke an, daß dieſer verwirrt die Augen zu Boden ſchlug, und die Peitſche ſeinen Händen entſank.

Der unerwartete Anblick der wunderbaren Schönheit verfehlte auch des Eindrucks auf den Clerk nicht, der mit Begier die Reize derſelben zu verſchlingen ſchien. Aber zugleich der Schmach ſich erinnernd, die ihm durch die ſchnöde Abweiſung geworden war, wendete er ſich gewaltſam weg und rief:

„Peitſcht! ſage ich. Peitſcht! Oder ich ſchnüre Euch ſelbſt an den Pfahl!"

„Ich bitte für den Armen, Mynheer van Hagen! Mir zur Liebe ſchenkt ihm die Strafe.

„Euch zur Liebe?"

Das Mädchen ſchlug in holder Schaam die Augen nieder:

„Vergebt, Herr! Ich meinte . . ."

„Nein, nein! Euch zur Liebe, habt Ihr geſagt. Euch zur Liebe! Ihr werdet Euer Wort nicht wieder zurücknehmen. Nun, Myjufvrouw, was Ihr ſolchergeſtalt von mir verlangt, werde ich nimmer weigern. Euch zur Liebe laß ich den Neger los und

bitte Euch, dieſe Nachgiebigkeit als eine Huldigung der innigſten Liebe anzuſehen.“

Auf einen Wink des Clerk wurden die Bande des armen Cunny gelöſt. Als er losgelaſſen wurde, ſank er, von Schmerz und Schaam überwältigt, ohnmächtig in die Arme Gottlieb Schwalbe's.

Der Greis, der dieſem Auftritte mit getheilten Empfindungen beigewohnt hatte, trat zu ſeiner Enkelin und zog ſie an ſich:

„Armes Kind! Was haſt Du gethan?“

„Ich weiß nicht, Großvater. Es riß mich unwillkührlich fort. Ich mußte der Stimme folgen, die laut in meinem Innern rief. Es war meines guten Bruders Lieblingsneger, er war unſchuldig .... Vergieb mir, wenn ich Unrecht that.“

„Du haſt einen Mann, den Du abgewieſen, um ein Geſchenk gebeten; haſt es von ihm, Dir zur Liebe verlangt. Weißt Du, was ein ſolcher Mann wie der Clerk iſt, für Pläne an Dein unbedachtſames Wort knüpft?“

„Er wird nicht, Großvater! Erſchrecke mich nicht! Er weiß ja, daß ich es um des Bruders willen that.“

„Und eben dieſen Bruder haßt er, weil er

ein Herz beſiegte, daß er für ſich zu gewinnen hoffte.

Herr van Hagen war zu Beiden getreten.

„Ich bin überaus erfreut, Mynheer, daß ich der jungen Dame habe gefällig ſein können, um ſo mehr erfreut, als ich nach den jüngſten Vorgängen nicht hoffen konnte, ſie werde ein Geſchenk aus meiner Hand empfangen wollen.“

„Ihr erlaubt mir . . . “

„Erlaubt vielmehr mir. Eine weitere Erörterung des Gegenſtandes in Gegenwart der Dame ſcheint mir nicht paſſend. Uebrigens war ein Mißverſtändniß unmöglich. Mir zur Liebe hat ſie geſagt und ich habe mich beeilt, ſolchen Wunſch zu erfüllen. Den Dank, Myjufvrouw, den Dank erbitte ich mir zur gelegneren Zeit. Ihr erlaubt es doch, ſchöne Katharine?“

Er entfernte ſich mit einem ſpöttiſchen Lächeln, das den Ausdruck des Hohnes annahm, als er an Gottlieb Schwalbe vorüberging, der ihn gar nicht bemerkte, ſondern nur Augen für Cunny hatte, der auf eine Bahre gelegt und nach dem Strande getragen wurde, um an Bord des Luggers gebracht zu werden.

Unterdeſſen hatten die Hausneger einen mit Palmblättern überwölbten Tragſeſſel gebracht; ſie hoben Katharine hinein und trugen ſie nach ihrer Verranda zurück.

Der Platz der Züchtigung war leer.

Neuntes Kapitel.

Es war Abend.

Tiefe Stille herrſchte am Strande. Leiſe murmelnd huſchten die anrollenden Wellen über den blendend weißen Sand. Durch die dunklen Gebüſche zogen dichte Schaaren von Leuchtkäfern und auf den breiten Blättern der Palmen ſchaukelten ſich ſchlaftrunkene Papageien.

Die Sterne funkelten aus dem tiefblauen Himmel golden hernieder und die Mondesſcheibe ſtieg rothglühend aus der See empor.

Auf den Wellen wiegte ſich, unfern von den großen europäiſchen Kauffahrern, der zierlich gebaute Lugger, den Gottlieb Schwalbe kommandirte, und in deſſen Raum Cunny auf ein bequemes Lager gebracht war.

Der Neger erwachte aus einem erquickenden Schlaf;

ſein Blick fiel zunächſt auf ſeinen Herrn, der neben ihm ſaß. —

„Oh! Oh! Viel Dank! Viel Dank!“ rief der Neger, die Hand ſeines Gebieters ergreifend und ſie mit Küſſen bedeckend. „Haben nicht arme Cunny peitſchen laſſen! Arme Cunny gerettet! Oh! Oh!“

„Du biſt nicht klug, Junge! Wenn Du auf meine Rettung hätteſt warten ſollen, würden ſie Dich todtgeprügelt haben, ehe ich dieſem verdammten Clerk die Kehle zuſchnüren konnte. Aber bei Jungfrau Katharine kannſt Du Dich bedanken.“

„Engel! Iſt Engel das!“

„Sind bei Euch Negern die Engel auch weiß? Ich denke, ſie ſind kohlſchwarz, weil Ihr Euch doch einbildet, der Teufel ſei weiß.“

„Mynheer Clerk weiß!“

„Das iſt gut!“ lachte Gottlieb Schwalbe. „Sieh doch nicht ſo verdrießlich aus, Cunny. Trotz des Clerks biſt und bleibſt Du mein guter Junge, der mir das Blut aus der Wunde geſogen hat, als die verdammte Schlange mich gebiſſen hatte. Zum Glück war das Thier nicht giftig, aber ſie konnte es doch ſein, und dann hätteſt Du — Ich werde Dir das nie vergeſſen, Cunny. Damals warſt Du mein Engel.“

Der Neger blickte den jungen Seemann mit einem ſeligen Lächeln an:

„Ihr ſo gut, ſo gut! Jungfrau Katharine ſo gut, ſo gut! Beide zuſammen gut für arme Neger und für ſich. Beide gute Herrſchaft, Beide für ſich gut . . .“

„Was ſchwatzeſt Du? Sei ſtill!“

„Oh! Oh! Cunny haben gute Auge, ſehr gute Auge! Cunny ſehen, was gehören zuſammen, was können ſein Mann und Frau.“

Gottlieb Schwalbe eilte hinaus. Sein Herz ſchlug, ſeine Wangen glühten. Er eilte hinaus und rannte auf's Verdeck.

Cunny ſah dem Forteilenden nach und kicherte vor ſich hin:

„Laufen! Laufen! Bis zur Hochzeit laufen! Müſſen bald kommen, Hochzeit, bald kommen! Liebe Engel Beide! Arme Cunny 's Engel!“

Das Fieber ſchüttelte den Schwarzen. Plötzlich ſah er im Geiſte die Geſtalt des Clerk vor ſich ſtehen. Er ballte die Fauſt und ſagte ingrimmig:

„Will peitſchen arme Neger! Will thun Böſes, liebe Engel! Muß ſterben!“

Und mit ausgeſtreckter, geballter Fauſt ſtarrte der

Neger unverwandt nach dem finſterſten Winkel des Raumes.

Gottlieb Schwalbe ſchritt in großer Aufregung das Verdeck auf und ab, vergeblich den Sturm bekämpfend, den die Worte des Negers in ihm erregt hatten.

Einer der Leute trat mit gezogenem Hute an ihn heran:

„Mit Vergunſt, Herr! Auf dem Dache des Herrenhauſes ſind ſo eben zwei brennende Laternen neben einander erſchienen.“

„Was geht's Dich an?“

„Nicht ſonderlich viel. Aber da ich nun einmal die Wache habe, ſo dachte ich, ich müßte es melden, da Ihr gerade nicht hinſeht.“

„Du haſt wohl recht, mein Junge! Ich war mit meinen Gedanken etwas außer dem Fahrwaſſer gerathen. Man verlangt alſo nach uns?“

„Ja, Herr! Das iſt das Signal, meine ich. Unſere Jolle liegt bereit.“

„Ich werde ſogleich an's Land fahren. Rufe Albers, daß er mich hinbringe. Gieb ferner wohl-Acht und namentlich darauf, ob ein neues Signal für den Lugger gegeben wird, während ich am Lande bin. Sehe auch Einer oder der Andere nach dem Neger im Raum.“

„Soll geſchehen, Herr!"

Gottlieb Schwalbe ſtieg in die bereit gehaltene Jolle und fuhr zu Lande. Er eilte auf dem nächſten Wege zum Herrenhauſe und gewahrte den Clerk nicht, der, mit ſeinen Plänen vollauf beſchäftigt, in einer dunkeln Tamarinden-Allee auf und ab ging.

Voll von den glühenden Empfindungen einer kaum zu bändigenden Leidenſchaft, die er für die ſchöne Katharine empfand, untermiſcht und aufgeſtachelt von den Gefühlen der Rache, war er von dem Platze der Züchtigung fortgerannt. Er hatte ſich in das Dunkel eines üppigen Waldthales verloren, das ſich unmittelbar an die Factorei anſchloß und von einem plätſchernden Bache durchſtrömt ward. Umſonſt grübelte er darüber nach, wie er den ihm verhaßten Nebenbuhler aus dem Wege räumen ſollte, und wie das ſchöne Mädchen zu gewinnen ſei, als ihm plötzlich einfiel, daß Gottlieb Schwalbe ihm heute früh eine Sendung von Weltefreden angekündigt hatte.

Der Aufſeher, welchen Mynheer de Winter von Weltefreden ſammt drei Negern an den erſten Clerk der Factorei von Axim geſandt hatte, war ihm im Strom der Tages-Ereigniſſe aus dem Sinn gekommen. Jetzt erinnerte er ſich dieſes Vorganges und eilte, von einer Ahnung ergriffen, als ob ihm hier der langer-

ſehnte Ausweg geboten würde, der zum Ziele führte, ſogleich und mit aller nur möglichen Eile nach ſeiner Behauſung.

Mit der größten Ungeduld hatte der weiße Aufſeher viele Stunden lang auf die Ankunft des Clerk geharrt und ſagte zu dem endlich Eintretenden mit ziemlich mürriſchem Tone:

„Mynheer de Winter hat mir die dringendſte Eile in Betreff dieſes Briefes und der drei Neger die ich mit hierher gebracht, befohlen. Ihr müßt daher entſchuldigen, daß ich mich erſt jetzt des gewordenen Auftrages entledige, da ich Euch nicht eher aufzufinden vermochte.“

Ohne ein Wort zu erwiedern, riß der Clerk den Brief auf und las mit ſteigendem Intereſſe:

„Iſt es denkbar .... Nun und nimmermehr .... De Winter träumt .... Das wäre der Teufel .... Halloh ... Davor wird gebeten ſein ... Mitnichten, Herr Kurfürſt von Brandenburg! Hier ſind **wir** die Herren und dulden Euere Nebenbuhlerſchaft nicht! ... Ha! Ha! Ha! Und wie trotzig das ſpricht! Als ob es ſeit Jahrhunderten die See gepflügt hätte, anſtatt ...“

Er vertiefte ſich ganz und gar in das umfangreiche Schreiben, und überlas manche Stellen zwei

bis drei Mal. Die Lippen waren zuſammen gekniffen, und je weiter er an das Ende des Briefes gelangte, ſprach ſich ein um ſo heftigerer Aerger in allen ſeinen Mienen und Bewegungen aus. Endlich ſchleuderte er den Brief von ſich:

„He, Aufſeher!"

„Was befiehlt Mynheer?"

„Wo ſind die Neger?"

„Hier ganz in der Nähe, in der kleinen Hütte, weſtlich von Euerm Hauſe liegen ſie wohl bewacht. Es iſt mir nicht geſagt worden, was ſie Gutes oder Böſes gethan, aber ich dachte, Vorſicht könne zu keiner Zeit ſchaden, und demzufolge habe ich ihnen Arme und Beine tüchtig zuſammen ſchnüren laſſen."

„Ihr ſcheint Euer Geſchäft zu verſtehen."

„Ich bin aus einer guten Schule. Mynheer Claas van Hagen, Euer Großoheim, dem ich in Surinam zu dienen die Ehre hatte, hat mich angelernt. Wollt Ihr die Neger jetzt gleich, ohne weitere Procedur ſprechen, oder ſoll ich ſie vorher mit der Vollmacht von einigen Peitſchenhieben verſehen?"

„Wenn's Euch nicht ermüdet, können ſie einen kleinen Denkzettel von Euch als Creditiv mitbringen."

„Ich bin an dieſe Zettelſchreiberei beſſer gewöhnt, als an jede andere."

Der Clerk lachte:

„So geht, um Euch ferner in dieſer Kunſt zu üben und ſpäter bringt die Burſchen wohlbewacht in die Vorhalle. Ich gehe jetzt hinüber nach dem Herrenhauſe. Laßt Euch die Zeit nicht lang währen, mein Diener wird Euch reichen, was Ihr bedürft.“

„Dank, Mynheer!“

Der Aufſeher machte dem fortgehenden Clerk eine tiefe Verbeugung, aber als Jener aus dem Bereiche ſeiner Stimme war, ſprach er vor ſich hin:

„Dieſe Mynheers ſind eben ſo hochmüthig als dumm; ſie glauben, man wird warten, für ſich zu ſorgen, bis ſie geneigteſt geſtatten, daß wir zulangen können. Meine Mahlzeit iſt längſt gehalten und meine Neger ſind geprügelt. Jetzt will ich noch einen erfriſchenden Trunk thun.“

Als Gottlieb Schwalbe das Herrenhaus betrat, fand er die ſchwarze Dienerſchaft deſſelben in geſchäftiger Bewegung. Gepäck und Geräthe aller Art wurde herbeigebracht und unter der Vorhalle aufgehäuft. Die Verranda war mit buntfarbigen Lampen erhellt und die rieſigen Blüthen der Tropengewächſe erglühten in einem faſt zauberiſchen Lichte.

Der Greis kam ihm in geſchäftiger Haſt entgegen.

„Iſt Dein Lugger zum Abſegeln bereit, mein Sohn?"

Gottlieb Schwalbe war über dieſe Haſt nicht wenig erſtaunt, doch unterdrückte er ſeine Neugier und entgegnete:

„Binnen einer Stunde kann ich den Anker lichten."

„So werde ich befehlen, daß das Gepäck, welches Du in der Vorhalle bemerkt haſt, ſofort an Bord gebracht werde und Du kannſt Deinen Leuten ſagen laſſen, daß ſie Alles zur Abfahrt bereiten."

„Um Beides ſchnell anzuordnen, dürft Ihr nur eine grüne und eine rothe Lampe auf das Dach des Hauſes bringen laſſen."

„Sorge, daß es ſogleich geſchieht!" befahl der Greis einem der Neger und fuhr dann fort:

„Sobald Alles fertig iſt, folge ich mit Katharinen nach."

„Du ſollſt willkommen ſein, lieber Vater. Aber . . . wenn ich es wiſſen darf . . . Was bedeutet dieſe ſeltſame Eile und wohin denkſt Du zu reiſen?"

„Ich ſagte Dir heute, Du könnteſt wohl noch die Ehre haben, mich und meine Enkelin eines ſchönen Tages nach Weltefreden hinüber zu führen. Ich habe mich beſonnen, es ſoll jetzt gleich geſchehen."

„Neugier iſt ſonſt nicht mein Fehler, Vater."

„Aber dieſes Mal möchteſt Du doch gerne wiſſen, wie mir der Entſchluß ſo plötzlich gekommen iſt. Mir iſt alſo eingefallen, daß die friſche Seeluft wohlthätig für meine ſchwache Bruſt ſein würde.“

„Und das veranlaßt Dich, ohne weitere Vorkehrung, mitten in der Nacht, die Reiſe zu beſchließen und anzutreten?“

„Iſt das ſo unglaublich? Meinſt Du, ich könne keinen raſchen Entſchluß faſſen und mein Leben ſei mir nicht lieb? — Hm! — Ich merke wohl, das Lügen iſt mir nicht geläufig. Alſo um die Wahrheit zu ſagen, es iſt nicht mein Einfall, ſondern Katharine hat es ſo gewollt. Mag ſie es bei Dir verantworten, daß Du Dich bei Nacht und Nebel zur Reiſe rüſten mußt.“

„Das wird immer unbegreiflicher.“

„Mein Junge, das Kind hat an unſerer Statt einen glücklichen Einfall gehabt und darum habe ich mich auch gleich beſtimmen laſſen, ihre Idee zu verwirklichen.“

„Ich beſcheide mich.“

Der Alte war ſehr ernſt geworden:

„Du haſt ihr auf dem Piratenſchiffe das Leben gerettet, ſie iſt dankbar und vergißt empfangene

Wohlthaten nicht. Sie wünſcht, Dir Deine Gabe zurückzugeben."

„Wie verſtehe ich das?"

„Du haſt Dir heute Mynheer van Hagen zum Feinde gemacht. Zum Todfeinde, mein Sohn, denn wer dieſem ſtörriſchen, gegen Jedermann ſchlecht geſinnten Menſchen nur irgend hindernd in den Weg tritt, der hat einen unverſöhnlichen Feind gefunden. Du weißt nicht, was das bei dieſem Manne ſagen will. Es heißt, für immer Ruhe und Frieden, ja ſelbſt das Leben verlieren, denn alle Tücke und Bosheit, die man ſonſt wohl in der Menge vereinzelt findet, ſind in dieſem Herzen vereinigt und unabläſſig in Thätigkeit, wenn es gilt, ſeinem Feinde zu ſchaden."

„Hält Katharine mich für ſo feige, daß ich einen Feind fürchte, der mich mit einem Angriff bedroht?"

„Du fliehſt vor keinem Feinde, der Dir einen offnen und ehrlichen Kampf bietet, der Dir Bürge iſt, daß Du durch Deine Stärke und Geſchicklichkeit den Sieg davon trägſt; Du fliehſt vor einer Schlange, die Dir, ohne daß Du es bemerkſt, nachkriecht, und Dich unverſehens mit ihrem giftigen Zahn verletzt. Solchem Gewürm auszuweichen iſt nicht feige, ſondern klug."

„Nun ich das weiß, wird dieſe Reiſe, die mich ſonſt ſo überaus glücklich gemacht hätte, nur den halben Werth für mich haben.“

„Junge! Junge, biſt Du toll? Nun, wahrhaftig, Katharine und ich haben uns für dieſe Aeußerung nicht zu bedanken. Auf beſondere Höflichkeiten ſcheint Ihr mir in Euerm Brandenburg nicht gerade verſteuert.“

„Nimm es nicht ſo, Vater!“

„Ei was! Wie ſoll ich es denn nehmen?“ fiel der Alte ſcherzhaft zürnend ein. „Es iſt ſo arg, daß ich es dem Mädchen nicht ſagen mag, darum kannſt Du es ſelbſt thun. Da iſt ſie.“

Und Katharine erſchien, von ihren Negerinnen begleitet, völlig reiſefertig. Bei'm Anblick dieſer jugendlichen Schönheit, umwallt von dem Schimmer der farbigen Lampen, umleuchtet von der ſtrahlenden Gluth der rieſigen Blüthen, blieb der Jüngling ſtumm. Er warf nur einen glühenden Blick der Sehnſucht auf die liebliche Geſtalt und ſagte dann leiſe:

„Befehlt mir! Ich kann nichts als gehorchen.“

„Der Großvater wird mich an Bord Deines Schiffes geleiten,“ ſprach die Jungfrau leiſe, „und getroſt werde ich mich Deiner Führung anvertrauen.“

Und Beide ſtanden ſich gegenüber, ſtumm, re-

gungslos, Einer verſunken in dem Anblick des Andern.

„Der Greis betrachtete ſie aus einiger Entfernung mit ſichtlichem Wohlgefallen.

Es herrſchte rings umher eine tiefe, faſt feierliche Stille, nur unterbrochen von dem Gemurmel der gegen den Strand anrollenden Meereswellen.

In dieſem Augenblicke des heiligen Schweigens erſchien am Eingange der Verranda, einem böſen Dämon gleich, Mynheer van Hagen. Er betrachtete die Gruppe einige Secunden lang mit einem höhniſchen Blicke und ging dann raſch vor:

„Guten Abend beiſammen!“

Katharine ſchrie unwillkürlich auf.

Mynheer Willem van dem Boſche wandte ſich unwillig zu dem ungern geſehenen Gaſte:

„Was verſchafft mir die Ehre eines ſo überraſchend ſpäten Beſuches?“

„Wenn ich mich nicht vorher melden ließ, ſo unterblieb es, weil ich keinen Eurer Neger finden konnte, die gewiß längſt in den Winkeln liegen und ſchnarchen. Ihr ſeid viel zu nachſichtig gegen dieſe Hunde, Mynheer.“

„Jeder regiert ſein Haus nach ſeiner Weiſe,“ entgegnete der Hausherr kalt. „Und Euer Geſchäft?

Ich darf doch wohl vorausſetzen, daß es ein Geſchäft iſt, welches Euch noch zu ſo ſpäter Zeit hierher führt?"

„Ja, Mynheer, ich komme in Geſchäften und nur die Wichtigkeit derſelben ließ mich jede Bedenklichkeit überwinden und hier eintreten, denn nach dem, was heute hier vorgefallen iſt, durfte ich mit Gewißheit vorausſetzen, daß ich mich ſchwerlich eines beſonders liebreichen Empfanges zu erfreuen haben würde. Leſet dieſen Brief, Mynheer."

„Mein Auge iſt ſchwach; es iſt mir nicht möglich, bei Licht zu leſen. Könnt Ihr mir nicht in Kürze den Inhalt des Briefes mittheilen? Aber begleitet mich doch in mein Kabinet."

„Bemüht Euch nicht. Hier waltet kein Geheimniß ob; die Botſchaft geht vielmehr jeden braven und loyalen Niederländer an und ſolche ſind hier doch wohl nur zu finden?"

Bei dieſen Worten ruhte ſein Auge eine Secunde lang heimtückiſch auf Gottlieb Schwalbe, dann fuhr er fort:

„Was Ihr ſo lange bezweifelt, davon iſt der Beweis nun doch geführt. Die Neger von Accoda ſind Verräther."

„Unmöglich!"

„Uns allein haben ſie geſchworen, uns allein gehören ſie an mit Leib und Leben; dafür beſchützen wir ſie gegen ihre Feinde, kaufen ihnen ihre Gefangenen ab und führen ſie fernen Märkten als Sklaven zu, wo ſie ihnen nicht mehr ſchaden können. Und ſtatt für das Alles uns blind ergeben zu ſein, und auf den Knieen ſtündlich für die Wohlthaten zu danken, die ſie von uns empfangen haben, werden ſie zu hündiſchen Verräthern.“

„Den Beweis für dieſe Euere Anklage, Herr Clerk! Den Beweis!“

„In dieſem Briefe, von Mynheer de Winter geſchrieben, findet Ihr den Beweis zehnfach. Die Neger von Accoda haben ſich hinterliſtigerweiſe mit den Agenten eingelaſſen, die der Kurfürſt von Brandenburg hierher geſandt hat und die dieſen ſchwarzen Beſtien wer weiß welche Verſprechungen gemacht haben, um ſie zu kirren. Das iſt ihnen auch gelungen; ſie ſind reichlich beſchenkt worden, haben einen vorläufigen Packt geſchloſſen und das Geheimniß iſt lange genug verborgen geblieben. Die Brandenburger, völlig zufrieden mit ihren Unterhandlungen, ſind nach Europa zurückgekehrt, um Alles herbei zu ſchaffen, was zur Begründung einer Kolonie gehört und haben verſprochen, baldigſt wieder zu kommen.

Alles blieb uns verborgen, bis endlich Neid und Habſucht dieſen Schwarzen die Zunge löſte. Ein ſilberner Degen, den man ihrem Anführer geſchenkt, hat die Eiferſucht der Uebrigen erregt und weil Jener ſein blitzendes Spielwerk ihnen nicht ausliefern wollte, iſt Alles verrathen und wir können jetzt unſere Vorkehrungen treffen."

„Das iſt ſchlimm, ſehr ſchlimm! Und ſeid Ihr überzeugt, daß mein Freund de Winter ſich nicht irrt?"

Als Gottlieb Schwalbe den Namen Brandenburg ausſprechen hörte, konnte er einen Ruf des Staunens nicht unterdrücken. Er faßte ſich indeſſen und hörte mit ſteigendem Intereſſe auf den weiteren Bericht des Clerks.

„Doch nicht ſo ſchlimm als Ihr denkt," fuhr dieſer nach der kurzen Unterbrechung fort. „Ich habe keine ſo große Meinung von dieſen neuen Seehelden, als daß ich glauben ſollte, ſie könnten uns ernſtlich ſchädigen. Aber, daß ſie es überhaupt wagten, an einer Küſte zu landen, wo unſere Flagge bereits weht, daß ſie ſich nicht ſcheuen, mit den Eingebornen zu unterhandeln, die wir uns unterworfen haben, und Niederlaſſungen gründen, Forts bauen wollen, wo unſere Factoreien blühen! Tod und Verdammniß, das bringt mich auf und jeder Niederländer, der das

gleichgültig anſehen kann, hat Fiſchwaſſer in den Adern, aber kein Blut."

„Es wird eine Reihe ſorgenvoller Stunden für uns hereinbrechen!" ſprach der Alte. „Wir wollen ſuchen, die uns drohende Gefahr ſo raſch als möglich zu beſeitigen."

„In den Staub kriechen ſollen dieſe hinterliſtigen deutſchen Muffs, die ſich anmaßen, mit ſeebefahrnen Nationen einen Wettkampf beſtehen zu wollen. Bei'm Teufel, ſie ſollen es büßen und gleich jetzt will ich ihnen im Bilde den gebührenden Schimpf anthun. Könnt Ihr es Euch denken, daß ſie ſo weit gegangen ſind, den ſchwarzen Hunden von Accoda eine brandenburgiſche Flagge zu hinterlaſſen, mit dem Befehl, ſie auf einen Hügel aufzupflanzen und zu begehren, daß, ſoweit ſie nach allen Richtungen hin geſehen werden könne, brandenburgiſches Land ſein ſolle?"

„Wißt Ihr das gewiß?"

„Die Neger haben die Flagge lange Zeit in's geheim bewahrt, und ſie erſt dann aufpflanzen wollen, wenn die neuen Bundesgenoſſen wieder kämen. Allein dieſe Beſtien halten weder uns oder Andern, noch unter ſich, Treue und Glauben; die drei Schwarzen, die ihren Anſpruch auf den ſilbernen Degen fahren laſſen mußten, der alle Accoda-Neger eine

Zeitlang verrückt gemacht hat, haben die Flagge geſtohlen und da habt Ihr das hierorts unbekannte Banner der neuen Phönizier."

Mit dieſen Worten entrollte der Clerk vor den Anweſenden eine kurbrandenburgiſche Flagge.

Gottlieb Schwalbe, der ſchon während der ganzen Zeit in der größten Aufregung da ſtand, ſtürzte auf die Flagge zu und darnach faſſend, rief er jubelnd aus:

„Meine Flagge! Meine Flagge!"

Mynheer van Hagen zog ſie zurück:

„Seid Ihr verrückt? Euere Flagge?"

„Die Flagge meiner Heimath, die Flagge, der ich zugeſchworen bin."

„Ihr ſteht auf niederländiſchem Boden, Ihr eſſet niederländiſches Brod, alſo ſeid Ihr jetzt ein Niederländer."

„Brandenburger bin ich! Brandenburger über Alles! Mein Vaterland und meinen Eid verleugne ich nun und nimmermehr."

„Nun, Ihr junger Hund, wenn Ihr denn mit Gewalt ein Brandenburger ſein wollt, ſo ſeid auch der Erſte, der Zeugniß dafür ablegt, wie wir hierorts mit einer Flagge umgehen, die wir nicht anders betrachten, als die Flagge eines verdammten Piraten,

wenn ſie auf dieſer Küſte ſichtbar wird. Oben auf unſerm höchſten Berge hat man ſie aufpflanzen wollen, ich reiße ſie herunter, ganz herunter in den tiefſten Koth."

Der Clerk warf die Flagge im höchſten Ingrimme zu Boden, um den gehobenen Fuß darauf zu ſetzen und ihr dadurch den ſchmählichſten Inſult zuzufügen, aber wie ein Pfeil ſchoß Gottlieb Schwalbe auf den Clerk zu, ſtieß ihn ſo heftig vor die Bruſt, daß er mehrere Schritte weit wegflog und raffte die Flagge vom Boden auf, die er jubelnd an ſein Herz drückte.

Alles das geſchah im Fluge des Augenblickes.

Die anweſenden Neger ſtanden regungslos.

Katharine, die mit leuchtenden Blicken das Beginnen ihres Bruders geſehen hatte, trat raſch zu dieſem, als gehöre ſie in dieſem Augenblicke vorzugsweiſe an ſeine Seite.

Willem van dem Boſche machte eine Bewegung der Mißbilligung und ſchritt dann vorwärts, als wollte er dem Clerk zu Hülfe eilen, aber dieſer hatte ſich bereits aufgerafft und fuhr den Greis mit barſchen Worten an:

„Tod und Verdammniß, Herr! Muß mir in Euerm Hauſe, das ich nur in Geſchäften der Fac-

torei betreten habe, ein ſolcher Schimpf begegnen? Für dieſe ſchwere Verletzung des Gaſtrechts werdet Ihr mir Genugthuung geben. Und dieſer nichtsnutzige Bettelbube . . ."

„Wahrt Euere Junge, Herr!" rief Gottlieb Schwalbe aufbrauſend.

„Willſt Du noch wie ein großer Herr dafür behandelt werden, daß Du Deinen Fuß unter einen fremden Tiſch ſteckſt und Deine Faulheit mäſten läßt?"

„Kommt mir nicht näher, ich prophezeihe Euch ſonſt nichts Gutes."

„Die Flagge her, Du junger Böſewicht!"

„Nur mit meinem Leben!"

„Das wird nicht ſchwer zu erlangen ſein! Es kann mit der Flagge zugleich zum Teufel fahren."

„Kommt an! Kommt an!"

Gottlieb Schwalbe hielt ſich bereit, jeden Angriff auf ſeine geliebte Flagge zurückzuweiſen, aber Willem van dem Boſche ſchritt raſch auf ihn zu:

„Gieb mir die Flagge! Ich bin Dir Bürge dafür, daß ſie ungekränkt bleibt."

Der junge Mann ſah zu dem Greiſe empor, deſſen Auge die Erregung des Augenblicks wunderbar belebte:

„Da habt Ihr ſie. Ich ſtelle ſie unter Euern Schutz, da ſie ohne Vertheidiger iſt.“

Katharine hatte mit ihrem Großvater raſch einen Blick des Einverſtändniſſes gewechſelt; ſie reichte Gottlieb Schwalbe die Hand und zog ihn mit ſich fort. Unter dem geheimnißvollen Zauberbann ihres Blickes, keines Widerſtandes fähig, folgte er ſchweigend.

„Wie, Mynheer?“ brauſte van Hagen auf. „Das könnt Ihr dulden? Ihr bietet ſogar ſelbſt die Hand dazu?“

„Ich werde zu verantworten wiſſen, was ich gethan habe.“

„Wollt Ihr das? Eures Gefallens! Aber jene Flagge werdet Ihr mir ſogleich zurückgeben.“

„Haltet Maaß in Eurer Unverſchämtheit. Ihr werdet hoffentlich nicht Hand an mich legen wollen, um mir einen Gegenſtand zu entreißen, den ich unter meinen Schutz geſtellt habe. Da liegt die Flagge, ich berühre ſie nicht mehr. Ihr ſeid ein rüſtiger, junger Mann, ich bin ein ſchwacher, lebensmüder Greis; laßt ſehen, ob Ihr es wagt.“

„Nur Geduld, Mynheer! Nur Geduld! Euch wird dieſer Augenblick theuer zu ſtehen kommen. Genießt des Triumphs, die Flagge des Feindes gegen die Flagge des Vaterlandes beſchützt zu haben, er wird

bald genug wie eine Seifenblaſe zerplatzen und dann wird meine Stunde kommen. Ihr habt mir ſo manchen Schimpf zugefügt, ſeid verſichert, daß Ihr es nicht umſonſt gethan haben ſollt."

Außer ſich vor Zorn verließ er, unter lauten Verwünſchungen, die Verranda.

Der Greis ſandte ihm einen Blick der tiefſten Verachtung nach, dann zog er ſich in das Innere des Hauſes zurück, wo ſeine Enkelin den noch immer erregten Freund mit liebreichen Worten zu beſänftigen ſuchte.

„Ich tadele Dich nicht wegen Deines leidenſchaftlichen Benehmens, mein Sohn!" ſprach mildfreundlich der alte Mann. „Ich entſchuldige es mit Deiner Jugend. Vielleicht würde ich es vor vielen Jahren unter ähnlichen Umſtänden nicht beſſer gemacht haben. Aber Du haſt nun ſchon zwei Mal einen der erſten Männer der Factorei beleidigt, und trotz meines Schutzes würde er bald Mittel und Wege finden, ſich empfindlich zu rächen. Darum iſt es nöthig, daß Du, ſobald als möglich, aus ſeinem Bereiche kommſt, deshalb wirſt Du nicht allein uns Morgen früh nach Weltefreden geleiten, Du wirſt auch dort bleiben und wenigſtens für's Erſte hierher zurückkehren."

„Folge nur blindlings dem Großvater," bat Ka-

tharine ſchmeichelnd. „Er meint es gut mit Dir und wird Dir nur das Beſte rathen.“

„Ich unterwerfe mich Euern Befehlen.“

„Gehe ohne Verzug an Bord, mein Sohn und ſende das Boot nach dem Landungsplatze zurück. Bald ſehen wir uns wieder. Hier iſt Deine Flagge“

Der Alte ſtand ſo, daß Gottlieb Schwalbe ſich der Jungfrau nicht nähern konnte, aber ſie tauſchten eine Blick aus, deſſen reiner Gluthſtrahl ſich beſeligend in ihre Herzen ſenkte.

Eine Viertelſtunde darauf war der junge Seemann am Bord ſeines Luggers und verbarg die erbeutete kurbrandenburgiſche Flagge an dem geheimſten Ort.

Seine Gäſte trafen eine Stunde ſpäter ein und begaben ſich ſogleich in die Kajüte. Der junge Capitain blieb auf dem Verdecke, um Alles zur Abfahrt anzuordnen.

Als der erſte bleiche Schimmer des Tages über die Wellen hinglitzerte, lichtete der Lugger die Anker und flog, von der friſchen Morgenbriſe getrieben, längs der Küſte hin.

Zehntes Kapitel.

Ein friſcher Seewind kräuſelte die Wellen und kühlte die Gluth, welche drückend ſchwer auf Afrika's Weſtküſte lag. Durch die leichterregte Fluth bewegte ſich ein Lugger in den zierlichſten Wendungen einem Landungsplatze zu, wo zwiſchen hohen Felſen ſich ein Palmenwäldchen lagerte, deſſen dichter Schatten faſt bis an das Ufer reichte. Leicht ſchimmerten durch das dunkle Grün einige weiße Häuschen und neben denſelben ſtreckten ſich lange Magazine zu beiden Seiten aus. Das war die Kolonie Weltefreden, deren Eigenthümer Mynheer Auke de Winter, ein vertrauter Freund Willem's van dem Boſche war.

Unweit vom Ufer, auf einem ſichern Ankerplatze, lag ein dreimaſtiges, völlig beladenes Schiff unter holländiſcher Flagge zum Abſegeln bereit.

Es war Sonntag und tiefe Stille rings umher. Am Bord des Dreimaſters ſah man nur den Wacht=

mann nachläſſig auf und ab ſchlendern. Die Uebrigen lungerten in den Hängematten, oder unter dem Sonnenzelt. Die Pforten der Magazine waren dicht verſchloſſen und die Wächter derſelben wälzten ſich ſchlaftrunken auf ihren Matten. In dem Herrenhauſe war tiefe Stille und nur in dem luftigen, von einer Fontaine durchrieſelten Vorgemache war einiges Leben ſichtbar.

Mynheer de Winter ſprach mit ſeinem Lieblingsneger, der ihm gerade die angerauchte Pfeiffe brachte und einen Becher mit erfriſchendem Limonienwaſſer vor ihm hinſetzte.

„Dank Dir, Lolly. Iſt meine Frau noch in ihrer Stube?"

„Myvrouw ſchlafen. Ja ſagen mir, Myvrouw viel Kopfweh."

„Sie muß nach einem milderen Klima," ſprach der alte Herr vor ſich hin, „ſonſt verliere ich ſie. Dieſe afrikaniſche Gluth wird ihr täglich verderblicher."

„Myvrouw fahren mit große Schiff in die See?"

„Nicht ſobald, mein guter Lolly. Du weißt ja, daß der Capitain erkrankt iſt und ich keinen Andern habe, dem ich das Commando des Schiffes anver=

trauen kann. Und doch iſt keine Zeit zu verlieren, wenn ihr Linderung zu Theil werden ſoll."

Der Herr ſeufzte. Der Neger ſah ihn bekümmert an; der Kummer des Herrn, der ſtets gütig gegen ihn geweſen war, ging ihm zu Herzen.

Ein anderer Neger trat leiſe ein:

„Mynheer de Winter, kommen Lugger! Kommen der Lugger von Arim, Kommen geſchwind mit Segel und Flagge."

„Haſt Du auch recht geſehen?"

„Haben geſehen, Mynheer. Sei'n nur ein Lugger in Arim! Und ſeien ganz nahe."

„Vortrefflich. Nachrichten von meinem Freunde, oder vielleicht . . . Er hatte es längſt im Sinn . . . Vielleicht kommt er ſelbſt. — Geſchwind, Lolly . . . Sein Rath iſt mir immer heilſam geweſen, er könnte mir auch jetzt . . . Laufe, Lolly, ſieh nach und wenn Du Mynheer van dem Boſche entdeckſt . . ."

„Mir machen! Mir machen!" rief der Neger fröhlich und eilte mit ſeinem Kameraden hinab zum Strande, dem ſich der Lugger bereits ſo weit genähert hatte, daß man deutlich die Perſonen unterſcheiden konnte, die ſich auf dem Verdecke verſammelt hatten. Man ſah einen jungen Seemann, der mit ſpielender Hand das Steuer regierte und unweit von

demſelben ein blühend friſches Mädchen, welches ſich freundlich mit einem alten Manne unterhielt.

„Seien Mynheer van dem Boſche! Seien ganz gewiß, Mynheer, welches kommen zum Beſuche von Arim ſammt kleine Engel!“ rief Lolly vor Freuden herumſpringend und in die Hände klatſchend. „Mir laufen nach Hauſe! Mir ſagen Alles! Mir erzählen Alles!“

Der Neger ſprang fort. Gleich darauf erſchienen einige Andere. Auch Weiße wurden ſichtbar. Der Seewind hatte ſich erhoben und die Luft am Strande war nicht mehr ſo erſtickend.

Ein ältlicher Mann mit ſtarkgebräuntem Geſicht und eingefallenen Zügen kam daher. Spärliches weißes Haar hing von ſeinem Scheitel herab, die Augen lagen tief im Kopfe. Mit vorgehaltener Hand blickte er auf die See hinaus und ſein Blick irrte unſtätt und flüchtig über die öde Waſſerfläche hin. Als er den Lugger gewahrte, ſtemmte er die Hände in die Seiten und beugte den Kopf vorüber, als wolle er mit einem Blicke erforſchen, woher dieſes Schiff ſei und wohin es gehe. Die Neger, welche müßig umher ſtanden, wichen vor ihm weniger zurück, als vor jedem andern Weißen, und unterließen nicht, ſich verſchiedene Zeichen zu machen, die andeu-

ten ſollten, daß der alte Weißkopf ihnen nicht beſondere Achtung einflöße.

Dieſer ſah den Lugger unverwandten Blickes an:

„Will er nach Middelburg? Nach Middelburg auf Walcheren?" ſprach er vor ſich hin. „Nimm mich mit! Nimm mich mit!"

„Ihr ſeid ein Narr, Dirk!" unterbrach ihn ein Magazin-Aufſeher barſch. „Könnt Ihr denn nicht ſehen, daß jenes Fahrzeug hier landen und nicht nach Holland ſegeln will? Eine ſolche Nußſchaale über See nach Holland! Pah!"

„Was macht Ihr Euch denn mit dem tollen Schuſter zu ſchaffen?" fragte ein hinzugekommener Dritter. „Dem Kerl ein vernünftiges Wort beizubringen, iſt noch unmöglicher, als vom Verdecke aus die Wallfiſche mit bloßen Händen greifen. Weg, toller Schuſter, weg! Geh in Deine Hütte, wohin Du gehörſt."

Und der Weißbehaarte verließ mit einem tiefen Seufzer den Strand. Er ſchlich längs den Wohngebäuden von Weltefreden, vielleicht der Einzige in der Kolonie, für den der Name derſelben ein frecher Spott war, und ſetzte ſich am Eingange einer niedern Strohhütte hin, die ihm zur Wohnung diente. Thrä-

nen rollten über die hohlen Wangen herab und ſein Antlitz verdüſterte ſich:

„Das geht wieder nach Middelburg! Ja, ja, es geht nach Middelburg und nimmt mich nicht mit. Ich muß hier bleiben, ganz allein. Ach Gott, ich bin ſchon faſt verbrannt, mein ganzer Leib, mein ſchwacher Kopf, der ſo weh thut und ſoll nun nicht über See, weit hin nach Holland, wo es Schnee giebt und Eis und ſchöne lange Winterabende mit einem Ofen. Und wenn ich darüber weine, ſagen ſie, ich ſei der tolle Schuſter. Es iſt Frühlingszeit, glaube ich, wenn bei uns die Störche wieder über See in's Land fliegen, und ich kann nicht mit ihnen einziehen, ich muß hier bleiben. Armer Dirk! Biſt Du darum gewandert Dein Lebelang, damit Du endlich auf dieſem glühend heißen Sande verbrennen ſollſt?

Er verſank in ein dumpfes Hinbrüten und ein unendliches Weh ſprach aus allen ſeinen Zügen.

Unterdeſſen war der Lugger gelandet und Gottlieb Schwalbe brachte ſeine Paſſagiere an das Ufer. Der junge Seemann führte ſeine Dame und Beide blickten ſich, ohne ein Wort zu ſagen, mit dem verklärenden Lächeln glücklicher Liebe an, denn während der Ueberfahrt war zwiſchen ihnen die letzte Schranke gefallen und das Geſtändniß ewiger Liebe und Treue

ausgeſprochen. Mit dem Großvater zugleich betraten ſie das Haus des Gaſtfreundes, der ſie mit lautem Willkommen empfing.

Eine Stunde ſpäter ſaßen beide Alten, im wichtigen Geſpräche vertieft, neben einander und ſchon manche ernſte Angelegenheit war von ihnen erwogen worden.

„Bedenkt, was Ihr thut, mein Freund!“ ſprach de Winter. „Es iſt wohl ſchön von Euch, daß Ihr der erſten Regung des Herzens folgt und dem jungen Mann, dem Ihr gewiſſermaßen Euer Leben verdankt, jedes irdiſche Glück gewähren wollt. Aber es giebt auch noch andere Mittel, ihm auf eine ehrenvolle Weiſe ſeine That zu lohnen, als die Hand Eurer Enkelin. Ihr wißt, welche ſchöne Pläne unſere Familien hinſichtlich ihrer und meines Neffen gefaßt haben, ich war mit Katharinens Vater ganz einig; es ſollte ein Bündniß werden, das für uns und viele Andere von den ſegenbringendſten Folgen ſein würde. Muß das Alles umſonſt beſprochen und geordnet ſein?“

„Ich fürchte, daß es ſo ſein muß. Scheltet mich nicht. Anfangs dachte ich nicht an die Möglichkeit; ſpäter, als ich Argwohn ſchöpfte, war ich zu ſchwach, und jetzt . . . Beide ſind ſo glücklich und vorzüglich

das Mädchen. Seit dem Tode ihrer Aeltern iſt ſie erſt jetzt wieder wahrhaft glücklich.“

„Ihre Aeltern! Recht! Die würden meiner Meinung geweſen ſein; die würden Euch geſagt haben, daß ein Bündniß zwiſchen der Enkelin eines reichen, angeſehenen Küſtenhändlers und einem Findelkinde ſich nicht geziemen will, und das, wenn es geſchloſſen wird, nur zum Unheil ausſchlagen kann. Nehmt beſſern Rath von mir an, und tretet zurück, ſo lange es noch Zeit iſt.“

„Es iſt aber nicht mehr Zeit. Das Herz des jungen Mädchens würde brechen, wenn ich ſie von dem Manne trennen wollte, dem ſie ſich ganz hingegeben hat, und ich könnte dieſen Jammer nimmer ertragen. Ich geſtehe Euch, daß es mir ſelbſt nicht ganz genehm iſt, aber ich bin nicht im Stande hemmend dazwiſchen zu treten.“

„Was ſeid Ihr für ein ſchwacher Mann, daß Ihr nicht zu hindern wagt, was Euch ſelbſt unzweckmäßig erſcheint? Wenn Ihr dazu unvermögend ſeid, ſo geſtattet wenigſtens, daß Euere Freunde für Euch handeln. Laßt ſehen! Ich habe da einen Gedanken, der uns an’s Ziel führen kann. — Beunruhigt Euch nicht, werther Freund! Ich verlange nicht, daß Ihr plötzlich ein Verhältniß löſen ſollt, welches

erſt kürzlich mit Eurer Genehmhaltung geſchloſſen ward. Ihr ſollt nur mit einiger Beſonnenheit zu Werke gehen; ſollt einigen Aufſchub gewähren, damit Alle, die bei dieſer Angelegenheit betheiligt ſind, zur Beſinnung kommen."

„So laßt mich denn Euern Vorſchlag hören, wenn ich mir gleich nicht viel davon verſpreche."

„Sagtet Ihr mir nicht, jener junge Mann, — wie nennt er ſich doch?"

„Gottlieb Schwalbe."

„Nun denn . . . Habt Ihr ihn nicht als einen beſondern Seemann gerühmt?"

„Und das mit dem vollſten Rechte. Er beſitzt für dieſes Geſchäft einen eignen Inſtinkt, ein Genie möchte ich ſagen. Für die wenigen Jahre, daß er zur See fährt, hat er es außerordentlich weit gebracht und verbindet Theorie und Praxis auf eine wahrhaft überraſchende Weiſe. Man ſagt oft, daß ein Mann für dieſe oder jene Kunſt oder Wiſſenſchaft vorzugsweiſe geſchaffen ſei, aber von keinem Seemann ſagt man es mit größerem Rechte, als von dieſem, daß er dazu geboren ſei, auf der See zu leben und ſie ſich dienſtbar zu machen."

„Darnach zu urtheilen, ergreift er gewiß eifrig

jede ſich ihm bietende Gelegenheit, ſich in dieſem Gewerbe zu fördern?“

„Das begreift ſich von ſelbſt.“

„Dann trifft es ſich herrlich, daß ich ihm dazu behülflich ſein und zugleich auf eine unverfängliche Weiſe unſern Zwecken dienen kann, wobei — darauf gebe ich Euch mein Wort — Keiner in ſeinem Rechte gekränkt werden ſoll. Habt Ihr bei'm Anlanden den beladenen Dreimaſter geſehen, der ſegelklar vor ſeinem Anker liegt?“

„Gewiß.“

„Nun hört, welchen Verdruß ich habe. Dieſes Schiff hat den doppelten Zweck, eine bereits verkaufte Ladung nach dem ſpaniſchen Weſtindien überzuführen, zugleich aber meine kranke Frau nach Veracruz zu bringen, die dort in der friſchen Seeluft geſunden ſoll. Alles iſt zur Abfahrt bereit, da erkrankt der Capitain und zwar ſo heftig, daß an eine ſchnelle Beſſerung nicht zu denken iſt.“

„Und nun?“

„Wir übertragen dem jungen Manne das Commando des Dreimaſters; er hat erfahrene Steuerleute am Bord und wir laufen keinerlei Riſico. Ueberdies geht Alles für meine Rechnung. Entſchließt Euch, mein Freund. Wenn es weiter nicht's iſt, ſo

erfahrt Ihr wenigſtens, wie ſich die Geſinnungen der beiden jungen Leute bewähren, wenn ſie einige Zeit von einander getrennt ſind, und das ſcheint mir auch der Mühe werth zu ſein. Habe ich Euere Zuſtimmung, mein Freund?"

„Ihr habt ſie. Ich willige ein, wenn auch nur mit Widerſtreben, denn ich betrübe zwei mir theuere Weſen, ohne die beſtehenden Verhältniſſe irgendwie zu ändern, wenigſtens ſo weit es meine Enkelin betrifft; ſie hat den milden Sinn ihrer Mutter, aber auch den entſchiedenen Charakter ihres Vaters."

„Laßt uns ſogleich an dies Geſchäft gehen. Ich ſchwöre es Euch, ſo unlieb es mir wäre, wenn Euere Katharine nicht die Frau meines Neffen würde, ich doch ihrem Glücke nicht hinderlich ſein, ſondern es nach Kräften fördern will. Aber erſt muß ich mich überzeugen, ob es auch wirklich zu ihrem Glücke dient, was Ihr thörigter Weiſe habt geſchehen laſſen. Kommt jetzt hinein zu meiner Hausfrau."

Einige Stunden ſpäter, als ein raſch vorübergezogenes Gewitter die Luft bedeutend abgekühlt hatte und der Wind von ſeewärts her über den Strand blies, ſah man Katharine leichtfüßig dem Palmenwäldchen zueilen, an welches die Kolonie ſich an=

lehnte. Gottlieb Schwalbe, der ihr folgte, vermochte kaum, ſie einzuholen."

„Willſt Du endlich ſtille ſtehen, närriſches Mädchen!" rief er lachend. „Was für ein böſer Geiſt plagt Dich . . ."

Er hielt plötzlich inne, denn Katharine hatte ſich zu ihm gewendet und er ſah in ihr bleiches Geſicht; ſie zitterte leiſe; eine Thräne hing an ihrer Wimper.

„Um Gott, Liebchen, was fehlt Dir?"

„Sie wollen uns trennen!"

„Trennen!"

„Wie eilig hatte ich es, hierher zu kommen, damit ich Dich nur aus der Nähe des böſen van Hagen brächte, und nun . . . Mynheer de Winter iſt ein ſchlauer Mann, aber ich habe ſeine Pläne doch durchſchaut."

„Nun, das iſt wohl nicht ſchwer!" unterbrach Gottlieb Schwalbe ſie mit leuchtenden Augen. „Er hat es mir ja deutlich geſagt. Den großen ſchönen Dreimaſter, der draußen auf der Rhede liegt, ſoll ich haben, verſteht ſich, als Capitain. Seine Frau ſoll ich nach Veracruz, die Ladung nach der Havannah bringen und dann zu Dir und dem Vater zurückkehren."

„Das wird nicht geſchehen!"

„Wer ſagt Dir das?“

„Wenn Du von hier fort biſt, werden ſie ſchon Gelegenheit finden, Dich zurückzuhalten.“

„Nicht doch, mein liebes Katharinchen! Was könnte es ihnen nützen?“

„Ich will es Dir ſagen. Sie mißgönnen es uns, daß wir uns lieben! Um dies zu hindern, ſchicken ſie Dich fort.“

„Nun, weißt Du was? Um Dir die Angſt zu erſparen, werde ich mich nicht fortſchicken laſſen.“

„Auch nicht, wenn der Vater es Dir heißt? Wenn er es als einen Beweis Deines Gehorſams fordert?“

„Dann habe ich nicht das Herz nein zu ſagen.“

„Das ſollſt Du auch nicht. Ich aber werde zu dieſem ſtolzen Mynheer de Winter gehen und ihm ſagen, wie es mir um's Herz iſt; er ſoll es mit einem Worte hören, was er von mir zu erwarten hat und auf welchen flüchtigen Sand er das Gebäude ſeiner Hoffnungen aufrichtet.“

„Du gutes, herziges Kind!“

„Geh getroſt zu ihnen, wenn ſie Dich rufen laſſen. Meiner biſt Du gewiß. So jung ich bin, ſo weiß ich doch, was ich gelobe und kann verſprechen, daß ich meine Zuſage halte. Du biſt der Mann,

den ich mir erwählt; von dem erſten Augenblicke an, da ich Dich geſehen, hat ſich mein Herz Dir zugewendet und bleibt Dir unwandelbar. Deine Gattin will ich ſein, und keines andern Mannes Weib; das ſchwöre ich Dir im Angeſichte Gottes."

„Und ich will nur Dich! Wenn ich Dich nicht haben ſoll . . . Höre, Katharine, ſie könnten mir eine Königstochter bieten für Dich und ein Königreich dazu, ich ſchlüge es aus und bliebe allein mein Lebelang, um an Dich zu denken! Mädchen, wie iſt mir auf einmal ſo weh zu Sinnen! Ich kann nichts weiter ſagen, aber mein Herz ſchlägt ſo gewaltig, daß ich fürchte, es will zerſpringen."

„Es bedarf des Wortes nicht. In Deinem Auge leſe ich, was mich glücklich macht. Wir ſind einig."

Ein Schreiber der Kolonie ſtörte das Geſpräch:

„Verzeiht! Ich habe einen Auftrag an den Steuermann Gottlieb Schwalbe. Mynheer de Winter wünſcht ihn zu ſprechen."

„Es iſt ſchon gut."

„Ich ſoll Euch zugleich ſagen, daß Mynheer van dem Boſche ſich bei ihm befindet. Es eilt."

„Wollt Ihr Euch vorauf bemühen? Ich werde ſogleich kommen."

Der Schreiber ging.

„So geh, mein Freund. Sie werden es noch heute zu Ende bringen und wir werden kaum Gelegenheit haben, uns noch ungeſtört zu ſprechen.“

„Wer mir das geſagt hätte, als ich ſo fröhlich den Anker lichtete!“

„Es hilft nichts, das einmal Verlorne zu beklagen. Laß uns jetzt Abſchied von einander nehmen. Ich gelobe nur Eins: Mein Wort gilt bis zum Tode.“

„Du oder keine.“

Sie hielten ſich innig umarmt; ſie blickten ſich in die treuen Augen, und gingen dann, ohne ſich noch einmal umzuſehen, nach verſchiedenen Seiten auseinander.

Gottlieb Schwalbe ward von den beiden alten Herren mit vieler Förmlichkeit empfangen. Er benahm ſich ernſt und geſetzt, hörte wenig auf die ſalbungsvolle Rede, die Herr de Winter ihm hielt, ſondern als dieſe geendet, ließ er ſie unbeantwortet und wandte ſich an Willem van dem Boſche:

„Stimmſt Du mit dem Allen überein, was Mynheer geſagt, Vater? Iſt es Dein Befehl, daß ich thun ſoll, was er von mir verlangt?“

„Ich befehle Dir nichts, aber es iſt mein innigſter Wunſch, dem Du nicht . . .“

„Das genügt mir. Deine Wünſche ſind mir heilig. Lebe wohl, Vater! Ich danke Dir für Deine Liebe. Wer weiß, wann wir uns wiederſehen! Vielleicht gilt dies Lebewohl für lange Zeit!“

„Dies hoffe ich nicht.“

„Ich bin es vielmehr, der nichts mehr hofft. Schone die arme Katharine, Vater, und brich ihr das Herz nicht.“

„Herzen brechen nicht ſo leicht!“ unterbrach Mynheer de Winter mit etwas ſcharfem Tone den jungen Seemann.

Gottlieb Schwalbe ſah ihn flüchtig an, aber ohne ihm ein Wort zu entgegnen, ſprach er weiter:

„Hörſt Du, Vater! Brich nicht das Herz meiner Schweſter. O, ich durchſchaue Euere Pläne nur zu gut! — Aber was Ihr immer thut, meine Schweſter bleibt ſie doch.“

Willem van dem Boſche ſah in das Geſicht des Jünglings; er erſchrack vor dem unendlichen Schmerz, der ſich in demſelben abſpiegelte und war im Begriff, der unwillkürlichen Regung ſeines Herzens nachzugeben, als de Winter dazwiſchen trat:

„Hier iſt Euere Beſtallung, junger Mann. Ich darf Euch wohl noch einmal daran erinnern, daß

daſs Geſchäft Eile hat. . Wenn ein Schiff, völlig beladen, ſchon mehrere Tage müßig liegt . . .“

„Ich verſtehe Euch. In einer Stunde habe ich meine Habſeligkeiten von dem Lugger auf Euer Schiff hinübergeſchafft, und bin dann bereit, den Anker zu lichten. Ihr dürft Euch auf meine Treue und Ehrlichkeit verlaſſen und nöthigenfalls iſt Mynheer van dem Boſche mein Bürge. Sage, Vater, willſt Du für mich bürgen?“

„Hundert Mal! Tauſend Mal!“ rief der Alte und ſchloß den jungen Mann mit tiefer Bewegung in ſeine Arme.

„Nicht ſo, Vater! Nicht ſo! Ich ertrage das nicht. Auch von Katharinen will ich keinen Abſchied weiter nehmen. Und höre, ſprich nicht von mir, wenn ſie gerade gegenwärtig iſt; es würde ihr nur Kummer verurſachen und . . . Ich kann nicht mehr! Lebe wohl! Lebe wohl!“

Er entfernte ſich mit großer Haſt und ging zum Strande hinab. Die Neger trieben ſich lermend im Kreiſe herum; ſie zerrten und neckten den alten Schuſter, der ſich eingefunden hatte, um den großen Dreimaſter zu betrachten, an deſſen Bord die neue Ordre ſchon angelangt war und wo man deshalb alle Vorbereitungen zur Abreiſe traf.

„Vielleicht geht er nach Middelburg und nimmt mich mit!“ murmelte der Schuſter vor ſich hin. „Nach Middelburg ſehnt ſich mein Herz.“

Die Neger wurden Gottlieb Schwalbe gewahr, der langſam herangeſchritten kam und da es durch Lolly bekannt geworden, daß er zum Commandeur des Dreimaſters „der Afrikaner“ ernannt ſei, jubelten ſie ihm laut entgegen.

Der Schuſter hatte den Ruf vernommen und verſtanden. Er flog ſogleich auf Gottlieb Schwalbe zu, und ergriff ihn bei der Hand:

„Seid Ihr der Capitain des großen Schiffes?“

„Ich bin's!“

„Nehmt mich mit Euch nach Middelburg, Capitain!“

„Ich ſegle nicht nach Middelburg.“

Der alte Dirk fuhr erſtaunt zurück. Er ſah den jungen Seemann mit wachſendem Erſtaunen an und ſchlug verwundernd die Hände zuſammen; dann ſchüttelte er mit dem Kopfe, als dünke es ihm unmöglich, was er eben gedacht, dann rieb er ſich die Stirn, als brüte er über etwas, das einer fernen Vergangenheit angehörte, dann wieder trat er raſch näher und ergriff die Hand des Seemannes, indem er einen durchdringenden Blick auf ihn richtete.

„Wer iſt der Alte?“ fragte Gottlieb Schwalbe raſch. „Wer biſt Du, Mann, und warum ſtarrſt Du mich ſo an?“

Jener antwortete nicht, aber ſein Blick wurzelte immer feſter auf den Capitain.

Lolly war hinzugetreten und zupfte Gottlieb Schwalbe am Arm:

„Nehmen in Acht, Capitain! Vor tolle Schuſter nehmen in Acht.“

Aber die ganze Erſcheinung des alten Mannes, ſein ſtarrer Blick, der Kummer, welcher deutlich auf ſeiner Stirn zu leſen war, übten einen eigenthümlichen Zauber auf den jungen Capitain aus; er vermochte ſich nicht von ihm loszureißen, ſondern betrachtete ihn mit wachſender Theilnahme.

„Und was willſt Du in Middelburg, alter Mann?“

„Meine Heimath wiederſehen! Meine Heimath und die kleine Werkſtatt am Hafen, wo die Schiffer aus- und eingingen und mir den Stüver brachten für die Schuhe, die ich beſohlt hatte und die dann miteinander von ihren weiten Reiſen ſprachen, daß es mir öfters in den Beinen zuckte, als müſſe ich hintendrein laufen, und dann wieder mitſammen darüber zankten, wer von ihnen ſtärker, oder klüger, oder

reicher ſei, und das ſchöne Schiffermädchen verdiene heimzuführen . . ."

Aber plötzlich unterbrach ſich der Alte. Er fuhr mit beiden Händen nach dem Kopfe und ſeine Augen hefteten ſich ſo feſt auf Gottlieb Schwalbe, daß ſie aus ihren Höhlen zu ſpringen drohten.

„Was bedeutet das?" rief Gottlieb Schwalbe und konnte ſich eines leichten Schauers nicht erwehren.

Lolly aber ſtand hinter ihm und flüſterte fortwährend:

„Schuſter verrückt! Schuſter verrückt!"

Da zuckte es plötzlich wie ein flammender Blitz aus dem Auge des alten Mannes; eine ſeltſame Veränderung ging in ſeinem ganzen Weſen vor, ſein Blut ſtrömte mächtig zum Herzen, und alle Empfindungen, die ſeine Bruſt ſo lange zuſammengeſchnürt hatten, entſtrömten derſelben in einem einzigen Schrei:

„Geſina!"

„Der Name meiner Mutter!" rief Gottlieb Schwalbe mit Beben und richtete einen ahnungsvollen Blick auf den Alten.

Aber der Lichtſtrahl, der die Seele des Geiſtesſchwachen für einen Augenblick erhellt hatte, war erloſchen und er ſank wieder in die frühere Dämmerung

zurück. Er ſah blöde zu dem jungen Manne auf und fragte leiſe:

„Fahrt Ihr nicht nach Middelburg?“

„Wer iſt Geſina? Antworte mir ſchnell! Wer iſt Geſina?“

„Mein Weib! Mein ſchönes, teufliſches Weib!“

„Und Du? Wie heißeſt Du? Sprich, Alter, beſinne Dich auf Deinen Namen!“

„Ich bin der alte Schuſter vom Hafendamm, in deſſen Werkſtatt die Matroſen traten, denen ich die Schue flicken mußte für einen Stüver, oder ein Stück Taback, oder . . .“

Er verſank wieder in ein dumpfes Brüten.

Einer der Aufſeher trat herzu und ſagte zu Gottlieb Schwalbe:

„Laßt Euch mit dem tollen Kerl nicht ein, beſter Herr Capitain; es iſt kein geſundes Haar an ihm.“

„Wie kam der Mann hierher?“

„Vor vielen Jahren mit einem ſpaniſchen Schiffe, das hier Ebenholzblöcke lud. Er trieb ſich viel am Lande herum, und das Schiff ſegelte ohne ihn ab, da er nirgends zu finden war. Nach ein Paar Monaten kam er aus dem Innern des Landes zurück, faſt zum Neger verbrannt und ebenſo verwirrt im Kopfe als heute. Er verſteht ſich aufs Schuſtern

und verdient damit die Koſt, ſonſt aber giebt ſich Niemand mit ihm ab, denn Ihr wißt wohl, der Umgang mit Verrückten bringt Unglück.“

„Und wißt Ihr nicht ſeinen Namen?“

„O ja! Haltet einmal! Sie nennen ihn hier den tollen Dirk! . . . Sonſt aber meine ich . . . Ja, ja, richtig! Dirk Schwalbe wird er heißen. Kurios, Capitain, er führt mit Euch einerlei Namen.“

Gottlieb Schwalbe konnte vor innerer Bewegung kaum ſprechen, ſeine Zähne ſchlugen vor Froſt aneinander:

„Das iſt allerdings ſeltſam. — Aber, mein guter Mann, wolltet Ihr nicht einen Neger an Bord meines Luggers ſenden, mit dem Befehl, daß mein großes Boot hierher geſchickt werde?“

„Sehr gerne, Herr Capitain!“ antwortete der Aufſeher, ſich entfernend. „Wenn das nicht etwas zu bedeuten hat, will ich keinen Neger mehr peitſchen. Hollah Du ſchwarzer Hund! Hierher!“

Gottlieb Schwalbe legte ſeine Hand auf die Schulter des Alten, als wollte er ihn aus ſeinem Brüten aufrütteln:

„Dirk Schwalbe iſt Dein Name?“

„Ja, Herr!“

Dieſe Worte wurden mit zitternder Stimme geſprochen:

„Du biſt in Middelburg auf der Inſel Walcheren geboren und haſt dort die ſchöne Schifferin Geſina geheiratet?“

Mit großer Lebendigkeit anwortete der Alte:

„Ja, Herr!“

„Du biſt aus Holland gewandert, haſt Deutſchland durchzogen und endlich zu Frankfurt an der Oder Deinen Wohnſitz aufgeſchlagen?“

Der Greis ſah mit weit aufgeriſſenen Augen zu Gottlieb Schwalbe auf:

„Ja, Herr!“

„Und Du häſt Dein Weib verlaſſen; biſt in die weite Welt gelaufen, weil Geſina Dir einen Sohn geboren . . .“

„Nein! Nein! Nein! Ich habe kein Kind! Keinen Sohn! Weg! Weg!“

Und mit den Worten wandte er Gottlieb Schwalbe den Rücken und flog mit einer Schnelle, die man ſeinem ſiechen Körper nicht hätte zutrauen ſollen, dem Walde zu.

„Zehn Gulden, wer den Alten wieder ergreift und zu mir an Bord bringt!“

Auf dieſes Wort flogen mehrere Neger hinter

dem Geiſtesſchwachen her, der ſchon eine weite Strecke voraus war.

„Mißhandelt ihn nicht!“ rief der junge Seemann den Negern nach, aber ſeine Worte wurden nicht mehr vernommen.

In großer Bewegung ſchritt Gottlieb Schwalbe dem Strande zu, wo das verlangte Boot ſeiner harrte, mit welchem er zu dem Lugger hinüber fuhr und befahl, daß dieſer dem großen Dreimaſter zur Seite legen ſollte. Dort wußte man bereits, in welcher Eigenſchaft Gottlieb Schwalbe erſchien und empfing ihn mit allen äußern Ehren. Er dankte mit einigen Worten, die aber dem Herzen nicht entſtrömten, und wandte ſich an den Steuermann des Luggers:

„Man wird Dir hoffentlich den Befehl des Fahrzeuges anvertrauen, das ich jetzt verlaſſe. Halte es gut, denn es war mir lieb und ihr auch. Sieh mich nicht ſo bekümmert an, mein Freund, Du machſt mir ſonſt das Herz ſchwer. — Gieb Befehl, daß meine Sachen hinüber gebracht werden.“

Zwei Gegenſtände waren es, von denen Gottlieb Schwalbe dachte, daß ſie nur unter ſeiner eigenen Obhut ſicher an Bord gelangen könnten: die dem

oberſten Clerk von Arim entriſſene brandenburgiſche Flagge und ſein treuer Cunny.

„Beide ſollen mich nicht verlaſſen!“ ſprach er vor ſich hin. „Es iſt das Einzige, was ich von hier mitnehme.“

Die Flagge ward in einen geheimen Schrank in des Capitains Kammer gelegt.

Der Neger warf einen dankbaren Blick auf ſeinen gütigen Herrn:

„Nimmer vergeſſen,“ ſprach er leiſe.

Gottlieb Schwalbe drückte ihm die Hand.

Bald darauf kam die kranke Dame an Bord und nahm ihre Wohnung in der Hauptkajüte. Da der Wind ganz beſonders günſtig war, trieb Mynheer de Winter unabläſſig zur Abreiſe.

Der junge Capitain zögerte ſo lange als möglich; er wünſchte noch eine Kunde von dem flüchtig gewordenen Alten zu empfangen.

Endlich kam Lolly mit einem Canot an Bord gerudert:

„Alte Mann nix gefunden! Weit weg! Weit weg!“

„Lichtet Euern Anker, Capitain!“ rief Mynheer de Winter mit dem Tone eines Befehlshabers, als er aus der Kajüte zurückkehrte, wo er Abſchied von

ſeinem Weibe genommen hatte. „Lichtet Euern Anker!“ wiederholte er, als er in ſein Boot hinabſtieg.

„Lichtet den Anker!“ rief Gottlieb Schwalbe mit lauter Stimme, während das Blut zu ſeinem Herzen drang und kalter Schweiß von ſeiner Stirn perlte.

Der Anker war gelichtet, die Segel fielen von den Raaen und ſtiegen an den Stengen empor. Dem Steuer gehorchend, wendete das Schiff und flog, von einer friſchen Briſe getrieben, auf die offne See hinaus.

Das Land trat immer weiter zurück, das Land, wo Gottlieb Schwalbe ſo unendlich viel gefunden und ſo unendlich viel verloren hatte.

Es ſank zurück in eine bleiche, nicht mehr erreichbare Ferne, ein Bild der Hoffnungsloſigkeit, die ſich des jungen Führers bemächtigte.

Er ordnete Alles mit klarer Umſicht an und ertheilte ſeine Befehle mit ſo kaltem Blute, daß die Offiziere erſtaunten, die nichts anzurathen, ſondern nur auszuführen hatten. Als aber Alles angeordnet war, ging er in ſeine Kammer, ſchloß die Thür und weinte bitterlich.

Eilftes Kapitel.

Die See war ſtill und ruhig, kaum geriffelt von einer leichten Briſe, die über den glitzernden Spiegel hinhauchte. Fernab lag, wie ein mit Gold umſäumter dunkelblauer Streifen, die Küſte von Afrika.

Auf der Fluth bewegten ſich, unter der vollen Laſt der Segel gehend, ihren Cours nach dem Lande haltend, zwei ſtattliche Fregatten, auf deren großen Topp der kurbrandenburgiſche Wimpel ſich zeigte.

Es waren die beiden Fregatten „Kurprinz" und „Mohrian," an deren Bord ſich die brandenburgiſche Kolonial-Expedition befand, die hier in einem fremden Welttheile dem deutſchen Vaterlande Beſitz und Geltung verſchaffen ſollte.

Am Fallreep der erſtern Fregatte lag eine große Schaluppe, zum Beweiſe, daß zwiſchen beiden Schiffen ein augenblicklicher lebhafter Verkehr beſtand, der von der milden Witterung begünſtigt wurde.

In der Hauptkajüte des „Kurprinz,“ an deſſen Bord der Commandant der brandenburgiſchen Expedition ſeine Flagge aufgezogen hatte, waren die Offiziere deſſelben zu einer fröhlichen Mahlzeit verſammelt.

Die ſchweren Schüſſeln waren verſchwunden, Leckerbiſſen wurden umher gereicht und der reichlich aufgetragene ſpaniſche Wein machte die Geſellſchaft geſprächiger.

„Wir ſind einmal fröhlich und guter Dinge zuſammen,“ ſprach von der Gröben, behaglich ſeinen Becher Xeres ſchlürfend, „und ſollten ein Lied haben. Wer giebt uns ein luſtiges Lied?“

„Selbing! Selbing!“ riefen Alle, wie aus einem Munde.

Fähndrich Selbing, der Vertraute und Secretair von der Gröbens, war dazu beſtimmt, über die, der neuen Kolonie zugewieſenen brandenburgiſchen Truppen den Oberbefehl zu führen. Er war ein Mann in den beſten Jahren, mit einem runden fröhlichen Geſichte und der geſegnetſten Anlage zum Fettwerden.

„Ihr hört, Fähndrich Selbing,“ ſagte von der Gröben lachend, „daß Ihr in dem Rufe eines großen Sängers ſteht. Thut alſo der Geſellſchaft die Ehre an und ſingt ihr ein Lied.“

Der Fähndrich ſchaute mit einem liſtigen Blinzeln in dem Kreiſe umher:

„Wenn es durchaus ſein muß.“

„Ich bitte, habt Erbarmen mit dem Schickſal der Ratten und Mäuſe, die tyranniſch aus ihrer Ruhe aufgeſtört werden ſollen!“ rief lachend Capitain Blonk.

„Es giebt keine Ratten am Bord dieſes Schiffes!“ rief Capitain van Voß, der ehemalige Steuermann und jetzige Commandeur des „Kurprinz.“

„Nein!“ entgegnete der Ober-Ingenieur Walter, „denn ſeine Vorräthe ſind ſo ſehr aufgezehrt, daß ſich keine Ratte mehr daran ſättigen kann, darum ſind ſie deſertirt.“

„Wahrſcheinlich nach dem „Mohrian“ hinüber,“ entgegnete der Baumeiſter Leugeber, „wo ſie friſchen Vorrath zu finden hoffen, denn wir ſind, meines Wiſſens, noch wohl aſſortirt. Nicht wahr, Capitain Blonk?“

„Wenigſtens iſt es der Flaſchenkeller, der unter der Koje des Baumeiſters ſteht.“

„Nicht doch! Der iſt leer und ich hege gerechten Verdacht, daß ſich eine große dicke Ratte darin erſäuft hat.“

Er begleitete dieſe Worte mit einer leiſen Hindeutung auf den Commandeur des „Mohrian."

Alles lachte.

„Das Lied, Selbing! das Lied!" rief von der Gröben dazwiſchen.

„Mit Verlaub," ſagte Capitain van Voß aufſtehend und die leeren Flaſchen muſternd, „ich will nur ſehen, ob wir auch Briſe genug haben, damit wir nicht am Ende mit backen Segeln liegen bleiben."

Der Steuermann der Fregatte trat gerade ein:

„Briſe vollauf, Capitain, und es iſt noch mehr im Anzuge."

Er gab bei dieſen Worten ſeinem Capitain einen Wink, der ſogleich mit ihm auf das Verdeck ging.

Blonk folgte ſeinem Collegen mit den Augen:

„Das hat etwas zu bedeuten. Gebt uns gleich das Lied, oder wir ſind darum."

„Geſchwind, Selbing! Während der ganzen Fahrt von der Elbe her ſeid Ihr das Muſter eines fröhlichen Reiſe-Geſellſchafters geweſen, Ihr werdet doch jetzt nicht eigenſinnig ſein wollen?"

„Es kommt ſchon!" lachte der Troubadour der brandenburgiſchen Argonauten, ſich den Knebelbart ſtreichend und begann mit ohrenzerreißender Stimme:

Hier und dort und dies und das,
Leer die Kannen, leer das Glas;
Wollt Ihr, daß ich ſinge was,
Macht mir auch die Kehle naß.
Schlagt den Boden aus dem Faß,
Schöpfet ohne Unterlaß,
So allein behagt mir's baß;
Und für jedes volle Maaß,
Zahl' ich einen vollen Spaß.

In dieſem Augenblicke ſetzte ſich ein ſchärferer Wind in die obern Segel und die Fregatte neigte über nach Lee. Flaſchen und Becher ſtürzten übereinander. Die Kajütenwächter flogen herbei.

Die Geſellſchaft erhob ſich.

„Platz behalten, Ihr Herren!" rief von der Gröben. „Werden uns doch nicht durch eine Mütze voll Wind in unſerer Fröhlichkeit ſtören laſſen? Weiter Selbing!"

Der Capitain trat ein:

„Ein ſchwarzes Gewölk zieht herauf und hat vorläufig eine Ladung Wind mitgebracht, die uns nöthigt, die oberen Segel wegzunehmen. Es ſieht gerade noch nicht gefährlich aus, aber man weiß oft nicht, was dahinter ſteckt. Mein Freund Blonk mag ſich ſelbſt den Himmel anſehen und beſtimmen, was zu thun am rathſamſten iſt."

„Wir kehren ſogleich an Bord unſeres Schiffes zurück,“ rief Blonk. „Voß, wir danken für Deine Bewirthung. Kommt in die Schaluppe, Baumeiſter. Habt guten Tag, Herr von der Gröben! Befehlt Ihr nicht morgen den Frühtrunk bei mir zu nehmen, wenn Wind und Wetter es geſtatten?“

Die Schaluppe Blonks kehrte an Bord des „Mohrian“ zurück, und wurde ſofort gehißt. Die Briſe nahm zu und mit gekürzten Segeln flogen die Schiffe dem Lande entgegen.

Die Offiziere und Beamten befanden ſich auf dem Verdecke.

„Da wir nicht mit den ſchwarzen Schelmen von Accoda haben einig werden können,“ wandte ſich von der Gröben an ſeinen Fähndrich, „ſo denke ich, wir kehren zu dem urſprünglich gefaßten Plan zurück.“

„Ihr meint den Berg von Mamfro?“

„Ja, Selbing!“

„Ihr werdet ihn gleich ſehen,“ ſagte hinzutretend der Capitain. „Wenn wir noch drei Kabellängen weiter geſegelt ſind, tritt er hinter jenen Höhen hervor. Auch mir ſcheint derſelbe zu einem befeſtigten Platze ſehr geeignet.“

„Mindeſtens ſuche ich bisher einen beſſern vergebens. Wir beherrſchen von jenem Berge aus ein

weites Terrain, das mit gutem Boden und Waſſer reichlich geſegnet iſt. Die Cabuſier-Neger — wie heißt doch nach der holländiſchen Karte das große Dorf unterhalb Mamfro?"

„Pokeſon, Herr Kammerjunker!"

„Ihr habt auf Eurer erſten Reiſe mehrere von den Einwohnern deſſelben geſehen und rühmt ſie als von beſonders friedfertigem Charakter."

„Leider lernte ich ſie erſt kennen, nachdem wir mit den falſchen Beſtien von Accoda, die uns jetzt im Stiche laſſen, ein vorläufiges Abkommen getroffen hatten."

„So wollen wir denn in Gottes Namen und zur Ehre unſeres Durchlauchtigſten Herrn unſer Werk hier beginnen. Zunächſt habt die Güte, Euch nach einem günſtigen Ankerplatz umzuſehen."

„Der iſt gefunden. Die holländiſche Karte iſt ziemlich zuverläſſig. Sie iſt mit großem Fleiße angefertigt, alſo ein Beweis, daß ſie auch dieſen Theil der Küſte als den ihrigen betrachten. Wenn wir auch mit den Negern in Güte fertig werden, ſo zweifle ich dagegen ſehr, daß die Holländer ſich gutwillig fügen. Auf Widerſtand müſſen wir gefaßt ſein."

„Wir ſind es, Capitain. So lange ich bei Euch an Bord bin, kann ich meine Theilnahme an der

Expedition nur in Worten ausdrücken, wenn wir aber erſt Land unter den Füßen haben — Genug davon. Wann glaubt Ihr, daß wir ankern können?'

„In einer Stunde."

„Laßt dann ſogleich zwei Böte zur Abfahrt bereit ſein. Die Sonne ſteht noch hoch und wir müſſen keinen Augenblick ungenützt verſtreichen laſſen."

„Die Böte ſollen bereit liegen."

„Ihr, Selbing, werdet Euch an's Land begeben. Seht zu, ob Ihr irgendwo Neger findet, die einen Theil des Berges in Beſitz genommen oder ſonſt ein Recht daran haben."

„Sehr wohl, Herr Kammerjunker!" entgegnete der Fähndrich, der den fröhlichen Epikuräer an der Tafel des Capitains gelaſſen hatte, und ſeinem Chef mit großem Ernſte gegenüber ſtand. „He, Hollah! Corporal!"

Mit einer kühnen Wendung hatten die beiden Fregatten eine weit in die See vorſpringende Landzunge umſchifft, über welche die Brandung von allen Seiten hinſchäumte und tobte. Sie gelangten in ruhiges Waſſer, vor plötzlichen Stürmen durch jene Landzunge geſchützt, vor ſich einen klippenfreien Strand, der jede Landung ohne die geringſten Schwierigkeiten geſtattete.

„Fallen den Anker!“ erſcholl der Befehl auf beiden Schiffen zugleich und bald darauf ſtießen die mit Soldaten und bewaffneten Matroſen angefüllten Böte von Bord.

Unfern von dem Negerdorfe Pokeſon, welches mit ſeinen letzten Hütten faſt bis zum Fuße des Berges Mamfro reichte, mündete ein Flüßchen in die See. Die Böte liefen in dieſe Mündung ein, und Fähndrich Selbing ſprang zuerſt an's Land:

„Hurrah! Ruft's mir nach, Leute! Drei, vier, fünf Mal! Denn das iſt das erſte deutſche Hurrah, das dieſe Ufer vernommen haben. Und nun in Gottes Namen alle Mann zu Lande. Zwei bleiben bei jedem Bote als Wache zurück und haben wohl Acht. Die Neger ſind ſchlau und übertölpeln uns Europäer leicht, wenn wir nicht auf unſerer Huth ſind. Daß Ihr Keinen den Böten zu nahe kommen laßt und wenn Ihr die von uns verabredeten Signale hört, haltet Euch bereit. Vorwärts! Marſch!“

Die Brandenburger betraten zunächſt das Dorf und durchſchritten es von einem Ende zum andern. Nirgends begegnete ihnen ein Schwarzer, alle Hütten waren leer.

„Gewiß haben dieſe Neger uns landen ſehen und

ſind ſpornſtreichs davon gerannt!" bemerkte ein alter, bärtiger Corporal.

„Die Hütten ſehen nicht darnach aus, als ob bis vor einer Stunde noch Menſchen darin gehauſt hätten. Das Dorf ſteht ſchon lange verödet."

„Es iſt vertrackt — mit Permiß, Herr Fähndrich — daß wir nicht wenigſtens Einen finden. Wer weiß aber, ob die Kerls nicht bei uns ſind, ohne daß wir etwas davon merken. Dieſes Volk hat das Hexen direkt vom Teufel gelernt, der ſie bei dieſer Gelegenheit ſchwarz angeſtrichen hat. Als ich noch bei den Holländern ſtand, hörte ich oft erzählen, daß jeder Schwarze ſich unſichtbar machen könne."

„Ihr ſeid nicht klug."

„Iſt bald geſagt. Vorwitz plagt mich nicht, aber es wäre doch eine verdammte Geſchichte, wenn die Neger plötzlich, nachdem ſie uns umzingelt hätten, wieder ſichtbar würden und uns gewiſſermaßen abwürgten, ohne daß wir muckſen könnten."

Dieſe Aeußerung des Korporals, der wegen ſeines bewegten Kriegerlebens bei den Soldaten in Anſehen ſtand, verfehlte ihren Eindruck nicht. Mehrere winkten ſich, nach dem Ufer deutend, einander zu, und wieſen ſehr bedenklich auf das vor ihnen liegende Gebüſch.

„Zum Teufel mit der Einfalt!“ rief der Fähndrich zornig, dem dieſe Stimmung der Leute nicht entging. „Wie kann ein alter Soldat ſolches ungewaſchene Zeug ſchwatzen? Das ſchmeckt nach Feigheit.“

„Mit Permiß, Herr Fähndrich, ich bin nie feig geweſen! Habe mich immer als ein braver Kerl geſchlagen und dem Feinde manchen Hieb verſetzt, der ihm das Aufſtehen vergeſſen machte. Aber ſehen muß ich meinen Mann können, mit dem ich es aufnehmen ſoll und es muß nichts von Hexen und Kobolden dabei ſein, ſonſt ranzionire ich mich.“

„Nun denn, zum Teufel, Ihr Einfalt, ich muß nur auf Euere Albernheiten eingehen, um Euch zur Vernunft zurückzuführen. Geſetzt alſo, die Schwarzen könnten ſich unſichtbar machen, meint Ihr denn, ſie könnten ſich auch ſo leicht machen, wie eine Flaumfeder? Müßten wir nicht rings umher Fußtritte ſehen im Sande? Und könnt Ihr deren auffinden, außer Euern eignen? Ihr könnt es nicht und darum habt Ihr nichts vorgebracht, als albernes Geſchwätz! Dafür ſollt Ihr nun voran! Es geht gerade auf den Berg da los! Marſch!“

„Sei es drum, zum Teufel! Ich gehe, Fähndrich und die drei Kerle da müſſen dicht hinter mir drein, denn ſie haben zumeiſt mit den Knieen geſchlottert.“

„Das ſollen ſie! Rührt die Trommel und nun mit ihnen auf gut brandenburgiſch vorwärts!“

Die brandenburgiſche Kolonne rückte vor, indem ſie Anfangs dem Laufe des Fluſſes folgte, der ſich oft zwiſchen hohen Gräſern, Felsgeſtein und Geſtrüpp ganz verlor. Oft war der Weg ſo verſperrt, daß ſie ſich durch das dornigte Buſchwerk eine Bahn hauen mußten, dann wieder war das Terrain ſo ſumpfig, daß man die gefährlichen Stellen nur mit großer Vorſicht umgehen konnte, und breites Felsgeſtein, das faſt ſenkrecht emporſtieg, trat ihnen öfters hindernd entgegen. Dabei brannte die Sonne faſt ſenkrecht nieder und die Hitze war ſo ſengend, daß die Männer die glühende Luft kaum zu athmen vermochten, und der Schweiß in Strömen von ihnen niederfloß. Die Kolonne rückte immer langſamer vor, endlich ſtand ſie ganz ſtill, und Alle warfen ſich, wie auf ein gegebenes Zeichen zur Erde.

„So geht es nicht weiter!“ ſprach Selbing vor ſich hin, als er ſich nothdürftig erholt hatte. „Ich muß irgend ein Mittel finden, ihre Eigenliebe zu ſtacheln!“

Raſch wandte er ſich an ſeine Gefährten:

„Hört, Ihr da! Könnt Ihr nicht weiter oder wollt Ihr nicht? Eines iſt ſo ſchlimm, als das Andere.

Entweder ſeid Ihr ſchon marode; ſeid jämmerliches Volk, das keinen Pappenſtiel werth iſt, oder Ihr ſeid feige, furchtſame Hunde und zugleich Rebellen, die ſich der gegebenen Ordre widerſetzen. Mit Euch habe ich nichts mehr zu thun, aber mich ſollt Ihr nicht dahin bringen, gemeinſchaftliche Sache mit Euch zu machen. Seid Ihr feige genug, mich zu verlaſſen, ſo thut's. Ich ſetze meinen Weg allein fort, bis ich gefunden habe, was ich finden will."

Mit raſchen Schritten entfernte ſich Selbing, ohne ſich nach ſeinen Gefährten umzuſehen. Anfangs thaten ſie, als achteten ſie nicht darauf, aber bald änderten ſie ihren ſtarren Sinn. Der Korporal erhob ſich zuerſt und ſchob brummend hinter dem Fähndrich drein: „Ich kann ihn doch zum Teufel nicht allein . . . ." Die beiden Entſchloſſenſten unter den Soldaten folgten dem alten Brummbär und dieſen wiederum ein treuer Kamerad. Die Meiſten begannen jetzt ſich zu ſchämen, und ſchloſſen ſich dem Zuge mit ſchweigendem Murrſinn an, ſo daß die Letzten, aus Furcht, es könne ihnen noch Aergeres begegnen, wenn ſie allein blieben, das geringere Uebel wählten und der Kolonne folgten.

Eine Stunde marſchirten die Brandenburger, über Felſen kletternd und durch Sümpfe watend, in

gerader Richtung dem Berge Mamfro zu. Die Sonne ſank immer tiefer und berührte faſt mit dem untern Rande den Horizont. Da gebot der Fähndrich Halt. Aus dem Gebüſche drang ein leiſes Murmeln zu den Ohren der Männer, das wie die lieblichſte Muſik erklang.

„Beil her!" rief Selbing — und unter den Streichen der Männer ſtürzte das Buſchwerk zuſammen.

Ein lauter Ruf der Freude erſcholl, denn von der glatten Felswand herab ſtürzte ein kryſtallreiner Quell.

„Hier wollen wir ruhen! Labt Euch, Kinder, nach Herzensluſt."

Die Soldaten und Matroſen umringten jauchzend den Quell. Lebenskraft und Lebensmuth kehrte ihnen zurück.

Da richtete ſich plötzlich der alte Korporal auf und mit der Hand in die Ferne deutend, rief er:

„Achtung!"

Man ſah zwei Neger über eine mit Gras bewachſene Fläche, ein Feuergewehr in der Hand, im vollen Laufe herankommen. Als ſie die Brandenburger erblickten, ſtanden ſie plötzlich ſtill und bezeigten ſich unſchlüſſig, ob ſie bleiben oder wieder umkehren ſollten.

Selbing ergriff einen grünen Buſch, hielt ihn hoch in die Höhe und lief den Negern entgegen, während ſeine Begleiter auf ihrer Huth waren und die Waffen bereit hielten, um jeden unvorhergeſehenen Angriff abzuwehren.

Kaum gewahrten die Neger das Zeichen des Friedens in der Hand des Europäers, als ſie mit einem lauten Freudenrufe die Gewehre von ſich warfen und ihm entgegen liefen. Sie fielen vor ihm zu Boden, berührten drei Mal mit dem Kopfe die Erde und riefen auf holländiſch: „Welkom!"

Selbing redete ſie in dieſer Sprache an und erfuhr von ihnen, daß noch mehrere ihrer Genoſſen in der Nähe ſeien. Sie wären Einwohner von Pokeſon, und von einem feindlichen Stamm vertrieben. Bis jetzt hatte ſie noch nicht dahin zurückzukehren gewagt, und erbaten ſich dazu den Schutz der Europäer.

Aber plötzlich verſchwand der ſonnenhelle Tag. Die dortigen Gegenden kennen nicht das zauberiſche Dämmerlicht des Nordens. Die Sonne ſank unter und Nacht war rings umher.

Die Männer thürmten trocknes Buſchwerk aufeinander und warfen brennenden Zunder hinein. Die

Feuerſäule ſtieg hoch in den tiefblauen Himmel auf, — ein Gruß für die Gefährten auf der See.

Die in der Ebene zerſtreuten Neger ſammelten ſich nach und nach; ſie verkehrten freundſchaftlich mit den Brandenburgern und verſtanden ſich dazu, am folgenden Tage wieder zu kommen und ihnen Geiſeln zu ſtellen, als Bürgen, daß ſie vor jeder Hinterliſt geſichert wären.

Als dieſe Vorſichtsmaßregel getroffen war, ordnete der Fähndrich die Reihenfolge der Wacht an und die Uebrigen überließen ſich ſorglos dem Schlafe.

Die erſten Brandenburger übernachteten friedlich auf dem glühenden Boden Weſt-Afrika's.

Ende des dritten Theiles.

Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Berlin

und

West-Afrika.

Ein Brandenburgiſcher See-Roman

von

Heinrich Smidt.

Vierter Band.

Verlegt
von
M. Simion in Berlin.

1847.

Erſtes Kapitel.

Es war eine dunkle, ſternenloſe Nacht.

Die Wachen auf den Verdecken der kurbrandenburgiſchen Schiffe verſuchten umſonſt, die nahgelegene Küſte zu erſpähen.

Die Männer an dem Strande lugten umſonſt auf das offene Meer hinaus; es zeigte ſich ihnen weder Rumpf noch Maſt der Schiffe, welche ſie von den heimathlichen Geſtaden hierher geführt hatten.

Aber an Beider Ohr ſchlug die toſende Brandung, welche mit furchtbarer Gewalt gegen die Küſte heranrollte; über der Brandung ballte ſich der feuchte Nebel, welcher wie ein betäubender Qualm dem giftgeſchwängerten Boden entſtieg, und vom Landwinde auf die See hinausgeweht ward.

Die Wächter an der Küſte und die Wächter des Schiffes waren durch die Wolken des Himmels, den

Nebel des Bodens und die Wellen des Meeres von einander getrennt.

Aber von dem Gipfel des Berges Mamfro ſtieg eine leuchtende Feuerſäule in den dunkeln Nachthimmel empor. Die Atmoſphäre war ſo ruhig, daß die Flamme nicht zitterte, ſondern wie ein kühn aufgemauerter Pharus weit hineinleuchtete in das Land, ein Zeichen, daß von dieſer hellen Gluth der Segen der Geſittung ausgehen ſolle über alle Reiche auf der Weſtküſte von Afrika.

Um das Feuer gelagert hatten ſich der Fähndrich Selbing und ſeine Genoſſen. Von den tauſendfachen Anſtrengungen der letztvergangenen Tage überwältigt, waren Alle eingeſchlafen. Auch der Soldat, dem man die Bewachung der Uebrigen anvertraut hatte, lehnte über ſein Gewehr, und die geſenkten Augenlieder bewieſen, daß er nicht im Stande war, dem mächtigen Triebe der Natur zu widerſtehen.

Am Fuße des Berges regte es ſich, unheimlich, geſpenſtiſch. Auf dem dunklen Grunde der mit dichtem Geſtrüpp bewachſenen Wieſen ſchlüpften noch dunklere Geſtalten hin, ſtill und lautlos, die mit der hundertfachen Gelenkigkeit der Schlange einen Ausweg fanden, wo Stechpalmen und Schlingpflanzen eine undurchdringliche Mauer zu bilden ſchienen.

Es lagen ſich im engen Kreiſe etwa ein Dutzend Neger einander gegenüber. Den Kopf in die Hand geſtützt, glotzten ſie einander an, und aus ihren blitzenden Augen drang ein leuchtender Gluthſtrahl. Ein unheimliches Geflüſter, vorüberſäuſelnd mit dem leichten Nachtwinde, der eben durch die Gebüſche ſtrich, flog durch den Kreis.

„Hump!“ ſagte einer der Neger und ſtreckte die Hand gegen ſeine Gefährten aus. „Viel gute Mann, brandenburgiſch Soldat! Nich ſterben!“

„Muß ſterben! Muß! Will ſtehlen Gefangene! Will ſtehlen Gold! Will ſtehlen uns!“

„Stehlen uns! Verkaufen uns! Für arme Accoda=Neger nich mehr Palmſaft, nich mehr Feuerwaſſer! Für arme Accoda=Neger Peitſche!“

Ein dumpfes Geheul begleitete dieſe Worte des Negers.

Plötzlich tauchte der Kopf eines Europäers in dem Kreiſe der Neger auf. Es war ein geſchickter holländiſcher Unterhändler, der die Neger an dieſem ganzen Küſtenſtrich aufgehetzt hatte, ſich der Anſiedlung der Brandenburgiſchen zu widerſetzen.

Die Abſicht des Kurfürſten, ſich hier niederzulaſſen, und deutſchen Kaufleuten zu zeigen, daß es nicht ſchwer ſei, den deutſchen Flaggen Geltung auf

den Meeren und an den Küſten jenſeits derſelben zu verſchaffen, wenn die Deutſchen dieſe Geltung nur beanſpruchen wollten, kam den holländiſchen Monopoliſten ſehr unerwünſcht. Um jeden Preis wollten ſie dies Unternehmen verhindern; aber um den Schein zu retten, blickten ſie mit vornehmem Achſelzucken auf die neuen Ankömmlinge herab, und ſuchten mit Liſt ihrèn Zweck zu erreichen. Durch die Eingebornen ſollten die Unternehmungen der Deutſchen zerſtört werden; die Neger ſelbſt ſollten die Männer vernichten, die herbeigekommen waren, um ihnen ein ſchöneres Daſein zu bereiten.

Die Neger blickten den Holländer mit unverhehltem Schrecken an. Sie waren ſo ſehr mit ſich ſelbſt beſchäftigt geweſen, daß ſie den neuen Ankömmling, der ſie während der ganzen Nacht nicht aus den Augen gelaſſen hatte, erſt bemerkten, als er mitten unter ihnen war.

„Nun, Ihr ſchwarzen Beſtien! Seid Ihr bald mit Euern Berathungen am Ende? Der Tag wird anbrechen, ehe das Werk gethan iſt. Hinauf den Berg und macht ihnen den Garaus.“

„Mynheer Hendrick!“ rief einer der Neger.

„Ja, der bin ich. Mynheer Hendrick, der eiſerne Fäuſte hat, womit er Euch wie lügneriſche, feige Be-

ſtien erdroſſeln wird, wenn Ihr noch eine Minute ſäumt, den geſchloſſenen Pakt zu halten. Wenn in der nächſten halben Stunde noch einer von den Brandenburgiſchen da oben athmet, werdet Ihr insgeſammt den neuen Tag nicht ſehen."

„Brandenburg viel gute Mann!" flüſterte ſchüchtern einer der Neger.

„Ganz verdammt gut!" entgegnete Hendrick, erboſt aufſpringend. „Haben ſich mit Euern Todfeinden, den Cabuſiern, verbündet und verkaufen Euch ſammt und ſonders für ein Maaß voll Goldſtaub."

„Seien verdammt die Cabuſier!"

„Verdammt ſollen ſie ſein, bis in den neunten Ring der Hölle! Aber, Ihr Beſtien, ſollt mir Wort halten, oder Ihr marſchirt ſammt und ſonders mit ihnen in den Abgrund. Habt Ihr nicht den Holländern Treue geſchworen? Habt Ihr nicht in Mynheer van Hagens Gegenwart darauf getrunken?"

„Haben getrunken Mynheer Hendrick."

„Und habt Ihr nicht den Fetiſch geſehen, den unſer Prieſter dem großen Geiſt geweiht hat, und worauf Alle Euere Namen geſchrieben ſind?"

„O! Große Fetiſch!"

„Nun, Ihr Hunde von Neger, ſo frage ich Euch zum letzten Male, ob Ihr uns gehorſam ſein, und

Hand an's Werk legen wollt? Zögert Ihr noch einen Augenblick, ſo . . . ."

Er zog ein weißes Stück Papier, mit verſchiedenen ſeltſamen Charakteren bemalt, aus der Taſche, und hielt es hoch empor.

Die Neger ſchrieen laut auf.

„Ich reiße den Fetiſch in zwei Theile und werfe die eine Hälfte in's Meer, die andere Hälfte in's Feuer. Wenn die Welle ihren Theil zerriſſen und das Feuer den ſeinigen verzehrt hat, ſeid Ihr verloren!"

„Wollen, Mynheer Hendrick, Wollen!" ſchrieen die Neger durcheinander. „Verbergen mächtige Fetiſch! Laſſen leben arme Accoda-Neger! Wollen machen ſterben, alle brandenburgiſchen Männer!"

Und die Schwarzen erhoben ſich mit drohender Gebehrde wie ein Mann.

„So iſt's recht!" antwortete der Holländer und faltete ſein Papier gelaſſen zuſammen. „Unſere Mynheers werden dieſe Folgſamkeit anzuerkennen wiſſen, und Ihr ſollt genugſam belohnt werden. Aber nun auch an's Werk! Laßt keinen Augenblick ungenützt verſtreichen."

Und die Neger, gehorſam dem Befehl des Unterhändlers, warfen ſich behende zur Erde und be-

gannen dann, den Berg von allen Seiten hinaufzukriechen.

Hendrick zog ſich zurück.

Die Scene auf dem abgeplatteten Gipfel des Mamfro hatte ſich wenig verändert. Die Flamme ſtieg nicht mehr ſenkrecht in den Nachthimmel empor, ſondern flackerte nur noch je zuweilen, von einem leiſen Lufthauch getrieben, leicht auf und beleuchtete die regungsloſen Geſtalten der ſchlafenden Brandenburger. Die Schildwache, welche nach und nach zuſammen geſunken war, fuhr wie aus einem Traume plötzlich vom Boden auf; aber zu ſchlaftrunken, um ſich völlig zu beſinnen, drohte er zurückzuſinken, als er plötzlich das Geſicht eines Negers vor ſich auftauchen ſah. Er ſperrte den Mund weit auf, aber der Schwarze fuhr ihm mit der Hand nach der Kehle:

„Still! Kommen Feind! Mir nich ſeien Accoda-Neger! Mir ſeien Freund von der brandenburgiſche Mann! Mir Cabuſier!“

„Kerl! Laß mich los! Du würgſt mich ja!“

„Still!“ flüſterte der Neger. „Accoda-Neger kommen! Mit Meſſer kommen! Wollen tödten gute Brandenburger! Geben Acht!“

Und ſchnell wie ein Blitz huſchte der Neger in das Dickicht zurück.

„Was, zum Donner!“ brummte der Brandenburger, noch halb ſchlaftrunken, vor ſich hin. „He! Hollah, Schwarzer, wo biſt Du hingerathen?“

„Was giebt's?“ rief Selbing, der, den Schlaf von ſich ſchüttelnd, vom Boden aufſprang..

„Das iſt hier nicht geheuer, Fähndrich. Ein Neger ſpringt plötzlich aus dem Dickicht, flüſtert mir zu, ich ſoll acht haben . . . Accoda-Neger . . . Verrath . . . Ich habe den Kerl nicht verſtanden, aber es war, als hörte ich einen Mord- und Brandbrief leſen. Schnell, wie ein Geſpenſt, war er fort.“

„Und eben jetzt, ſagſt Du?“

„Eben jetzt . . . Und wenn ich nicht irre . . . Horcht, Herr; es iſt mir, als ob's von allen Seiten heranraſchelte über den Boden! Prr! Das iſt nicht geheuer.“

„Wirf Dich auf die Erde! — Das ſind verrätheriſche Schwarze, die uns überfallen wollen. — Krieche zu dem nächſten Mann und wecke ihn, aber leiſe! Und ſo ermuntere Einer den Andern. Wartet, Ihr Beſtien!“

Der Fähndrich und die Schildwache warfen ſich nieder zur Erde, und ihre Nebenmänner waren bereits völlig munter, als der erſte Neger den Kopf

durch das Dickicht ſteckte und mit einem höhniſchen Grinſen das Meſſer aus dem Gürtel riß.

Er blickte rings um ſich, und ließ einen leiſen Pfiff ertönen; auf dieſes Signal tauchten die Neger von allen Seiten aus dem Gebüſche auf.

In demſelben Augenblicke blitzte am äußerſten Horizont der erſte Strahl des neuen Tages auf, der friſche Morgenwind verjagte den Nebel, der über das Meer ſich gelagert hatte, und fernhin ſah man die beiden brandenburgiſchen Fregatten auf den Wellen ſich wiegen.

Der Anführer der Neger ſchwang ſein Meſſer und ſtürzte vor; in demſelben Augenblicke erhoben die Andern ein lautes Geheul und folgten ihm nach.

Da rief Selbing: „Achtung!“ und die Brandenburger ſtanden ſchlagfertig den Negern gegenüber; die erſchrockenen Schwarzen ſtarrten in die Mündung der Gewehre.

„Sollen wir feuern?“ rief der alte Korporal, der ſeine Wuth kaum noch bezähmte. „Wollten uns die Hunde ſchlafend aus dem Wege bringen! Laßt ſie uns niederſchießen!“

„Halt!“ befahl Selbing. „Bleibt mit den Gewehren im Anſchlag liegen, aber es unterſtehe ſich Keiner, zu ſchießen.“

Er ging entſchieden auf die Neger zu, die ſich mit lautem Geheul vor ihm zu Boden warfen.

„Falſches, heuchleriſches Geſindel! Verdient Ihr nicht, wie Hunde behandelt zu werden, weil Ihr auf Verrath ſinnt, während wir, auf Euere Treue und Ehrlichkeit bauend, mit Euch Verträge ſchließen?“

„Oh! Oh! Arme Neger viel verführt! Viel verführt von falſche Holländer . . .“

„Schweige, Du Satan! Weiß ich doch, daß Du auf neuen Betrug ſinnſt in dem Augenblick . . . . Aber es ſoll Euch nicht ungeſtraft hingehen! He! Hollah! Kommen Zwei von Euch her und bindet dieſen Kerl! Schnürt ihm die Arme auf den Rücken zuſammen und wenn ſie aus den Gelenken brechen, gleichviel. Heule nicht, Du Hund! oder ich laſſe Dir ein Pechpflaſter auf das Maul kleben! Sobald der Tag völlig angebrochen iſt, muß der Kerl in's Boot gebracht und an Bord geſchickt werden. Er ſoll uns für die Andern haften.“

Der gefeſſelte Neger lag regungslos am Boden; die Uebrigen blickten zitternd in die Mündung der Gewehre.

„Nun, Ihr ſchwarzen Teufel! Was meint Ihr? Soll man Euch auch Arme und Beine zuſammenſchnüren, oder wollt Ihr lieber gleich das Maul mit

einem Stückchen heißen Blei geſtopft haben? Welcher Dummkopf hat Euch weiß gemacht, daß Ihr uns nur ohne Weiteres beiſeite ſchaffen könntet? Ihr dummen Thiere! Wißt, daß der Fetiſch der Brandenburger weit mächtiger iſt, als der Fetiſch der Holländer, und daß er dieſe, ſammt allen Negern, die ihnen gehorchen, in unſere Hand gegeben hat. Alles was Holländer heißt, und alle Schwarzen, die ihnen angehören, müſſen ſterben, wenn wir die Hand erheben!"

Die Schwarzen blickten ſcheu zu dem Offizier auf, der mit gezogenem Säbel vor ihnen ſtand.

Der Tag war vollends angebrochen; der glühende Lichtſtrahl des erwachenden Morgens ſchoß über die glitzernden Wellen hin. Die Schiffe auf der Rhede erglänzten von dem Wiederſchein des Morgenrothes.

Selbing, mit der Ordnung auf den Schiffen vertraut, blickte unverwandt zu denſelben hinüber; ihm kam ein glücklicher Gedanke, wie er die Neger vollends einſchüchtern ſollte. Sein Auge war ſcharf; er ſah, wie die Mannſchaft das Verdeck betreten hatte, und wie der feierliche Morgengruß das erwachte Leben an Bord verkünden werde.

„Hört mich an, Ihr Schurken! und ſagt es den

Verräthern, die Euch geſendet, daß, wenn wir auch einzeln am Strande umher irren, wir doch nicht einſam und verlaſſen ſind! Wir dürfen nur eine Hand ausſtrecken und ein Wort rufen, ſo antworten unſere Brüder und wenn ſie tauſend und wieder tauſend Stunden von uns entfernt wären."

Obgleich die Neger vor Furcht bebten, ſah man doch, daß ſie den Prahlereien des Offiziers keinen Glauben ſchenkten.

„Ihr glaubt mir nicht? Nun, ſo ſollt Ihr es denn hören, wie ich meinen Brüdern dort auf den Waſſern rufe, und wie ſie mir antworten."

Er wendete ſich zu den Schiffen und ſprach mit lauter Stimme:

„Bruder! Hörſt Du mich? Antworte, daß Du mich hörſt!"

Jetzt gerade war der Moment gekommen, wo der Wachtmann auf dem Verdecke die acht Glaſen der Morgenwache ſchlug. Die Flagge und der Wimpel ſtiegen an den Maſten empor und der Wachtſchuß donnerte von den Vorderſchanzen der beiden Schiffe über die leicht erregte See hin.

„Habt Ihr's gehört? Sie haben geantwortet, und ſie werden kommen, ſobald irgend ein verräthe=

riſcher Accoda-Neger ſeine Hand gegen einen der Unſrigen erhebt."

Mit lautem Geheul warfen ſich die Neger hin, das Angeſicht platt auf den Boden gedrückt.

„Lauft! Lauft! Ich verzeihe Euch, was Ihr gethan habt und will Euch diesmal nicht beſtrafen. Hütet Euch, ein zweites Mal dem Verführer Gehör zu geben, oder Ihr ſeid des Todes! Lauft, und ſagt den Holländern, die Euch abgeſchickt haben, wenn ſie einen brandenburgiſchen Mann fangen wollten, müßten ſie erſt deſſen Fetiſch bezwingen. Lauft, Ihr Beſtien!"

Und wie Spreu vor dem Winde ſtoben die Schwarzen nach allen Richtungen auseinander.

Der alte Korporal ließ das Gewehr ſinken: „Das iſt doch aber .... Sollen die Hunde leer ausgehen, und haben uns ermorden wollen? Dann ſoll's dieſer Kerl da für Alle ausbaden!" Und er ſchlug mit dem Kolben nach dem gebundenen Neger.

„Still!" rief Selbing. „Wer nur einen Laut von ſich giebt, büßt es mir! Wollt Ihr auch rebelliren? Gewehr auf! — Vier von Euch tragen den Neger zum Strande. Ihr Andern habt wohl Acht auf Euern Poſten, bis Euch neue Ordre zugeht. Ich gehe zum Rapport am Bord!"

Der Fähndrich ging und langte am Strande an, als das Boot des „Kurprinz“ den Weg durch die Brandung ſuchte.

Die Beſatzung des Berges Mamfro blieb in gemeſſener Haltung zurück.

Zweites Kapitel.

Als am Bord des „Kurprinz“ der Wachtſchuß fiel, war plötzlich auf dem ganzen Verdecke ein bewegtes Leben. Die Geſichter der Offiziere, Matroſen und Soldaten ſtrahlten von lebhafter Freude, denn es war ein Tag angebrochen, der für Alle ein bedeutungsvoller Tag ſein ſollte; ein inhaltſchwerer Tag, an welchem man den Saamen in die Erde ſtreuen wollte, damit er Wurzel ſchlüge, und Stämme triebe, die ein Jahrtauſend überdauern ſollten.

Es war der erſte Januar des Jahres Ein Tauſend Sechshundert drei und achtzig.

Der Kanonenſchuß hatte drei Neger aufgeſchreckt, welche in ſorgloſer Ruhe unter der Ankerſpille geſchlafen hatten; ſie rieben ſich die Augen, und blickten verwundert um ſich, als könnten ſie ſich gar nicht beſinnen, wie ſie hierher gekommen wären.

„Das glaube ich!“ brummte ein alter, bärtiger

Matroſe vor ſich hin. „Wer ſolche Ladungen in ſich hineinſchlägt, muß wohl den Kopf verlieren. Auf jeden Zug eine volle Kanne. Wenn das lange fortdauert, wird in den Bullereifäſſern bald tiefe Ebbe ſein.“

Und mit einem Seufzer ſchien er ein ſtilles Bedauern auszuſprechen, daß ihm der Quell des Lebens nicht ebenſo reichlich gefloſſen, als Jenen.

Auf dem Mitteldeck gingen der Ingenieur Walter und der Baumeiſter Leugeber auf und ab.

„Nun wird unſere Morgenröthe anbrechen. Mein Burſche hat ſchon die Meßkette geſonnt und den Staub von der Buſſole gewiſcht.“

„Meßt, grabt, ſchaufelt ſo raſch Ihr könnt, Freund Walter! Ich will Euch auf dem geebneten Grunde Gebäude aufführen, ſo ſchön und wohnlich, daß dieſe holländiſchen Käſebauern vor Aerger berſten ſollen.“

Der Steuermann der Fregatte trat zu ihnen:

„Nun, Ihr Herren! Werdet Ihr heute noch den Grundſtein zur neuen Stadt legen?“

„Freilich! Und namentlich zu dem Hauſe, welches der geſtrenge Steuermann der Fregatte „Kurprinz“ bewohnen ſoll. Ihr könnt uns nur ſagen, wie Ihr es gern hättet.“

„Darnach müßt Ihr nicht mich fragen, Ihr Herren, ſondern meine Liebſte; das ſind Weiberſachen.“

„Und wo iſt dieſe zarte Blume, damit wir eilen, ihr unſere Huldigung darzubringen und uns ihre Befehle zu erbitten?“

„Ich weiß nicht, Ihr Herren; aber in irgend einer jener Hütten, die dort auf dem blendenden Sande wie aufgetriebene Quäckerhüte ſtehen, wird wohl ein duftender Wollkopf nach Erlöſung ſchmachten.“

„Viel Glück, edler Ritter! Möge Eure Lanze nicht brechen, wenn Ihr im tollen Liebesmuth das Thor des Caſtells zu ſprengen ſucht, das Eure Dulcinea umſchließt.“

„Hört, Herr Baumeiſter, das klingt mir zu gelehrt. Wenn Ihr mit einem ſchlichten Seemanne ſprecht, müßt Ihr die vornehmen Redensarten von Euch thun, wie ich Euch ſchon oft geſagt habe. Deutſch von der Leber weg, wenn's beliebt. Wirft mir heute Abend ein ehrlicher Cabuſier nach Landesgebrauch ein Weib an den Hals, will ich ſie zu Euch ſchicken, um mit ihr den Bau zu berathen.“

„Ihr ſollt in drei Tagen bedient ſein.“

„So ſchnell? Dann bedinge ich mir Eins.“

„Und das wäre?“

„Daß Ihr hinten auf dem Hofe ein kleines, ein-

ſames Kämmerchen baut, deſſen Bewohner von den Leuten draußen nicht geſehen werden kann.“

„Und wozu das?“

„Zur Wohnung für Euch.“

„Weshalb, Meiſter Steuerpinne?“

„Damit Ihr nicht bemerkt werdet, wenn Ihr gezwungen ſeid, den Narren zu ſpielen, weil Euer „Bau über Nacht“ vor dem nächſten Morgenwinde zuſammen weht! Ihr baut mit der Schnelligkeit der Fee Morgana und endet wie ſie. Geht! Geht! Loſer Sand und unbehauene Steine geben ein ſchlechtes Fundament. Aber, da kommt ja unſere Schaluppe vom Lande zurück.“

Bald darauf legte dieſe, von der ſämmtlichen Mannſchaft freudig begrüßt, an den Fallreep und Fähndrich Selbing eilte ſogleich in die Kajüte, um dem Befehlshaber der Expedition, Kammerjunker von der Gröben, ſeinen Bericht abzuſtatten. Der gefangene Neger ward auf das Verdeck gelantſcht und neben der Ankerſpille hingeworfen, auf welcher die drei Cabuſier ſich gelagert hatten.

Der Gefangene warf einen Blick des glühenden Haſſes auf ſeine Landsleute. Als dieſe ſich um ihn nicht zu kümmern ſchienen, richtete er ſich mühſam vom Boden auf und ziſchelte ihnen, mit glühenden

Augen und Schaum vor dem Munde, einige dumpftönende Worte zu.

Wie von der Tarantel geſtochen, ſprangen die drei Cabuſier von ihrem Lager auf. Es mußte eine ſchwere Verwünſchung geweſen ſein, denn ſie ballten ingrimmig die Fäuſte, und drohten, ſich auf den Gefangenen zu werfen, der einen eintönig klingenden Geſang vor ſich hinſummte.

„Wollt Ihr Donners-Schwarzen Frieden mit einander halten?" rief ein Matroſe, der zur Wacht bei dem Gefangenen ſtand. „Wenn Ihr Euch noch einen Schritt weiter vorwagt, ſchlage ich Euch den Schädel ein, woran überall nicht viel gelegen ſein mag, und wir ſind dann der unberufenen Geneverſäufer quitt. Zurück, ſage ich, Ihr ſchwarzen Hunde!"

Und die drei Neger zogen ſich nach der Ankerſpille zurück, nicht ohne noch einen finſtern Zornesblick auf den Gefangenen zu werfen, der dieſem für die Zukunft nichts Gutes zu verſprechen ſchien.

„Da haben wir's!" brummte der Matroſe vor ſich hin. „Furchtſames, erbärmliches Volk! Drei über einen Gebundenen, aber ſobald ein Mann nur ein barſches Wort ſagt, laſſen ſie die Schooten ſchlippen und lenzen vor dem Winde hin! — He, he, mein guter Maat! Was iſt das für ein Geläut?"

„Alles auf Befehl, Pieter! Ich ſoll das Volk zuſammen läuten und wenn es genug iſt, ſoll ich die drei Schwarzen da auf's Halbdeck bringen und Du ſollſt Deinen Gefangenen auch hin ſchleppen und wenn Alles vorbei iſt, ſoll's am Lande losgehn mit der Herrlichkeit."

„Soll's? Nun ſo laſſe Dein Bimmeln, denn ſoviel ich beurtheilen kann, iſt nichts Lebendes mehr im Zwiſchendeck, als die Mäuſe, die Kindbette halten hinter den Waſſerfäſſern! Steh auf, Schwarzer! Es iſt nun Zeit, daß Dich der Teufel holt! Mein Seel, ſeit meiner Jugend, da ich die Kühe hütete bei einem Bauern im Havellande, habe ich nicht ſo ſchwarzes Vieh zur Weide getrieben."

Die Matroſen ſchoben die Neger vorwärts, dem Halbdeck zu.

Hier hatte ſich die Scenerie geändert. Das muntere Geplauder der Offiziere und Beamten hatte aufgehört, und Jeder von ihnen den ihm gebührenden Platz eingenommen. Vor dem Eingange der Hütte ſaß der Kammerjunker und ihm zur Seite die beiden Capitaine und deren Steuerleute. Der Arzt, der Baumeiſter, der Ingenieur und die übrigen Beamten ſtanden am Backbord des Reilings, während, dieſen gegenüber, Selbing als Ankläger ſtand. In der Mitte

kauerte, an allen Gliedern zitternd, der gefeſſelte Neger und nicht weit von ihnen die drei Cabuſier, mit weit aufgeriſſenen Augen der Dinge harrend, die da kommen ſollten. Die Matroſen und Soldaten ſtanden umher, oder hingen in den Wanten, um Zeuge der Vorgänge zu ſein.

Das Gericht hatte ſeinen Verlauf gehabt und es war erwieſen, daß der Neger, der gefangen an Bord gebracht wurde, ſammt ſeinen entflohenen Gefährten, die Abſicht gehabt hatte, die auf dem Berge Mamfro ſtationirten Brandenburger zu ermorden. Mit Zagen hatten die drei Cabuſier bei dieſem Verhöre als Dolmetſcher gedient.

„Halten wir uns nicht länger mit dieſem verrätheriſchen Schwarzen auf!" entſchied von der Gröben. „Wie er den Unſrigen hat thun wollen, ſo geſchehe ihm. Er ſterbe! Seid Ihr meiner Meinung, Ihr Beiſitzer dieſes ordentlichen Kriegsgerichts?"

„Wir ſind's! Der Neger muß ſterben!"

„Augenblicklich muß er das!" fiel Blonk ein. „Nur durch Angſt und Schrecken können wir dieſe Hunde beherrſchen; zeigen wir uns einen Augenblick ſchwach, iſt es um uns Alle geſchehen. Darum mit ihm an die Nock der Fockraa!"

„Es iſt geſprochen!“ entſchied von der Gröben. „Sagt's ihm, Ihr Schwarzen, was ſein Loos iſt.“

Mit bebenden Lippen vollzogen die Cabuſier den Befehl des Kammerjunkers und deuteten ſchließlich auf die Leeſeite der Fockraa, wo man die Lauftroſſe durch den Block zog, woran der Verurtheilte hängen ſollte. Dieſer warf einen Blick tödtlicher Verachtung auf ſeine Genoſſen, ſah gleichgültig zu den Vorbereitungen zu ſeiner Hinrichtung auf und blickte dann mürriſch ſchweigend vor ſich hin.

Zum Zeichen, daß das Gericht beendigt ſei, begann die Schiffsglocke neuerdings zu läuten und der Schiffstrommler ſchlug einen kurzen Wirbel. Die Offiziere erhoben ſich, und die Matroſen begannen ſich zu zerſtreuen.

„Noch einen Augenblick, Ihr Herren!“ ſprach von der Gröben raſch, und wandte ſich zu dem Neger, dem ſich der Schiffsprofoß nahte.

„Höre, Verurtheilter! Du biſt ein Bundesgenoſſe der Holländer und als ein ſolcher mit ihrer Sprache bekannt, darum will ich in dieſer zu Dir reden. Beherzige wohl, was ich Dir ſage. Dir iſt geſchehen nach der ſtrengſten Gerechtigkeit; aber dieſe Gerechtigkeit ſchließt die Gnade nicht aus; ſie iſt mir als das ſchönſte Attribut der Vollmacht erſchienen, womit

mein allergnädigſter Herr und Kurfürſt mich beklei=
det hat, und darum will ich ſie üben. Höre mich
wohl an! Du haſt durch Deine Verrätherei den
Tod verdient, und das Gericht hat Dir ihn zuge=
ſprochen. Aber ferne ſei es von mir, an dieſem
Tage, der Zeuge eines großen Werkes ſein ſoll, Blut
zu vergießen, wäre es auch das Blut eines Verrä=
thers. Darum ſchenke ich Dir Dein Leben! Unſere
Flagge ſoll nicht auf dieſer Küſte wehen, um ein
Schrecken ihrer Bewohner zu ſein, der Frieden ſoll
von ihr ausgehen, und mit Vertrauen ſollt Ihr in
ihrem Schatten ruhen. Darum löſt ihm ſeine Bande,
ſetzt ihn in ein Canot und laßt ihn ſchwimmen, wo=
hin er will. Wir fürchten ihn nicht! Geh, geh,
und wenn Du zu Deinen Holländern kommſt, die
Dich zu dieſem Verbrechen angeſtiftet haben, ſo ſage
ihnen, daß wir ihre Falſchheit viel zu ſehr verachten,
als daß wir uns die Mühe geben ſollten, an ihre
Abgeſandten eine ſtrafende Hand zu legen; ſie ſind
uns das nicht werth."

Der Neger ſtand ſtarr, unbeweglich; er konnte
dieſen plötzlichen Wechſel nicht faſſen. Plötzlich zuckte
er zuſammen, als ob ein Blitzſtrahl vor ihm nieder=
gefahren wäre; er warf ſich vor dem Kammerjunker
nieder, ſetzte deſſen Fuß auf ſeinen Nacken und ſtieß

einige unartikulirte Töne hervor. Dann ſprang er auf, ſchwang ſich auf den Reiling und ſtürzte kopfſüber in die vorüberrauſchenden Wellen.

Ein allgemeiner Ruf des Staunens begleitete dies unerwartete Benehmen des Negers. Alles hielt ihn für verloren, aber nach einer geraumen Weile tauchte er in ziemlicher Entfernung von dem Schiffe auf und ruderte nun, mit kräftigen Armen, der Küſte zu.

„Befreit uns von dieſem widerlichen Anblick!“ befahl Gröben, indem er nach der Fockraa deutete, und laßt die Böte bereit legen. Ich ſehne mich darnach, Hand an das Werk zu legen, zu welchem wir berufen ſind. In einer halben Stunde, Ihr Herren, zu einem, will es Gott! fröhlichen Wiederſehen.“

Als der Wachtmann auf den Verdecken des „Kurprinz“ und des „Mohrian“ die achte Morgenſtunde ſchlug, waren die Böte bereits dem Landungsplatze nahe und wurden von den Cabuſiern, mit welchen ſie ihren Vertrag geſchloſſen hatten, erwartet. Dieſe ſtimmten laute Geſänge an, drehten ſich im Kreiſe, machten wilde Sprünge und liefen den Böten entgegen, welche ſie, durch die Brandung weg, hoch auf das Ufer zogen.

Gröben betrat mit ſeinen Offizieren den Strand. Als ſich Alle geordnet hatten, ſpielten die Trompeter

und Schalmeienbläſer einen feierlichen Choral und die Soldaten begannen, ein leichtes Zelt hart am Ufer aufzuſchlagen. Als dieſe Arbeit beendet war, verfügten ſich die brandenburgiſchen Offiziere in daſſelbe und ließen die Anführer der Neger vor ſich erſcheinen.

„Wir haben mit Euch einen Vertrag geſchloſſen und auf die Feſtigkeit Eures Wortes bauend, betreten wir dieſes Ufer. Aber ehe wir einen Schritt weiter gehen und feierlich Beſitz ergreifen von Dem, was Ihr uns zugeſprochen, ſollt Ihr noch ein Mal bekräftigen, daß es Euer feſter Wille iſt, uns zu Bundesgenoſſen anzunehmen, unſern durchlauchtigſten Herrn, den Herrn Friedrich Wilhelm, des heiligen römiſchen Reiches Kurfürſten und Markgrafen zu Brandenburg, als Euern alleinigen Gebieter anzuerkennen und Euch unter Seinen erhabenen Schutz zu ſtellen.“

Mit allen ihnen zu Gebote ſtehenden Zeichen drückten die Cabuſier ihre Bereitwilligkeit aus, zu thun, was man von ihnen verlangen werde, um ihre aufrichtige Ergebenheit zu beweiſen.

„Es iſt gut! Aber ehe wir zum Werke ſchreiten, ſollen noch ein Mal die Punkte erörtert werden, welche unſerm Vertrage zum Grunde liegen, damit ſich ſpäterhin Niemand beklagen könne, er ſei irgend-

wie getäuſcht oder hintergangen worden. Schiffsſchreiber, leſet die Acte, welche zur Grundlage unſeres Vertrages mit den Eingebornen dieſes Landes dienen ſoll."

Der Schiffsſchreiber trat vor und las, unter der ſchweigenden Aufmerkſamkeit der Verſammlung die nachfolgende Acte:

„Nachdem Sr. Churfürſtliche Durchlaucht zu Brandenburg 2c. 2c. Unſer Gnädigſter Herr, auß ſonderbahren Gnaden bewogen worden, unter deßen Hohen Schutz und Protection zu nehmen, die Mohren, wohnende unter dem Berge Momfort (oder Mamfro) gelegen, bei der Capo Trespontas und zu dem Ende daſelbſt eine Veſtung aufrichten laſſen wollen, zu mehrerer Beſchirmung der Capuciren und Ihren untergebenen Mohren wieder alle Ihre Feinde. So verbinden ſich hiermit nochmahlen vorgemelte Capuciren von Momfort nicht allein alle vorhergehende Contracte und Verabredungen, welche in dem Hohen Nahmen Ihrer Churfürſtl. Durchlaucht gemachet und von Ihnen Capucieren unterzeichnet, unverbrüchlich zu halten, mit auffetzung Ihres guths und Bluts, ſich unter Keiner andern Herrſchaft zu geben, noch in keine fremde Handlungen einzulaſſen, ohne

wiſſen undt willen derſelben, welche Jhro Churfürſtl. Durchl. hier herſchicken werden zu Commendanten und mit Jhnen die Handlung zu treiben, Keine rebellions wieder Jhro Churfürſtl. Durchl. und Dero hergeſchickten Leute anfungen, ſondern mit allem deym zufrieden ſein wollen, ſo wie es Jhr Churfürſtl. Durchl. in Gnaden Verordnen werden, zu deym Ende haben ſich die vorgedachte Capuciers bis Uns undt den gegenwärtigen Commendanten dieſes Ohrts angegeben und anerbotten, einen aus Jhren Mittel Sr. Churfürſtl. Durchl. zu Brandenburg abzuſchicken der alle dieſelbe Contracte, die von Jhnen vorhergehendts unterzeichnet, nachmahlen confirmiren und bekräfftigen ſolle, mit völliger übergebung Jhrer jurisdiction, welche dependiren an dem Berge Mamfort und Beyliegenden Landen, Wie den jmgleichen die Capuciers von Accoda und Taccarary hier nebſt mit unterſchrieben, mit Jhre gewöhnliche Zeichen Bekräfftiget, ſich ergebende, unter Jhrer Churfürſtl. Durchl. protection mit allen Vorhergehenden conditionen, wie hieneben gemeldet, frey uns bekennen, Sie gegenwärtig Keiner Herrſchaft, als alleine Jhrer Churfürſtl. Dchl. Subjeht oder Unterthan, ſondern ein freyes Volk,

wollen auch unverbrüchlich bei auffetzung Ihres Guts und Bluts ſich, niemahlen begeben von Ihrer Churfürſtl. Durchl. zu Brandenburgk, ſondern allen denenſelben, die gegenwerttig und kunfftig in hohe Nahmen Ihrer Churfürſtl. Durchl. zu Brandenburgk hierher zu Ihnen geſchicket werden, gehorſam treu und Unterthan zu ſein; Weswegen wir Capuciren den nachmahls hiermit unterſchreiben und Unſern abgeſandten Jamken an Ihre Churfürſtl. Durchl. abſchicken, dieſes selbſt zu behändigen, Bittende Ihrer Churfürſtl. Durchl. unterthänigſt ferner unter Dero hohen Schutz undt Hulde anzunehmen."

„Habt Ihr das verſtanden, Ihr Männer?" wandte ſich von der Gröben an die Cabuſier.

„Haben verſtanden!" antwortete der Aelteſte, ſich tief verneigend und Alle ſtimmten mit lautem Rufen ein, indem ſie ſich in die Kniee warfen, und die Erde mit dem Kopfe berührten.

„So möge es eine glückliche Stunde ſein, in welcher dieſem Vertrage die Erfüllung wird. Und damit wir ihn gehörig nach Eurer Landesſitte beſiegeln, bringt die Becher herbei, und laßt ſie kreiſen!"

Die Diener brachten mit Brantwein gefüllte Becher und reichten ſie den Europäern. Otto von der

Gröben bewegte ſich gegen den älteſten Cabuſier und trank einige Tropfen.

„Nehmt hin und leert ihn bis auf den Grund, zum Zeichen, daß Ihr den Vertrag mit uns halten und unſerm Durchlauchtigten Herrn treu und gewärtig ſein wollt, bis an das Ende aller Tage.“

Die Cabuſier hatten die Becher empfangen und ſchlürften den ihnen dargebotenen Feuertrank hinab. Dann neigten ſie ſich abermals und küßten den Boden, zum Zeichen ihrer Unterthänigkeit.

„Reißt die Zeltwände nieder!“ rief von der Gröben mit ſtarker Stimme. „Wir ſtehen auf brandenburgiſchem Boden!“

Drittes Kapitel.

Eine Stunde ſpäter hatte Alles rings umher ein feſtliches Anſehen. Von den Schiffen waren fünf Stücke Geſchütz gebracht und mit Hülfe der Eingebornen auf das Plateau des Berges geſchafft worden, allwo die neue brandenburgiſche Feſtung ſich erheben ſollte. Auf dem höchſten Punkte wurde eine mächtige Flaggenſtange errichtet, und um dieſelbe ſtanden die Spielleute mit ihren Schalmeien und Pauken. Zu beiden Seiten abwärts bis zur Ebene herunter lagerten die Eingebornen in den verſchiedenſten Gruppen und ihre glänzend ſchwarze Haut bildete einen ſeltſamen Contraſt mit den in farbige Gewänder gekleideten Europäern.

Der Zug bewegte ſich in gemeſſener Ordnung die Höhe hinan. Voran ſchritt Selbing mit einer Abtheilung der brandenburgiſchen Soldaten, gefolgt von einer Anzahl, mit Enterbeilen und Säbeln be-

waffneten Matroſen. Hinter dieſen ging der Schiffs-ſchreiber, die beſchworne Urkunde tragend, umringt von den Cabuſiern, welche den Brandenburgiſchen das Land verkauft hatten. Jetzt erſchienen die Fah-nenträger und hinter dieſen Otto von der Gröben, als kurfürſtlicher Commiſſarius, begleitet von den bei-den Fregatten Capitainen, den übrigen Schiffs-Offi-zieren und den Beamten der neu zū begründenden Kolonie. Bewaffnete Soldaten und Matroſen mach-ten den Beſchluß.

Als der kurfürſtliche Commiſſarius das Plateau betrat, ward er mit lautem Zurufe und klingendem Spiele begrüßt. Er dankte ſchweigend, ſchritt bis an den Fuß der Flaggenſtange und winkte mit der Hand. Feierliche Stille trat ein:

„Im Namen Seiner Durchlaucht, des Herrn Kur-fürſten Friedrich Wilhelm, Markgrafen zu Branden-burg, nehme ich Beſitz von dieſem Berge, ſammt den angränzenden Ländereien, welche ich von den ein-gebornen Cabuſiern, mittelſt rechtmäßigen Kaufes er-ſtanden habe und befehle, daß unſere Landesflagge ſich erhebe an dieſem Maſte, zum Zeichen, daß wir rechtmäßige Herren dieſes Bodens ſind, und unſer Eigenthum, ſammt den Völkern, die ſich in unſern Schutz begeben haben oder noch begeben, beſchützen

wollen, mit der Schärfe des Schwertdes gegen Alle, ohne Anſehen des Volkes oder der Farbe, welche ſich gegen uns oder die unſerm Schutze befohlenen Völker erheben, und uns unſere wohlerworbenen Rechte ſtreitig machen wollen. So ſteige denn an dieſer Stange die Flagge empor, der wir Alle zugeſchworen ſind, damit ſie geſchaut werde, weit und breit im Lande, und begrüßt ſie mit feierlichem Jubel!"

Schnell ward die Flagge an der Stange aufgehißt, und auf der Spitze derſelben entfaltete ſie ſich vor dem friſchen Morgenwinde; auf glänzend weißem Grunde breitete der rothe brandenburgiſche Adler ſeine Flügel aus und ſchien mächtig empor zu ſtreben. Die Spielleute begannen eine kriegeriſche Muſik, und die Kanonen wurden gelöſt. Die verſammelten Brandenburger ſtimmten ein lautes Vivatrufen an, die Schwarzen fielen mit wildem Geheul ein, ſie ließen ihre Rohrpfeiffen und Tamtams ertönen und drehten ſich im endloſen Tanz von dem Gipfel des Berges bis tief in die Ebene hinab. Dazwiſchen dröhnten die Geſchütze, die am Bord der Schiffe gelöſt wurden, und hatte es den Anſchein, als ob der Lärmen an einem Orte verſtummte, erhob er ſich an drei andern mit erneuerter Stärke.

Mit Wohlgefallen ſahen die Offiziere auf das bunte Gewirr zu ihren Füßen. Die Botteliere kamen mit beladenen Böten von den Schiffen und brachten Speiſen und Getränke vollauf; Fäſſer mit Brannt- wein und Bier wurden herangeſchrotet und dicht um- lagert, Lebensmittel aller Art vertheilt, und helle Feuer wirbelten an den verſchiedenſten Orten empor.

Gröbens Leibdiener trug einen Feldtiſch den Berg hinan und ſtellte ihn unfern der Flaggenſtange auf; flugs war er mit Bechern und Flaſchen beſetzt und mit zutraulichem Winke lud der Diener zum Genuſſe des ſchnellbeſchafften Imbiſſes ein.

„Recht, mein Junge!“ rief Gröben. „Du weißt, was ſchicklich iſt und ſorgſt dafür, daß wir nicht in- mitten des allgemeinen Ueberfluſſes darben! Tretet heran, Ihr Herren, und laßt uns einen Becher von dieſem ſpaniſchen Weine trinken, der uns aus der Flaſche ſo lieblich entgegen blinkt.“

Die Becher wurden gefüllt und Jeder ergriff den ſeinen:

„Hoch Brandenburg! Hoch ſein erhabener Fürſt und dieſe Kolonie, die auf ſeinen Willen hier ge- ſchaffen wird und ein neuer Zeuge ſeines großen Geiſtes bei Mit- und Nachwelt ſein ſoll!“

„Hoch! Drei Mal hoch!“

„Hoch auch ſeinem Abgeordneten, unſerm wackern Führer von der Gröben, der uns bis hierher geleitet hat, und die Intentionen unſers Herrn mit gewandtem Geiſte in ſeinem Sinne zu Ende führt!"

„Hoch! Drei Mal hoch!"

„Dank Euch, Ihr Herren! Tauſend Dank für Eure gute Meinung! Aber Ihr beſchämt mich, denn ich weiß wohl, daß ich dies nicht verdiene. Mit frohem Muthe habe ich mich angeſchickt, die Befehle meines Gebieters auszuführen und als ein treuer Diener meines Herrn ſuche ich ſein Gebot nach Kräften zu vollziehen. Das iſt Alles und es thut's Jeder von uns in der Stellung, die ihm angewieſen wurde. Verderben wir uns dieſe ſchöne Stunde nicht mit faden Complimenten, erfreuen wir uns des glücklich Errungenen und leben in froher Hoffnung deſſen, was uns noch bevorſteht!"

„Das wollen wir!" ſprachen Alle und Capitain Voß rief aus: „Mögen ſtets frohe Menſchen unter dem Schutze der Mauern wohnen, die wir hier errichten wollen!"

„Amen! Das trinke ich mit!" ſprach Gröben. „Aber, da wir nun auf eignem Boden ſtehen, ſo laßt uns ihn auch als den unſern behandeln. Weg mit dem heidniſchen Namen, den er bis jetzt führt!

Nicht mehr Mamfro, oder Momfort, oder wie die verſchiedenen Negerſtämme dieſen Hügel nennen mögen, ſoll er fortan von uns genannt werden. Ich taufe ihn und gebe ihm einen brandenburgiſchen Namen! Horcht auf, Ihr Herren, und bringt ihm die Libation!"

Er nahm ſeinen Becher und ließ einige Tropfen des edlen Weines auf den Boden fließen. Alle folgten ſeinem Beiſpiel.

„Wir taufen mit Wein, dem edelſten Naß, das die Kraft aller Elemente in ſich vereint! Tretet feſt auf den Boden, der uns gehört, Ihr Männer, und gebt ihm ſeinen Namen: Großfriedrichsberg ſoll er heißen!"

„Großfriedrichsberg ſoll er heißen!" fielen die Offiziere jubelnd ein.

Von Mund zu Mund verbreitete ſich dieſe Kunde, ſie wurde überall mit dem lauteſten Beifallsrufe aufgenommen und ein von ſchnellen Rudern fortgepeitſchtes Boot brachte die Botſchaft von dem, was neuerdings geſchehen war, an Bord der Schiffe.

„Großfriedrichsberg ſoll er heißen und bis an das Ende aller Tage!" fuhr von der Gröben begeiſtert fort. „Und wenn ſie nicht Wurzel faßte, die Saat, die wir heute ausſtreuen, wenn der junge Trieb

im Keime erſtickt, den wir in dieſen Boden ſenken; wenn Neid, Mißgunſt und Unverſtand die Pläne der Weisheit vernichten und über ſie triumphiren, wenn es der Intrigue einſt gelingt, den brandenburgiſchen Adler von dieſem Horſte zu verſcheuchen und ein anderes, fremdes Banner von den Zinnen wehen wird, die ſich dann hier erheben: den Namen ſollen und müſſen ſie ihm laſſen, den dürfen ſie ihm nimmermehr rauben. Großfriedrichsberg für immer! Großfriedrichsberg, ſo lange eine Welle gegen dieſe Ufer rollt, ſo lange eine Palme ihre reiche Blätterkrone in den blauen Himmel emporſtreckt!"

Gröben hielt erſchöpft inne; ſeine Freunde und Genoſſen blickten theilnehmend auf ihn. Aber der Jubel dauerte fort; immer aufs Neue wirbelten die Pauken, immer aufs Neue donnerten die Kanonen und im wilden Rauſche der Luſt flogen die Stunden vorüber.

Erſt mit der ſteigenden Gluth des Tages minderte ſich der Jubel und es ward allmählich ſtiller. Zunächſt zogen ſich die Offiziere zurück, darauf folgten die Matroſen und Soldaten, bis dann endlich auch die Schwarzen von ihren tollen Sprüngen abließen und erſchöpft zu Boden ſanken. Der Geſang ſchwieg, die Töne der Rohrpfeiffen und das dumpfe

Rollen der Trommel-Calabaſſen verſtummte; Alles zog ſich vor der ſengenden Gluth der afrikaniſchen Sonne in den tiefern Schatten zurück.

Als längſt Alles wie in einem Todesſchlummer lag und die nächtlichen Nebel aus dem Meere zu tauchen begannen, huſchte, unbemerkt von den brandenburgiſchen Soldaten, ein Neger, nicht ungleich einer ſchwarzen Schlange mit funkelnden Augen durch das mit farbigen Blumen durchwirkte Gras längs dem Bache, der zu dem zerſtörten Negerdorfe Pokeſon führte, wo weder ein Eingeborner, noch ein Europäer anzutreffen war. Er ſchlüpfte in die größere Hütte, welche dem vertriebenen Oberhaupte des Stammes zur Wohnung gedient hatte und ſtieß einen leiſen Schrei aus, der in gleicher Weiſe beantwortet wurde.

Eine ſchwarze Geſtalt erhob ſich in dem äußerſten Winkel und zwei freie Accoda-Neger, die geſchwornen Freunde der Holländer, ſtanden ſich einander gegenüber.

„Hump!" rief der neu Angekommene. „Viel Brandenburg!"

„Mehr Hollandaiſe!" entgegnete der Andere.

„Brandenburg viel Kanonen!"

„Hollandaiſe mehr!"

„Brandenburg viel Feuerwaſſer!“

„Hollandaiſe viel mehr!“

„Brandenburg geben arme Neger Gewehr und Feuerwaſſer und Corallen.“

Der Hütten-Bewohner legte ſeine Hand auf die Schulter des Neu-Angekommenen und ſagte:

„Hollandaiſe iſt Vater für arme Schwarze! Hollandaiſe giebt Neger, was ſie brauchen. Hollandaiſe befiehlt Accoda-Neger, Brandenburger zu tödten und giebt ihm Alles, was Brandenburger beſitzt, ſeine Schiffe, ſein Gold, ſein Alles! Alles! Laßt ſterben den Brandenburger und die freien Neger von Accoda ſollen haben, was die Fremden an dieſe Küſte nur irgend gebracht. Die freien Accoda-Neger ſollen Sklaven werden von dieſem Brandenburger. Die Cabuſier haben ihre Brüder um einen Trunk von dem Feuerwaſſer verkauft. Hollandaiſe ſagen: Schlagt ſie todt, dieſe Brandenburger, und die Neger Eures Stammes ſollen die reichſten und mächtigſten auf der ganzen Weſtküſte ſein. Haſt Du das verſtanden, Tecker?“

Der Neger blinzte liſtig mit den Augen:

„Haben das verſprochen Hollandaiſe?“

„Verſprochen und geſchworen!“ entgegnete der Bewohner der Hütte.

„Brandenburg iſt todt!“ rief der Neger.

Er ſprach es mit dumpfer Stimme und trat in's Freie. Vorſichtig ſpähte er nach allen Seiten und als er gewahrte, daß er von Keinem bemerkt wurde, flog er wie ein Pfeil über die Ebene, dem Saum des fernen Waldes zu.

Viertes Kapitel.

Vor einem aufgezimmerten Blockhauſe, das an dem rechten Ufer des vom ſtarken Regen angeſchwollenen Baches lag, ging, das Gewehr nachläſſig übergeworfen, eine Schildwache auf und ab.

„Ein zweiter Soldat näherte ſich.

„Halt! Werda?“ —

„Gut Freund! — Kerl! ſchreie mich am hellen, lichten Tage nicht ſo an! Kannſt nicht ſehen, wer ich bin?“

„Weiß wohl, daß Du Hans Köſter, des Dorfküſters Sohn aus Böhmiſch-Rixdorf biſt, aber es iſt nur um der kriegeriſchen Haltung wegen. Der Herr Fähndrich würde mich ſchön fuchteln, wenn ich die vergäße.“

„Du biſt ein Narr mit Deiner kriegeriſchen Haltung. Liegen ja nicht gegen die Schweden zu Felde, ſondern gegen Schwarze, die den Teufel etwas von

unſerm „Rechts ſchwenkt! Links ſchwenkt!“ wiſſen, ſondern blind darauf losſchlagen, oder querfeldein laufen, wie es ihnen eben gefällt. Ich bin da zu Deiner Ablöſung.“

„Iſt mir lieb! Die Sonne hat mich beinahe geſchmort. Hier, vor dem alten Blockhauſe Schildwacht zu ſtehen! Es kommt keine Katze daher!“

„Du biſt ein unzufriedener Faullenzer all' Dein Lebstage geweſen! Weißt nicht, daß die Schwarzen ſtehlen, wie die Raben, und liegt nicht in dieſem Blockhauſe ein großer Theil unſerer Werkzeuge und vieles Bau-Material? He? Wenn's fort iſt, können wir nicht in's kurfürſtliche Magazin laufen und Neues holen.“

„Weiß ſchon, daß Du immer recht haben mußt und darum ſchweige ich lieber gleich ſtill. Iſt das ein Lermen hier und ſcharwerken! Erſt zwei lange Stunden in der Sonne Schildwacht ſtehen, und darauf gleich mit der Schaufel den Berg hinauf und geſchanzt, was das Zeug halten will. Man wird ja nicht einen Augenblick ſeines Lebens froh.“

„Ha! Ha! Ha! Geſchieht Dir ſchon recht, Dir und all den Andern, denen es zu Hauſe zu ſchwer wurde, ſich mit ordentlicher Arbeit durchzuſchlagen, um Gottes- und des lieben Brodes willen! Glaub-

tet, hier gingen die Ochſen gebraten herum, mit dem Weinfaß auf dem Rücken und reichten Euch mit dem Maule das Meſſer, damit Ihr ſchmarotzen könntet nach Belieben. Und nun ſollt Ihr arbeiten im Schweiße Eures Angeſichtes und das Korn in die Erde ſtreuen, ſollt es ſeiner Zeit abärndten und zu Mehl mahlen, ehe Ihr Euern Magen füllen könnt, und das will Euch nicht gefallen! Ha! Ha! Ha! Geſchieht Euch ſchon ganz recht!"

„Du biſt und bleibſt der großmäulige Hans Köſter aus Böhmiſch-Rixdorf! Mit Dir darf man nicht anbinden."

„Sollſt auch nicht! Geh Deiner Wege, Burſche! Jetzt iſt der Poſten mein und ich will freies Feld haben. Da kommt auch meine ſchwarze Liebſte! Na, wenn das die Grete wüßte, die an der dreieckigen Wieſe am Gänſepfuhl wohnt! — Da ſchleicht der Kerl hin, ſo lendenlahm, als wäre er in einem Zuge hinter den Schweden hergeritten von Rathenow bis Stralſund! Du! Zieh die Beine nach Dir, der Korporal Bomann iſt fünf Schritte hinter Dir! Ha! Ha! Ha! Wie er rennt! Perdautz, da liegt er auf der Naſe! Geſindel iſt das Alles, das keine Luſt zum Arbeiten und keine Ehre im Leibe hat."

Ein ſchwarzes Mädchen war langſam näher ge-

kommen und hielt dem Soldaten ein Binſenkörbchen hin, worin einige Palmfrüchte und ein Paar Eier lagen.

„Da biſt Du ja, Ket .... Nein, ich kann den verdammten heidniſchen Namen nicht behalten und es iſt beſſer, Du heißt Grete, wie meine alte Liebſte in Böhmiſch-Rixdorf. Komm nur näher, Grete, es thut Dir Keiner etwas. Was bringſt Du mir denn da?“

Das Mädchen reichte ihm den Korb und ſah mit verſchämten Lächeln zu ihm auf:

„Eſſen, Mynheer! Eſſen! Was hat gebracht arme Kettra ....

„Wie war das? Kettra? Nicht doch! Grete ſollſt Du heißen. Hörſt Du? Ich habe Dich Grete getauft! Sage: Grete!“

„Gret! Gret! Bringen eſſen!“

„Gret? Nun, auch gut! Ich danke Dir, Gret! Sollſt auch nachher Deinen Kuß haben, und wenn ich einmal zu Hauſe komme, will ich's zu rühmen wiſſen, was Du für mich gethan. Aber halt! Tritt beiſeite! Da kommt!... Fort mit Dir, Gret! Fort!“

Und der Soldat griff zum Gewehr und richtete ſich militairiſch auf.

Fähndrich Selbing, der des Weges kam, ſtand ſtill:

„Alles wohl?“

„Zu Befehl! Hier läßt ſich keine Katze ſehen! Kein Wunder, Herr, wo die Ordnung ſo gehandhabt wird, wagen ſich keine Diebe heran! Das geht ja bei uns, wie auf der Orgel, und kaum haut eine ſchwarze Beſtie über die Schnur, hat er die Schnur, wenn nicht um den Hals, doch auf dem Rücken. Das iſt reſolute Arbeit, Herr!“

„Halt das Maul, Burſch!“

„Zu Befehl! Und ſeid nur unbeſorgt, Herr! So pfiffig dieſe Schwarzen ſind, ich laſſe keinen auf hundert Schritte heran.“

„So! So! Nun, was iſt denn das für eine Geſtalt, da in der Thür des Blockhauſes . . . .“

Der Soldat ſtand noch immer in reſpectvoller Haltung, dem Blockhauſe den Rücken zugewendet:

„St! St! Herr Fähndrich! Damit hat’s eine andere Bewandniß, halten zu Gnaden! Das iſt meine Gret . . . . das heißt, meine hieſige, die andere wohnt drüben in Dings da! Iſt eine alberne Gans, Herr, die ſich verkriecht aus gewaltigem Reſpect vor Euch, und ſo ſchüchtern iſt, daß ſie ſich vor Niemandem ſehen läßt, als vor mir.“

„Das merke ich; denn in dieſem Augenblicke, wo ſie ſich nicht anders zu helfen weiß, ſteht ſie mit dem

Rücken gegen die Wand gelehnt und hat die Hände ſo weggeſtreckt, daß man glauben ſollte, die Arme wären ihr unter dem Ellenbogen abgeſägt."

Der Soldat wandte ſich langſam um, und ſah mit wachſendem Staunen, wie der Fähndrich das ſchwarze Mädchen umdrehte, die laut aufſchrie, und eine eiſerne Kette, welche ſie im Blockhauſe aufgerafft hatte, klirrend zu Boden fiel.

„Was, zum Wetter iſt . . . ? Halten zu Gnaden, Herr, ich bin verdonnert! — Das iſt . . ."

„Das iſt wahrſcheinlich ein Liebespfand, welches Du Deiner Liebſten verehrt haſt!" unterbrach ihn laut lachend der Fähndrich, während der Soldat faſſungslos vor ihm ſtand und das Negermädchen wie ein Vogel längs dem Bache hinſchoß. Aber plötzlich unterbrach ſich der Offizier und ſagte im Weitergehen mit großem Ernſte:

„Musketier Hans Köſter, wenn Er abgelöſt iſt, ſtellt Er ſich augenblicklich zum Arreſt."

„Zu Befehl!" entgegnete der noch immer faſſungsloſe Soldat und ſtieß ingrimmig mit dem Fuße gegen die Kette, welche ihm ſeine Liebſte hatte ſtehlen wollen.

Selbing ging weiter und wohlgefällig betrachtete er lange die heiter lebendigen Scenen um ihn her.

Von der erſten Stunde an, daß die Brandenburger auf der Weſtküſte von Afrika hauſeten, hatten ſie Hand an's Werk gelegt und keinen Augenblick gefeiert. Die Befeſtigungswerke rückten von Tag zu Tag ſichtlich vor; ſchon ſahen die ſchwarzen Mündungen der Geſchütze nach drei Seiten hin, über die grünen Böſchungen der Schanzen weg, weit in's Land hinein, und auch die vierte Seite war bereits der Vollendung nahe. Innerhalb der Umwallung ſtiegen, unter Leugebers Anleitung, die Bauwerke mit außerordentlicher Schnelle empor, und ſchon war für jeden Europäer eine feſte Wohnung hergerichtet, ſo daß die luftigen Zelte nach und nach ganz verſchwinden konnten. Die Neger, welche den Brandenburgern dieſen Landſtrich überlaſſen und ſich unter den Schutz derſelben geſtellt hatten, ſchlugen ihre Hütten am Fuße des Berges auf, wo auch die brandenburgiſchen Koloniſten ihre Blockhäuſer erbaut und die erſten urbar gemachten Landſtücke mit flachen Gräben umfriedigt hatten. An der Weſtſeite des Berges hin zog ſich eine vielbegangene Straße, die von der Meeresküſte zu einigen in dem Innern wohnenden Stämmen führte. Viele Neger, welche des Weges zogen, ſahen das rege Treiben, und wie Europäer und Eingeborne in fröhlicher Eintracht neben

einander fortarbeiteten. Es gefiel ihnen, und entweder blieben ſie zur Stelle da, oder verſprachen, mit den Ihrigen zur Stelle zurückzukehren und ſich ebenfalls am Fuße von Großfriedrichsberg, unter dem Schutze der brandenburgiſchen Kanonen anzuſiedeln. Und ſo dehnte ſich mit jedem Tage, mit jeder Woche das deutſche Gebiet längs dem Ufer des raſch dahin fließenden Baches weiter aus.

Die beiden Fregatten hatten Alles, was nicht irgend zur Rückreiſe nothwendig war, an die junge Kolonie abgegeben. Auch diejenigen der Mannſchaft, die Luſt bezeigten, ſich hier anzuſiedeln, hatten die Capitaine aus ihren Dienſten entlaſſen und nur ſoviele Matroſen zurückbehalten, als zur Bedienung der Segel und der Geſchütze unbedingt nothwendig waren. Jetzt hatte für das eine derſelben die Stunde der Rückkehr geſchlagen, und der Capitain beurlaubte ſich von dem zeitigen Commandanten der Kolonie.

„Reiſet mit Gott, Capitain Voß. Wenn Ihr in der Heimath glücklich ankommt, ſendet unverzüglich die Depeſchen an Seine Durchlaucht nach Berlin ab. Auch die Seltenheiten und die ſchwarzen Burſche hütet ſorgfältig und ſchickt ſie unter guter Obhut weiter; ſie werden den Berlinern etwas zu gaffen und zu witzeln geben. Die übrigen Briefe, die Ihr

mitbekommen halt, ſind Euch auf die Seele gebunden."

„Verlaßt Euch auf mich, Herr Kammerjunker. Es wird Alles wohl beſorgt."

„Meinen Reſpect an Herrn Benjamin Raule. Sobald meine Gegenwart hier nicht mehr nöthig iſt, kehre ich nach Europa zurück. Unterdeſſen betreibt die Ausrüſtung des dritten Schiffes ſoviel Ihr könnt, damit unſere junge Kolonie in keiner Weiſe Mangel leide. Je reichlicher wir in der erſten Zeit ausſäen, um deſto ergiebiger wird die Aerndte ausfallen. Das macht den Herren in Berlin begreiflich. Und nun mit Gott, lieber Capitain. Will Euch ein Holländer unberufener Weiſe das Fahrwaſſer kreuzen, ſo weiſt ihm gebührend ſeine Straße."

„Ohne Sorge, Herr! Ich habe mich nicht gefürchtet mein Lebelang, weder vor Dänen, Schweden und Türken, noch vor den Spaniern, und werde nun gerade vor dieſen Butter- und Käſekrämern auch nicht weglaufen. Ich will ihnen ſchon den Cours andeuten, den ſie zu ſteuern haben."

„Dann werdet Ihr es draußen machen, wie ich hier. Bis jetzt habe ich noch jeden Proteſt, den die Holländer gegen unſere junge Anſiedlung eingereicht haben, energiſch zurückgewieſen. Das erzählt nur in

Berlin und fügt hinzu, ſo gedächte ich es fortzuhalten und auf meinen einſtigen Nachfolger zu vererben. Aber der Wind iſt günſtig und die Signalflagge weht ſchon eine geraume Zeit von Euerm Fockmaſt; ich will Euch nicht aufhalten. Capitain Blonk läßt es ſich nicht nehmen, Euch eine gute Strecke zu begleiten. Lichtet im Namen Gottes Euern Anker, Herr; den Salut bringe ich Euch nach."

Eine Stunde ſpäter ſtrebten die beiden brandenburgiſchen Fregatten mit vollen Segeln, unter dem Donner ihrer Kanonen und luſtigem Schalmeienklange von dem Ufer weg, während die Geſchütze von den kaum beendigten Wällen ihnen einen majeſtätiſchen Gruß nachſandten, — die erſten Kanonenſchüſſe, die auf den Wällen von Großfriedrichsburg gelöſt wurden — und die verſammelte Menge hutſchwenkend am Strande auf- und abging.

In ſtets heiterer Geſchäftigkeit verſtrich längere Zeit. Eines Morgens, als von der Gröben eben ſein Frühmahl beendet hatte, trat der Ingenieur Walter ein:

„Ich komme zu melden, Herr Kammerjunker, daß der Bau der Nordſchanze vollendet iſt. Wir ſind nun vollſtändig bewehrt und das letzte Stück Geſchütz iſt an dem ihm gebührenden Platze aufgefah-

ren. Auch die Gräben nähern ſich ihrer Vollendung und nur wenige Tage werden vergehen, bis wir vollſtändig verſchanzt ſind. Dann mögen die Holländer kommen."

„Sie werden kommen, verlaßt Euch darauf. Wenn auch nicht ſelbſt, denn dazu ſind ſie zu klug; aber ſie werden uns ihre Verbündeten über den Hals ſchicken. Ihr Anhang unter den Negerſtämmen iſt groß und ihre Magazine ſind mit Kriegsmaterial gut verſehen. Wir müſſen mit unſerm kleinen Vorrath haushälteriſch umgehen und unſere wenigen Mannſchaften möglichſt ſchonen. Aber da kommt ja unſer Baumeiſter, der uns bald an dieſen Küſten ein zweites Berlin aufbauen wird. Nun, Meiſter, was bringt Ihr uns?"

„Es ſtehen wieder drei neue Häuſer fertig, und meine Leute haben vor einer Stunde den letzten Nagel eingeſchlagen. Das Herz lacht Euch im Leibe, wenn Ihr ſie anſeht. Alle drei liegen in gehöriger Entfernung von einander; zu beiden Seiten iſt Platz zu kleinen Gärten, ein fruchtbares Feld hinten hinaus, ein fließendes Waſſer vor der Thür. Man kann ſich's im Paradieſe nicht beſſer wünſchen. Es wird nicht lange dauern, ſo iſt die erſte Straße unſerer projectirten Stadt fertig."

„Das iſt ſchön, mein wackerer Meiſter. Und ſo gut wir zum Andenken an unſern braven Ingenieur eine Baſtion Walter haben, ſo ſoll auch Euer Name für die Nachwelt nicht verloren gehen. Für einen Leugeber's Platz, oder eine Leugeber Straße wird doch in der neuen Stadt ein Raum zu finden ſein. Alſo drei Häuſer, ſagt Ihr? Nun, dann müſſen wir ſorgen, daß wir Bewohner dafür finden."

„Dafür iſt bereits geſorgt!" fiel der eintretende Fähndrich ein. Das Eine, ſo höre ich, will der Herr Baumeiſter ſelbſt beziehen und für die beiden Andern bringe ich die geeigneten Candidaten. Zwei meiner Musketiere wollen ſich mit Teufelsgewalt dem Landbau hingeben und ihren Brei am eignen Heerd kochen. Nun, des Menſchen Wille iſt ſein Himmelreich und man muß ſie dabei nicht ſtören, denke ich."

„Gewiß nicht, Fähndrich. Sind's manierliche Burſche die Beiden?"

„Ganz manierlich und ächter märkiſcher Schlag. Von Jugend auf bei'm Bauern erzogen, werden ſie ſchon mit Spaten und Hacke umzugehen wiſſen. Haben auch bereits Weiber für die neue Wirthſchaft."

„Das können wir nicht hindern, müſſen's im Gegentheil fördern für's Erſte."

„Fördert ſich ſchon ſelbſt, Herr Kammerjunker. Der eine meiner Clienten hat ſogar zwei Weiber.“

„So ſoll er die Eine binnen einer Stunde zum Teufel jagen, oder er hat binnen zwei Stunden fünf und zwanzig Hiebe. Hört, Ihr Herren, ich weiß nichts und will nichts wiſſen, von dem, was ich nicht wiſſen darf, aber Ordnung und Sitte muß vor allen Dingen hier herrſchen, oder wir werden nimmer die Intentionen unſeres hohen Herrn erfüllen.“

„Nun, dieſe Schwarzen ſind doch auch gewiſſermaßen nicht als Menſchen zu betrachten und die Holländer haben deren in ihren Häuſern zu halben Dutzenden.“

„Was gehen uns die Holländer an? Wir ſind nicht berufen, uns nach ihren Muſtern zu bilden. Sie kümmern ſich nur um ihren Schacher; Gold wollen ſie zuſammenſcharren, Berge hoch; was dieſem Zwecke dienen kann, verfolgen ſie mit eiſerner Beharrlichkeit, alles Andere iſt ihnen gleichgültig.“

„Und den Zweck wiſſen ſie zu erreichen, das muß wahr ſein!“

„Aber die Intentionen unſers Herrn ſind anderer Art. Unſer Kurfürſt hat uns nicht an dieſe Küſten geſchickt, um Geld und Geldeswerth zuſammen zu raffen und im Uebrigen fünf gerade ſein zu laſſen. Er

will keinen Schacher; er will einen Verkehr zwiſchen zwei entfernten Ländern, der Beiden zum Segen ausſchlagen ſoll. Wir ſollen von hier aus nach Europa die unverdorbene Natur zurückbringen, den einfachen, rohen Stoff, wie er von Anbeginn der Welt hier unbenutzt liegt, damit er bei uns Geſtalt, Bedeutung, Leben gewinne; wir ſollen dagegen Europäiſche Sitte hierher führen, den Boden kultiviren und die Menſchen. Die finſtere Nacht des Aberglaubens ſollen wir zerſtreuen und einen heiligen Saamen in ein offnes Land ſtreuen, der tauſendfältige Früchte bringt. Ich weiß wohl, daß man nicht im Handumdrehen ein wildes Volk in den Schooß der Geſittung einführen kann; das iſt das Werk der Jahrhunderte, ein Werk, das wir nur beginnen können, und das erſt unſere Urenkel der Vollendung entgegen reifen ſehen. Aber dies edle Werk zu beginnen, und es raſch zu fördern, das, Ihr Herren, iſt der erhabene Wille unſeres Herrſchers, der in allen Dingen groß, im Kriege, wie im Frieden, die Herrlichkeit ſeines Geiſtes nicht verläugnet. Wenn wir aber hier ordnen und bilden wollen, ſo müſſen wir ſelbſt nicht den Vorwurf der Rohheit verdienen. Unſer Beiſpiel muß hier mehr thun, als unſer Wort. Darum empfehle ich Euch eine ſtrenge Ueberwachung Eurer Untergebenen, da-

mit ſie ſich hüten vor Trunk, Spiel und noch ärgeren Ausſchweifungen."

„Verlaßt Euch darauf, Herr Kammerjunker, der Friedel Hayn ſoll ſein zweites ſchwarzes Menſch zum Teufel jagen, und ſich mit der Einen behelfen. Ich will's ihm weiſen."

„Thut das, Herr Fähndrich. Aber, im Vertrauen, vergeßt Euch ſelbſt nicht. Durch Euer Beiſpiel wirkt Ihr mehr, als durch Milde oder Strenge. Die Schwarzen ſind nicht ſo unbildſam, als man denkt. Seht nur mit unbefangenem Auge, was bereits aus den Wenigen geworden iſt, die ſich in unſerer Nähe angeſiedelt haben. Sie laſſen ihre ſchlechten Gewohnheiten, oder ſie verbergen ſie doch vor uns, weil ſie unſer Mißfallen erregen; ſie ſind willig und fleißig zur Arbeit und bei weitem nicht ſo ungeſchickt, als man glauben ſollte; Viele legen ſogar ein auffallendes Geſchick an den Tag. Guten Morgen, Ihr Herren, guten Morgen! Laßt Euch das Geſagte wohl empfohlen ſein. Ein anderes Mal ſprechen wir weiter."

Gröben blieb in einiger Aufregung zurück. Der Fähndrich ſagte im Hinausgehen zum Ingenieur Walter:

„Das galt uns! Es ſollte mich nicht wundern,

wenn er jedem Einzelnen noch beſonders den Text lieſt. Wir müſſen auf unſerer Huth ſein.“

„Wollen's, Fähndrich! Wenn wir des Tages Laſt und Hitze getragen haben, ſoll man uns auch unſer Vergnügen nicht ſtören. Was iſt an ein Paar ſolchen ſchwarzen Weibern gelegen? Geſchieht ihnen keine Ueberlaſt und die Kolonie braucht Zuwachs.“

„Ha! Ha! Ha! Das iſt auch wahr. Nur, mit Manier, wenn ich bitten darf. Aber, was hanthiert der Kerl da bei der Flaggenſtange wie ein Unſinniger? Heda, Musk???ier! Was ſpringt Er, als ob Ihn die Tarantel geſtochen hätte?“

„Halten zu Gnaden, Herr Fähndrich, da vor uns auf dem Waſſer ſcheints mir nicht ganz richtig.“

„Was ſagt der Einfaltspinſel? Nicht recht richtig auf der hohen See?“

„Ich meine, es iſt etwas da, was nicht dahin gehört! Seht gefälligſt nach der Richtung, wo ich hindeute. Mich dünkts ein Schiff zu ſein.“

„Nun denn, ſo wirds Capitain Blonk ſein; er hat dem „Kurprinz“ das Geleite gegeben und kehrt zurück.“

„Mit Verlaub, Herr Fähndrich, der iſt es wohl nicht.“

„Was wißt Ihr davon!“

„Ich bin an der See geboren, Herr Fähndrich, und habe das Schiffswesen auch ein Bischen im Kopf. Der „Kurprinz“ iſt dorthin geſegelt, nach dieſer Richtung, ſeht Ihr, und darum kann Capitain Blonk, der ihn begleitete, jetzt nicht von jener Seite herkommen. Das muß ein Anderer ſein.“

„Er hat Recht, Musketier! Das iſt ein Anderer. Oho, Ihr Herren, wir bekommen Beſuch. Den Erſten, ſeitdem wir hier hauſen. Ob Freund, oder Feind, das werden wir bald erfahren, denn er kommt mit Macht näher. Will einer von Euch die Güte haben, Herrn von der Gröben hiervon in Kenntniß zu ſetzen?“

„Von dorther kommt ein anderes Schiff,“ rief der Musketier erregt. „Das wird unſer „Mohrian“ ſein. Und er ſegelt nicht ein Mal allein!“

„Hei! Hei! Das wird ja mit einem Male lebendig auf unſerer Rhede! Ein tüchtiges Kanonenſchiff unter unſerer Flagge und zwei fremde Segler in Sicht. Das muß uns etwas Gutes bedeuten.“

Das zuerſt entdeckte Schiff legte jetzt durch den Wind. Es mußte eine hoch aus dem Waſſer ragende Steinklippe, von welcher aus ſich ein langes Riff bis zum flachen Ufer hinzog, umſegeln und deshalb eine weite Strecke über Steuer gehen. Hierdurch wurde

ſeine Ankunft offenbar eine geraume Zeit verzögert. Die beiden andern Schiffe ſteuerten indeſſen in gleicher Richtung mit dem Winde dem Ankerplatze vor Großfriedrichsburg zu, und bald überzeugte man ſich, daß es wirklich Capitain Blonk ſei, der von einem holländiſchen Kreuzer begleitet wurde.

Dieſe Erſcheinung erregte allgemeines Erſtaunen und rief bei den Koloniſten die verſchiedenſten Muthmaßungen hervor. Der Commandant befahl, Alles in Bereitſchaft zu ſetzen, um für jeden möglichen Fall gerüſtet zu ſein, und begab ſich ſelbſt überall hin, um zu ſehen, ob ſeine Befehle pünktlich vollzogen würden. Nach einer Weile ging die brandenburgiſche Fregatte auf ihrem gewöhnlichen Liegeplatze vor Anker und der holländiſche Kreuzer that daſſelbe, ohne indeſſen die kurfürſtliche Flagge zu begrüßen, die von der Gaffel der ankernden Fregatte, ſo wie von den Wällen des neu errichteten Forts wehte.

„Nun, Capitain Blonk!“ rief Gröben dem rückkehrenden Capitain entgegen, „wollt Ihr mir gefälligſt Auskunft über Euern ſeltſamen Begleiter geben? Wer iſt der ungehobelte Geſelle, der in dem Hauſe, dem er einen Beſuch abſtattet, nicht einmal der Ehren iſt, ſeinen Hut zu ziehen?“

„Weil's kein beſonders guter Freund von uns iſt,

wie Euch ſchon die Flagge ſagen muß. Es iſt ein Abgeſandter an ſeinem Bord, und ich habe ihm gewiſſermaßen als Lootſen gedient, ſonſt wäre er gewiß auf die Klippen gerannt, die jenes Schiff da draußen ſo ſorgſam umſteuert. Eigentlich war's gegen mein Gewiſſen, daß ich den Wegweiſer machte, aber mich jammerten die Leute, die am Bord ſind, und jämmerlich hätten erſaufen müſſen, wie ein Caveling Ratten. Und dann mußten wir ja doch auch erfahren, was der Mynheer eigentlich von uns will."

„Alſo der leidigen Neugier verdanken wir Euern Edelmuth? Dachte ich's doch, daß wir ihn nicht allzuhoch anzuſchlagen hätten."

„Was wollt Ihr ſagen, Herr Kammerjunker? Wir ſtammen Alle von Mutter Eva her. Und dann war es ja auch nicht zu verachten, daß der gute Freund in der Nähe unſerer Anſiedlung einen zuverläßigen Begleiter hatte. Es iſt nicht immer räthlich, dieſe Mynheers ſich ſelbſt zu überlaſſen. Was es aber auch ſei, wir werden es bald erfahren, denn er macht Anſtalt zu einem Beſuche."

In der That begann das holländiſche Schiff ein Boot auszuſetzen und zu bemannen, das nach einer Viertelſtunde mit langſamen Ruderſchlägen gemächlich dem Ufer zutrieb.

Fünftes Kapitel.

Das Boot des Holländers landtee.

Es trug einen Abgeſandten der holländiſchen Niederlaſſungen auf der Küſte von Afrika, der erſchien, um feierlich gegen die Anmaßungen der Brandenburger zu proteſtiren, weil dadurch die Rechte, welche Holland auf den ausſchließlichen Handel mit den Küſtenbewohnern zu haben glaubte, weſentlich beeinträchtigt wurden.

Vorauf gingen ein Trommelſchläger und zwei Schalmeienbläſer. Dann folgte ein ſtämmiger Neger, der dem Commiſſair die holländiſche Flagge vortrug. Dieſer ſelbſt erſchien feſtlich gekleidet, faſt überladen. Der Rock und die Weſte waren vom leuchtenden Roth und Ultramarin, beide mit breiten goldenen Treſſen beſetzt, er hielt einen großen Rohrſtock in der Hand, als deſſen Knopf ein Edelſtein glänzte, und trug einen Degen an der Seite, deſſen Wehr-

gehäng und ſilberner Griff mit Perlen, Smaragden, und Rubinen beſetzt war. Zwei buntgekleidete Neger hielten einen Schirm von Palmenblättern über ihn, während zwei Andere ihm mit ihren Fächern Kühlung zuwehten. Verwundert ſtaunten die weißen und die ſchwarzen Koloniſten den vornehmen Gaſt an, und neigten ſich unwillkührlich vor ihm; aber dieſer ſah weder rechts noch links und würdigte ſie keines Blickes.

„Der Kerl ſpreizt ſich wie ein Pfau!“ rief Selbing lachend. „Gebt Acht, Der führt uns eine Komödie auf, die uns zu lachen macht, und noch obenein gratis.“

„Wir wollen uns um einen guten Platz bemühen, und wenn der Mann nur leidlich ſpielt, ſoll's ihm an Beifall nicht fehlen. Wir ſind ihm über das Alles Dank ſchuldig, daß er in unſer einförmiges Leben einige Abwechſelung bringt.“

„Und was thun wir, wenn er durchfällt? — Aber dergleichen Vorausſetzungen ſind gegen alle gute Sitte und namentlich gegen das Gaſtrecht, darum müſſen ſie nicht zu den Ohren unſeres geſtrengen Herrn Kammerjunkers kommen. Wo iſt er?“

„Wenn ein ſolcher Truthahn in Anmarſch iſt, muß er ſich doch auch in die gehörige Poſitur brin-

gen. Was gilts? In zehn Minuten ſteht er vor Euch, mit Stiefeln und Sporen, Kette und Ringkragen, den Degen an der Seite und den Sponton in der Hand, gerade wie bei der Wachtparade im Berliner Luſtgarten."

„Gut gegeben! Ihr ſolltet nicht Ingenieur, ſondern Maler ſein. Aber da langt unſer Freund an der äußerſten Gränze des neuen Baſtions an, das bis jetzt nur durch einige ſolide Pfähle angedeutet wird, und unſere Schildwache bittet ihn höflichſt, einen Augenblick zu verweilen. Ja, ja, Herr Holländer, wenn wir auch nur junge Anfänger ſind, ſo haben wir doch bereits unſere Kammerdiener in der Antichambre."

„Er hat ſich herabgelaſſen zu reden, und ſein Bote kommt auf uns zu."

„Keuchend, wie der Glühofen in einer Eiſenſchmelze! — Armer Korporal Bomann, ſolche Schweißvergeudung hättet Ihr Euch in der Altmark nimmer träumen laſſen! Was kommt Ihr zu melden, Korporal?"

„Der bunte Herr da draußen will unverzüglich mit dem Herrn Commandanten ſprechen. Unverzüglich, ſagt er. Seine Botſchaft ſei von der höchſten Wichtigkeit, fügte er hinzu, und dabei warf er den

Kopf ſo weit in den Nacken, daß ich dachte, er würde hinten überſtürzen. Soll ich ihn durchlaſſen?“

„Freilich, Korporal! Und ſollt ihm außerdem mit vier Mann von Euern Muskketieren das Geleite bis hierher geben. Sperrt nicht die Augen auf, Kerl, und thut, was man Euch heißt! Der Herr ſtellt in dieſem Augenblicke die ſämmtlichen General-Staaten in höchſteigener Perſon dar! Helft Euch zu einem etwas raſcheren Gange, Korporal Bomann, und Ihr, Herr Ingenieur, bringt die Meldung weiter, indeß ich hier den Mann mit höflichen Redensarten hinhalte, der der bei weitem bunteſte Papagei iſt, den ich noch auf dieſer Küſte geſehen habe.“

Bald darauf ward der holländiſche Commiſſair bei dem Kammerjunker eingeführt. Dieſer empfing ſeinen Gaſt in einer luftig erbauten, hölzernen Halle, neben welcher ein Perron hinlief, von welchem ſich eine unbegränzte Ausſicht auf die offne See darbot.

Gravitätiſch nahm der Commiſſair Platz, ſchlug die dargebotenen Erfriſchungen aus, und ſagte ſtolz: „Wenn es beliebt, kommen wir ſogleich zur Sache!“

„Ihr könnt das nicht lebhafter wünſchen als ich,“ entgegnete von der Gröben raſch. „Bringt denn Euer Anliegen vor. Oder iſt Euere Botſchaft al-

lein an mich gerichtet? Dann werde ich jene Herren erſuchen, abzutreten."

„Ich habe durchaus keinen Zeugen zu ſcheuen. Es gilt mir gleich, wenn auch Euere ganze Anſiedlung verſammelt iſt — und vielleicht iſt ſie es ſchon!" fügte er mit einem ſpöttiſchen Blick auf die kleine Umgebung des Kammerjunkers hinzu.

„Genug, Mynheer! Zur Sache, wenn's beliebt!' unterbrach Gröben heftig den Commiſſair.

„Ich **bin** bei der Sache!" entgegnete hochfahrend der Commiſſair. „Meines Amtes iſt hier, von Eurer Anſiedlung und deren Unrechtmäßigkeit zu ſprechen. Es iſt anerkannt, daß Holland das ausſchließliche Recht hat, auf dieſem Theil der Küſte Handel und Wandel zu treiben und Niederlaſſungen zu gründen."

„Von dieſer Anerkennung iſt uns nichts zu Ohren gekommen. Wir nehmen keine Notiz davon."

„Thut Ihr nicht? Ihr werdet's müſſen. Ich wiederhole es, unſere ausſchließlichen Rechte auf dieſen Boden ſind anerkannt. Durch rechtlichen Handel und ſoliden Kauf ſind ſie gewonnen. Welche europäiſche Macht hier handeln will, ſie ſoll es nur durch unſere Vermittlung; wer hier wohnen will, der wohnt in unſern Niederlaſſungen unter Hollands

Schutz und Hollands Geſetzen. Ihr aber habt, dieſer beſtehenden Ordnung entgegen, nicht nur bei Euern Handels-Unternehmungen, unſern Gerechtſamen zuwider, die Vermittlung Hollands umgangen, Ihr habt auch die Neger aufgereizt zum Ungehorſam gegen uns und zur Nichtachtung unſerer Geſetze; Ihr habt von dieſen verrätheriſchen Cabuſiern Euch Land abtreten laſſen, wozu dieſes Volk, das unſer ſtrafender Arm ereilen wird, kein Recht hatte, und dehnt Euere Anmaßungen ſogar ſo weit aus, daß Ihr Feſtungswerke anlegt, und Souverainetäts-Rechte auszuüben beginnt . . ."

„Spart Euern Athem, Herr Commiſſair," unterbrach ihn von der Gröben. „Wir ſind uns deſſen, was wir thun, wohl bewußt und brauchen dieſe Erinnerung nicht. Wir ſind auch von der Rechtmäßigkeit unſerer Handlungen ſo feſt überzeugt, daß wir nicht nur damit fortfahren werden, ſondern nach Kräften dahin trachten wollen, ihnen eine immer weitere Ausdehnung zu geben. Das iſt eine beſchloſſene Sache und daran ſoll uns Keiner hindern; verſteht mich wohl, Herr, Keiner, er ſei wer er wolle."

„So habt es denn!" rief der Commiſſair ergrimmt. „Ihr tretet ſo ſtolz und anmaßend auf, daß ich es unter meiner Würde halte, mich in Güte mit Euch einzu-

laſſen. Meine Sendung an Euch iſt beendet; ich breche die Unterhandlungen ab, noch ehe ſie begannen und ich habe nichts weiter zu thun, als feierlich für mich und im Namen meines geſammten Vaterlandes zu proteſtiren. Hört mich wohl an, Ihr Herren von Brandenburg, und merkt Euch, was ich ſage, damit ſich ſpäterhin Niemand mit Unkenntniß entſchuldigen möge: Ich Cornel, Matthias van Hagen, Oberkaufmann der holländiſchen Niederlaſſungen auf der Weſtküſte von Afrika, proteſtire hiermit feierlich für mich und im Namen der Vereinigten Niederländiſchen Provinzen gegen jeden Verſuch zum Handel, der von Kurfürſtlich brandenburgiſchen Unterthanen auf dieſer Küſte unternommen wird; ich proteſtire gegen jeden Erwerb von Land, er mag ſtattgefunden haben, auf welche Weiſe er will, und ſtreite Euch das Recht ab, daſſelbe urbar zu machen und zu bebauen; ich proteſtire zuletzt gegen die Anmaßungen der Brandenburgiſchen, auf dieſer Küſte ein Fort, oder ſonſt irgend einen feſten Platz anzulegen und ſich überall ſo zu gebahren, als ob ſie Herren wären! Ich proteſtire gegen dieſes Alles, was ſie gethan und gegen Alles, was ſie noch thun werden! Ich verlange, daß ſie dieſe ihre Anmaßungen ſofort unterlaſſen, auch die Küſtenplätze wieder räumen, die ſie

als ihr ausſchließliches Eigenthum zu betrachten ſich nicht entblöden, und ihre Thätigkeit auf der ganzen Küſte des weſtlichen Afrika nur darauf beſchränken, mit uns Niederländern zu handeln und zu wandeln, zu tauſchen und zu verkehren, weil wir die rechtmäßigen und geſetzlichen Eigenthümer ſind, mit denen die Bewohner des übrigen Europa handeln und wandeln, tauſchen und verkehren können."

„Und wenn wir uns weigern, dieſem furchtbaren Gebote Folge zu leiſten?"

„Dann werdet Ihr erfahren, daß wir hinlängliche Kraft und hinlängliche Mittel beſitzen, unſern Drohungen Nachdruck zu geben . . ."

„Das wollen wir erwarten und während der Zeit ruhig fortbauen am begonnenen Werke."

„Ihr werdet dieſen Trotz bereuen!" rief Herr van Hagen im höchſten Eifer. „Ihr ſollt, Ihr müßt es bereuen! Aber dann wird es zu ſpät ſein; dann wird keine Demüthigung Euch etwas fruchten, anſtatt daß, wenn Ihr jetzt abgeſtanden wäret von Euerm unrechtlichen Beginnen, man ſich unſererſeits dazu verſtanden haben würde, Euch unter günſtigen Bedingungen einen Theil des Zwiſchenhandels abzutreten, Euch die gehabten Koſten bis zu einem gewiſſen Punkte zu vergütigen . . ."

„Genug, Herr van Hagen, genug! Unterbrecht Euere ſchmachvolle Botſchaft, die ich nicht länger ruhig anzuhören vermag. Wir haben vernommen, was Ihr zu ſagen hattet und Ihr ſollt nicht lange auf meine Antwort warten. Euere Drohungen fürchte ich nicht, Euere ausſchließlichen Rechte auf die Küſten eines ganzen Welttheils erkenne ich nicht an, da ſie nirgends anders, als in Eurer Einbildung exiſtiren! Mit Ruhe und Ernſt werden meine Freunde und ich den uns vorgezeichneten Weg zur Ehre unſeres Herrn und zum Ruhme unſeres Vaterlandes zu verfolgen wiſſen und jeden Unberufenen, der uns daran zu verhindern ſuchen würde, mit allen uns zu Gebote ſtehenden Mitteln zurückweiſen. Daran zweifelt nicht!"

„Dieſen Schimpf ſollt Ihr uns bezahlen!" rief van Hagen wüthend. „Habt Ihr in Eurer übermüthigen Verblendung jede Möglichkeit einer gütlichen Ausgleichung von Euch geſtoßen, ſo ſoll Euch auch keine ruhige Stunde werden, ſo lange Euer Fuß hier weilt . . ."

Ein Kanonenſchuß, der von der See herüberſchallte, unterbrach den Eiferer. Wie auf ein gegebenes Zeichen betraten alle Perſonen, die in der Halle anweſend waren, den freien Perron.

Ein unerwartetes Schauſpiel harrte ihrer.

Der fremde Segler, welcher das ſich weit in die See hineinſtreckende Felſenriff umſchiffen mußte, hatte dieſe Arbeit, von dem leicht einräumenden Winde begünſtigt, vollbracht und ſegelte jetzt, von einer friſchen Backſtagskühlte fortgetrieben, dem Lande zu. Er war nur noch eine ſtarke Schußweite von der ankernden Fregatte „Mohrian" entfernt, als er an ſeiner Gaffel und von ſeinem Vortopp die däniſche Kauffahrteiflagge wies, und den kurbrandenburgiſchen Adler mit dem Donner ſeines Geſchützes begrüßte.

„Was wird das?" fragte Herr van Hagen vor ſich hin. „Was bedeutet das?"

„Das bedeutet den Anfang einer neuen glücklichen Zeit für die Flagge Brandenburgs!" rief von der Gröben jubelnd. „Noch ein Schuß, noch ein dritter, ein vierter! Grüße dich Gott, wackerer Seeländer! Du biſt der erſte Fremde, der auf unſerer Rhede das Gaſtrecht in Anſpruch nimmt, und es ſoll Dir im vollen Maaße werden! — Nun? Was iſt das am Bord unſerer Fregatte? — Da iſt ſchon der fünfte Schuß des Fremden! — Zum erſten Male finde ich, daß Capitain Blonk ſaumſelig iſt! — Sechster Salutſchuß! — Aha! Da regt es ſich! Bravo, Capitain! Spart das Pulver nicht! — Selbing!"

„Ihr befehlt, Herr Kammerjunker!"

„Der Däne ſoll mit allen Ehren empfangen werden, die wir zu erweiſen im Stande ſind. Laßt die große Staatsflagge aufziehen, und wenn der „Mohrian" ſeine glatte Lage gegeben hat, laßt die Geſchütze von den Wällen feuern, und ihm unſern Willkomm zurufen!"

„Sogleich ſoll Euer Befehl vollzogen werden!"

Der Fähndrich entfernte ſich raſch.

„Ingenieur Walter. Eilt Ihr zum Strande hinab und thut den Unſrigen den Befehl kund, die Fremden mit aller Artigkeit zu empfangen, wenn ſie landen. Man ſoll ihnen die Plätze zeigen, wo ſie ſich am leichteſten mit friſchem Waſſer verſorgen können, und ſich nach ihren übrigen Bedürfniſſen erkundigen. Seht Ihr den Capitain des Schiffs, oder deſſen Offiziere, ſo bewillkommt die Herren in meinem Namen, und ſagt ihnen, daß es mir eine Ehre ſein würde, ſie zu empfangen."

„Ich werde Alles pünktlich beſorgen. Kommt, Freund Leugeber, da habt Ihr gleich Bewohner vollauf für Eure neuen Häuſer."

„Hurrah! Da geht ſein Anker in den Grund und ſeine Segel fallen herab. Laßt feuern, Selbing, laßt feuern! — Nun, Herr Commiſſair, dünkt es Euch noch, daß ich zu übermüthig geweſen bin, da Ihr

dort den Repräſentanten einer der größten Seemächte vor Euch ſeht, der willig die Hoheit Brandenburgs an dieſer Küſte anerkennt?"

Mynheer van Hagen hatte mit verbiſſenem Grimm dieſem ganzen Auftritt beigewohnt. Jetzt durch die Worte Gröbens aus ſeinem Nachſinnen aufgeſtört, ſtampfte er mit dem Fuße und ſchrie mit kreiſchendem Tone:

„Das iſt eine doppelte Schmach und doppelt ſoll ſie gerächt werden, darauf mögt Ihr Euch verlaſſen. Wenn Ihr jetzt auch augenblicklich triumphirt, ſo ſeid verſichert, dieſer Triumph ſoll Euch vergällt werden. Verlaßt Euch darauf, mein Herr Gouverneur von Großfriedrichsberg, Ihr werdet noch oft dieſer Stunde gedenken."

Und mit dieſen Worten ſtürmte der Commiſſair aus der Halle, ohne ein Wort des Abſchiedes, und ohne daran zu denken, daß es ſeine Würde beeinträchtige, wenn er nicht mit demſelben Ceremoniel ſcheide, mit welchem er eingetreten war.

Wie groß auch das Aufſehen geweſen war, welches das Erſcheinen des holländiſchen Geſandten in der jungen Kolonie erregt hatte, ſo ſpurlos war ſein Abſchied, um welchen ſich Niemand kümmerte, denn

die neuen Anſiedler hatten jetzt ganz andere Intereſſen zu beachten.

Kaum war das däniſche Schiff, welches auf ſeinem Rumpfe eine ſtattliche Brigg-Takelage trug, vor Anker gegangen, als auch ein Boot vom Bord abging, das von den am Ufer harrenden Brandenburgern mit lautem Jubel empfangen wurde. Es war ein Kopenhagener Schiff, das von Weſtindien herüberkam, um hier einen Vorrath von Ebenholzblöcken für ſeine dortigen Kolonieen einzunehmen, und ſonſtigen Küſtenhandel zu treiben. Die Leute verſicherten, daß ihr Capitain nicht hätte verſäumen wollen, den neuen Anſiedlern ſeinen Beſuch abzuſtatten, und mit ihnen nach Möglichkeit Frieden und Freundſchaft zu ſchließen.

Ein Sturm des Beifalls brach bei dieſer Erklärung los, ein endloſer Jubel begleitete die Dänen, wo ſie gingen und ſtanden, ein Jubel, der noch ſtieg, als nun der Capitain der Brigg ſelbſt in ſeiner Staatsſchaluppe zu Lande kam, und von den Beamten der Kolonie in die Wohnung des Gouverneurs geführt ward, der ihn mit unverſtellter Freude und Herzlichkeit begrüßte.

„Dank Euch, edler Herr! Dank Euch für den ehrenvollen Empfang, den Ihr mir gewährt. Es

wird mir lieb ſein, wenn Ihr mir die Unterſtützungen reicht, deren wir für den Augenblick bedürftig ſind, ich werde mich dafür nach Kräften erkenntlich beweiſen. Schon manchen ſchönen Vorrath hieſiger Producte habe ich geſehen, auf dem Wege von dem Boote bis hierher und bin bereit, Euch denſelben abzunehmen. Es ſei das erſte Geſchäft, welches zwiſchen Dänemark und Brandenburg an dieſer Küſte geſchloſſen wird, und um ſo größer die Uneigennützigkeit iſt, die wir beiderſeitig dabei an den Tag legen, von um ſo glücklicherer Vorbedeutung wird dieſer erſte Vertrag für die Zukunft unſeres Handels ſein. Wir reſpectiren Eure Flagge, Herr Gouverneur, und ich bitte Euch, zu glauben, daß dies mehr iſt, als ein leeres Wort, was ich Euch beweiſen will, wenn Ihr mir die Ehre Eures Beſuches am Bord meines Schiffes erzeigt."

„Das ſoll noch heute geſchehen, mein lieber Capitain. Noch heute ſoll die geſegnete Danebrogsflagge über meinem Haupte wehen. Dänemark und Brandenburg waren ja von jeher gute Freunde und Nachbarn, die ſich von Bornholm und Rügen, als ihren äußerſten Gränzen, gegenſeitig Gruß und Botſchaft ſenden, und ich hoffe, ein gleiches gutes Einvernehmen ſoll an dieſen Küſten eines fremden Welt-

theils unter uns fortbeſtehen. Dazu biete ich Euch aus vollem Herzen die Hand."

„Und ich ergreife ſie mit demſelben aufrichtigen Gefühl! Auf treue Freundſchaft von heute ab bis zu den ſpäteſten Tagen zwiſchen beiden Flaggen!"

„So ſei es!" ſprach Gröben feierlich. „Und möge der Wächter des Sundes nie ein anderes Gefühl gegen ſeinen Bundesgenoſſen hegen."

„Er wird nicht. Aufrichtig, Herr Gouverneur, es iſt uns lieb, daß Ihr dieſes holländiſche Monopoliſiren endlich zu ſtürzen droht. Laßt Euch nur nicht abſchrecken, das von Euch angefangene Werk muthig durchzuführen. Sie werden freilich Himmel und Hölle aufbieten, um Euch hier den Aufenthalt zu verleiden und Euch zu zwingen, dieſen Platz wieder zu verlaſſen, aber Ihr müßt ihren Keulenſchlägen eine eiſerne Stirn entgegenhalten und Ihr werdet dann ſehen, daß ſie endlich ermüden und klein beigeben. Was wir irgend thun können, öffentlich und insgeheim, um Euch hierin zu unterſtützen, ſoll redlich geſchehen. Das iſt der feſte Wille aller Derer, die unter dem Schutze des Danebrog in dieſen Gewäſſern kreuzen und, im Vertrauen, Herr Gouverneur, Ihr werdet auch bald die Freude haben, die

engliſche Flagge unter gleichen Umſtänden hier zu begrüßen."

„Iſt das gewiß?"

„Zuverläſſig! Ein engliſcher Dreimaſter, mit dem ich in St. Croix zuſammentraf, zeigte mir eine Ordre vor, die ihm befiehlt, ſich an die Weſtküſte von Afrika zu begeben und der neuen brandenburgiſchen Kolonie einen Beſuch abzuſtatten. Er hatte nur noch einigen nothwendigen Aufenthalt, aber in ſpäteſtens acht Tagen ankert er auf Eurer Rhede."

„Nun denn, Glück auf zu einem fröhlichen Anfang, und drei Mal Glück auf zu einem geſegneten Ende. Kommt, Herr Capitain; für heut mag in unſrer Kolonie alle Arbeit ruhen. Der Tag, wo ein geehrter Gaſt aus dem hohen Norden bei uns einſpricht, ſoll für Jedermann ein Feſttag ſein. Kommt und thut mir Beſcheid!"

Während nun in dem Hauptttheile der Kolonie ein ununterbrochener Jubel herrſchte, und Brandenburger, Dänen und Eingeborne freundlich mit einander verkehrten, ereigneten ſich in einer entferntern Gegend derſelben Auftritte, die gegen die laute Freude ſeltſam abſtachen.

Mynheer Cornel Matthias van Hagen hatte ſich, ohne begleitet, ja ohne weiter ſonderlich beachtet zu

werden, aus der Halle an die äußerſten Gränzen der Verſchanzung begeben, wo ſein Gefolge ihn er=erwartete. Er bebte vor Zorn, ſeine Augen ſprüh=ten Feuer und ſeine Lippen zuckten gichtriſch zu=ſammen.

„Sie ſollen es mir bezahlen, doppelt, dreifach be=zahlen! Ich will meine Rache haben und müßte ich ſelbſt darüber zu Grunde gehen. Haſtet Euch, Ihr Kerle, und marſch hinunter zum Boot! — Was unterſteht Ihr Euch, die Trommel zu rühren? Weg mit dem Pfeiffengequäck! Sollen dieſe hochmüthigen deutſchen Muffs noch glauben, daß man ihnen die Ehre eines Saluts erzeigt? Das gelbe Fieber an ihren Hals! Ich könnte ſie mit lachendem Munde vor meinen Augen ſterben ſehen.“

Ein kleiner, verwachſener Neger, mit der Phyſiog=nomie eines vollendeten Böſewichts, in deſſen Augen ein unheimliches Feuer glühte, ſah bei dieſen Wor=ten zu dem Oberkaufmann auf und ſtieß einen hei=ſern Schrei aus. Der Schwarze hieß Tecker, und war der vertraute Leibſclave Mynheer von Hagens, deſſen Gunſt er ſich dadurch erworben hatte, daß er es ſeinem Herrn in Grauſamkeit gegen ſeine ſchwar=zen Brüder noch zuvorthat.

„Hump!“ rief Tecker. „Gelbe Fieber ſeien bos=

hafte Kamerad! Gelbe Fieber zwicken und zwacken arme Europäer, bis machen zu ihr Auge."

„Möchten ſie verenden, wie das Vieh! Ich würde laut aufjauchzen! Namentlich dieſer hochmüthige Burſche, der ſich Gouverneur und Statthalter des Kurfürſten von Brandenburg ſchelten läßt!"

„Hump!" lachte Tecker. „Gelbe Jack ſeien freundlich Mann; kommen gleich, wenn Mynheer Hollandaiſe rufen. Gelbe Jack haben große Vorrath von giftig Wind, und tiefe Sumpf! Gelbe Jack haben große Frucht, roth und blau, was kann bringen Peſt!"

„Peſt!" Dies Wort durchzuckte den Niederländer wie mit einem Fieberſchauer. Sein Blick fiel auf den Schwarzen, der ihn mit ſataniſcher Freundlichkeit angrinſte.

Der Neger achtete nicht auf den durchbohrenden Blick ſeines Herrn, ſondern ſagte im Weiterſchreiten:

„Wachſen Gift in Blumen, wachſen Gift in Frucht, in Kraut, in Baum! Neger nicht fürchten Gift, aber Europäer. Machen Europäer Naſe auf vor eine Blume: Europäer hin, ſchlucken Europäer nieder eine Frucht: Europäer hin! Aber Neger lachen über Blume und Frucht, und bleiben geſund."

Cornel van Hagen packte den Neger bei der Schulter und ſchüttelte ihn:

„Du haſt mich verſtanden, ſchwarzer Satan, Du weißt, was ich will!“

„Glauben, ich verſtehen Mynheer.“

„Wenn Du mir beiſtehſt; wenn Du thuſt, was ich von Dir verlange — ſo ſollſt Du belohnt werden, glänzend belohnt. Verſtehſt Du mich?“

„Nicks verſtehen!“ antwortete mürriſch der Neger. „Stolze Mynheer verſprechen oft Belohnung an arme Neger und geben nachher Peitſche.“

Mynheer van Hagen hatte nicht übel Luſt, jetzt gleich eine ſolche Execution zu vollziehen, aber bedenkend, welchen Nutzen er zur Zeit von dem Schwarzen hoffe, bezwang er ſich und ſprach im freundlichen, faſt zutraulichem Tone:

„Wenn Du ausführſt, was ich wünſche, und Du weißt es recht gut, was es iſt, ohne, daß ich es nenne, ſollſt Du Deine Freiheit und hundert Florins von mir haben. Das verſpreche ich Dir auf mein Wort und ſchwöre es Dir bei Deinem mächtigſten Fetiſch!“

„Frei! Frei!“ rief der Neger und drehte ſich wie unſinnig im Kreiſe herum. „Armer Tecker nicht mehr Sclave? Frei und hundert Florins! Mynheer das geben und ſchwören das bei mächtig Fetiſch?“

Mynheer ſtreckte die Hand empor: „Ich ſchwöre!"

Das Geſicht des Schwarzen drückte eine ſo außerordentliche Freude aus, daß die widerwärtige Phyſiognomie deſſelben faſt erträglich wurde; ſeine Bruſt hob ſich, er wollte ſeine Empfindung in einem einzigen, gewaltigen Schrei auspreſſen, aber er bezwang ſich und ſich in tiefſter Unterwürfigkeit vor ſeinem Herrn verneigend, ſprach er mit dem Tone großer Demuth:

„Mynheer befehlen arme Tecker! Arme Tecker Alles, Alles thun für Mynheer!"

„So ſtreiche in die Tiefe des Waldes, tauche in den giftigſten Abgrund und ſuche nach der Blume und der Furcht, die einen armen Europäer von dieſem armſeligen Erdenleben erlöſen und zu den Freuden des Paradieſes verhelfen kann."

Der Neger nickte.

„Stürze Den, der dort oben ſitzt und mit ſo trotzigem Uebermuthe mich und uns Alle behandelt, dann hat die Stunde Deines Glückes geſchlagen.

„Soll bald ſchlagen!" rief der Neger mit heiſerm Tone, und ohne ſich weiter um ſeinen Herrn zu bekümmern, der finſter und in ſich gekehrt dem Landungsplatze zuſchritt, ſprang er ſeitwärts und verſchwand am Eingange des Buſchwerkes, das ſich

wie ein Labyrinth zwiſchen die ſandigen Hügelſtep-
pen hinzog.

Der ſtolze Oberkaufmann, der mit ſolchem Ueber-
muthe auftrat und eine ſo ſchmähliche Niederlage er-
fahren hatte, kehrte mit dem bitterſten Ingrimm an
Bord ſeines Schiffes zurück. Als er das Verdeck
betrat, flogen ihm drei Neger entgegen und warfen
ſich vor ihm platt zu Boden.

„Was bedeutet das?“ rief er, einen Schritt zu-
rückweichend.

„Schon ſeit ein Paar Stunden verweilen dieſe
Ebenholzblöcke hier am Bord,“ antwortete der hinzu-
getretene Steuermann. „Sie haben, wie ſie ſagen,
nothwendig mit Euch zu ſprechen und baten faſt
wehmüthig, hier auf Euch warten zu dürfen. Da
ich nicht wußte, ob ihre Nachrichten nicht für Euch
einigen Werth hätten, mußte ich ſie gewähren laſſen.
Haben ſie gelogen, nun, ſo wird unſere Peitſche ihnen
die Mühe ſparen, es zum zweiten Male zu thun.“

„Steht auf, Ihr da! Steht auf, ſage ich, oder
ich ſetze den Fuß auf Euern Nacken!“ herrſchte der
Kaufmann die Schwarzen an.

„Nun, wirds bald? Oder ſoll ich Euern lahmen
Beinen mit einem flinken Tauende zu Hülfe kom-
men?“ fiel der Steuermann ein.

Die Neger erhoben ſich langſam.

„Wer ſeid Ihr? Was bringt Ihr?“

Statt aller Antwort überreichte der Aelteſte der Neger dem Kaufmanne eine kleine Goldplatte, in welche verſchiedene Charaktere eingegraben waren. Bei dem Anblick derſelben flog ein Strahl der Freude über das Geſicht des Niederländers. Er ſah das ihm überreichte Erkennungszeichen noch einmal an und eilte mit demſelben auf das Halbdeck.

„Es iſt's! — Es iſt das Zeichen von meinem Unterhändler! — Ich kenne dieſe Figuren; ſie prophezeihen mir den gewünſchten Fortgang. Und ſo wird mir Rache! Volle glühende Rache! — Wartet, Mynheer von der Gröben, Ihr ſollt Euern Uebermuth büßen! Ich ſtrecke meinen Arm aus und Ihr Alle geht zu Grunde! Ihr Alle, Alle! Nur die Dauer eines kurzen Monats noch und die Herrlichkeit Eurer deutſchen Kolonie hat ein Ende.— Steuermann!“

„Was befiehlt Mynheer?“

„Verſeht die Schwarzen mit Speiſe und Trank, befehlt ihnen, am Bord zu bleiben und behandelt ſie glimpflich; ſie haben mir eine wichtige Botſchaft überbracht.“

Der Kaufmann ſtieg in ſeine Kajüte hinab.

Sechstes Kapitel.

Wie ein Pfeil flog Tecker, der Neger des Oberkaufmanns von Arim, über die glühend heißen Sandſtrecken, welche den Theil der wilden Baumwildniß, wohin er wollte, von der Meeresküſte trennte. Er ſprang über Moräſte und tiefe Gruben, nicht achtend den Sonnenbrand, der glühend auf ihn niederfiel, noch die Tauſende von ſtechenden, giftigen Inſecten, die ihn umſchwärmten. Immer tiefer drang er in das Dickicht ein, das ihm oft den Weg zu verſperren drohte, bis er endlich faſt erſchöpft am Fuße einer Palme niederſank. Seine Bruſt hob ſich mächtig, ſeine Augen drohten aus ihren Kreiſen zu treten, die Zunge hing ihm aus dem Halſe. Schon rang er mit dem Tode, denn die Sonne hatte ihn mit einem ihrer ſchärfſten Strahlen getroffen und ſeine Hände krallten ſich krampfhaft über die Bruſt zuſammen. Da zuckte es plötzlich durch alle ſeine

Glieder; zwiſchen den Händen hielt er einen mit ſeltſamen Figuren bemalten Papierſchnitzel, der an einer Korallenſchnur um ſeinen Hals hing. Es war ein geweihter Fetiſch, den er von einem Zauberer ſeines Volks empfangen hatte, und der die Kraft beſaß, ihn bis in ſein hohes Alter vor jedem Leid zu ſchützen. Die Macht des Aberglaubens, tief eingeprägt in die Seele dieſer Neger, gewann die Oberhand über die erſchöpfte Natur. Der Fetiſch befahl ihm, er ſollte leben und er wollte es; er wollte ſeiner jetzigen Rache, ſeiner künftigen Freiheit leben. Dem weißen Tyrannen, der ihn wie einen Hund behandelt und dem er, ſchmeichelnd wie ein Hund, die Hände geleckt, dem Herrn, der ihn Zeit ſeines Lebens mit berechneter Grauſamkeit tauſend Qualen hatte erdulden laſſen, und den er dafür mit teufliſcher Verſtellung tauſendmal angelächelt hatte, demſelben Herrn wollte er frei gegenüber ſtehen und ihn dann mit kaltem Blute ſeiner grimmigen Rache opfern. Das war der einzige Gedanke, der ihn ausſchließend beherrſchte, der jede andere Empfindung unterdrückte, die ſonſt ſelbſt in der Bruſt des wildeſten Menſchen Raum hat und ihn jede Gefahr beſiegen, jeden Schmerz verachten lehrte.

Mit größter Anſtrengung raffte er ſich vom Bo=

den auf. Er hielt den Fetiſch krampfhaft gefaßt und drückte ihn gegen Stirn und Mund und Augen. Allmählich kehrte ſeine Ruhe zurück, ſeine Kräfte ſammelten ſich. Das unſtät umher irrende Auge haftete an einem Gegenſtand; er ſah mitten im Dickicht einen Strauch, unter deſſen dunklen Blättern purpurrothe Beeren hervorglühten. Er flog dorthin und ſog den erquickenden Saft derſelben gierig ein; die erſchlafften Glieder belebten ſich, und mit neuer Stärke ausgerüſtet, begann er ſeinen Weg fortzuſetzen.

In einem dunklen, von Felsſtücken und halbvermoderten Baumſtämmen gebildeten Thalkeſſel, aus welchem alles fröhliche Leben geſchwunden war, hielt er an. Die abgeſtorbenen Bäume, die in dem heißen Sande wurzelten, trugen nur welke Blätter an den dürren Zweigen, keine Schlingpflanze umwand mit weichen Armen die von der Sonne ausgeglühten Felſen, aus ihrem innerſten Geäder quellte kein erfriſchender Tropfen hervor und unzähliges Gewürm, zu ſcheußlichen Klumpen zuſammengeballt, wälzte ſich träge über den Boden hin. Die Luft ſtand unbeweglich und nur der Eingeborne durfte es wagen, hier zu verweilen, wo den Europäer in dem nächſten Augenblicke der Tod ereilt hätte.

„Hier Gift! — Hier Tod!“ — murmelte der Neger vor ſich hin, und die Freude blitzte aus ſeinen Augen. Plötzlich hielt er inne. Sein Auge war feſt auf eine Felsſpalte geheftet, aus welcher eine Schlange hervorzüngelte und dann mit lautem Geziſch über den Boden hinrollte, bis ſie, ungefähr in der Mitte des Thales, in die Erde kroch. Mit ſtieren Blicken verfolgte der Neger den Lauf des Thieres und harrte geduldig auf deſſen Rückkehr. Vergebens. Die Schlange blieb verſchwunden, aber an der Stelle, wo er ſie aus den Augen verloren hatte, ſchimmerte es, wie ein mattverglimmendes Licht.

Eine Stunde verſtrich. Alles war ſtill und unbeweglich, wie zuvor. Da ſprang Tecker auf, flog der Stelle zu, wo er die Schlange hatte verſchwinden ſehen, verſcheuchte das Gewürm und die ſchwirrenden Inſecten, lockerte die Erde auf, und hielt triumphirend einen Stein in die Höhe, der wie ein Diamant glänzte und hell leuchtete, wie ein Johanniskäferchen.

„Mein! Mein!“ rief er mit dem innigſten Drange des Entzückens aus. „Tecker frei und die Mynheers todt! Alle todt!“

Und mit dieſem Ausrufe, den er oftmals mit ſchallendem Gelächter wiederholte, das in dieſer tiefen

Einſamkeit grauſig wiederhallte, flog er den unlängſt durchmeſſenen Waldpfad zurück.

Schon warf die Sonne längere Schatten über die öden Sandſtrecken der Küſte, als Tecker, der eben aus dem Dickicht ins Freie treten wollte, den flüchtigen Fuß anhielt. Vorſichtig zog er ſich zurück, denn er hörte Jemanden nahen, und er kam von einem Gange zurück, auf welchem der Neger ſich ungern ertappen läßt. Dies Begegnen macht, nach ſeinem Glauben, die halbe Kraft des Zaubers unnütz; der theuer erkaufte Talisman tödtet nicht mehr plötzlich und unerwartet, bei der leiſeſten Berührung; er hemmt nur das Wachſen der Kraft, macht allmählich die Lebensſäfte gerinnen und bereitet den Körper geſchickt vor, jeden, auch den flüchtigſten Krankheitsſtoff, in ſich aufzunehmen. Vertraut mit dieſer Schwächung, die ſeinem theuer erworbenen Gute drohte, huſchte er leiſe und unhörbar über den Boden hin, aber zu ſpät, denn ein Genoſſe ſeines Stammes ſtand plötzlich vor ihm.

„Tecker!“ rief der Schwarze mit dem Tone des Schreckens. „Woher kommen?“

Der Gefragte ſchlug die Augen zu Boden. Seine Kniee ſchlotterten, er verſuchte vergebens, zu antworten.

„Du kommen von Schlangenmutter!“ fuhr der Andere fort. „Du haben . . . .“

Aber Tecker ließ ihn nicht ausreden; er ſprang auf ihn zu, als wollte er ihm den Mund zuhalten.

„Mich nicht berühren!“ rief der Schwarze erſchreckt zurückweichend. „Niemand berühren auf Congoküſte! Du ein Teufel! Mir warnen alle Neger vor Tecker den Teufel.“

„Wenn Du ſprechen!“ ſchrie Tecker ingrimmig und ſeine Augen flammten. „Wenn Du öffnen Mund, zu ſprechen von Schlangenmutter und Tecker, Du ſeien der Erſte . . . .“ Und mit dieſen Worten fuhr er mit der Hand in den Gürtel, worin er den theuer erkauften Stein verborgen hielt.

Laut aufkreiſchend ſprang der Schwarze bei dieſer Verheißung zurück und entfloh mit dumpfem Geheul; Tecker aber ſchlich langſam längs dem Saum des Waldes, verſchwand im Dickicht und blieb eine geraume Zeit unſichtbar.

Am andern Morgen hatte das holländiſche Schiff welches Herrn von Hagen an Bord hatte, die Rhede von Großfriedrichsberg verlaſſen; als die Sonne höher ſtieg, ſah man es nur noch, wie einen ſchwachen Punkt, am Horizont verſchwinden. Aber kurz vor dem Aufgange der Sonne, ehe man den

Anker lichtete, hatte das Boot des holländiſchen Schiffes vier Perſonen zu Lande gebracht: einen weißen Mann, der das Amt eines Aufſehers in den Beſitzungen Mynheer van Hagens bekleidete und die drei Neger, welche Tages vorher dem ſtolzen Kaufmanne die geheimnißvolle Goldplatte überreicht hatten. Nachdem die vier Perſonen noch Einiges miteinander geflüſtert hatten, gingen ſie nach vier verſchiedenen Richtungen auseinander; die Neger ſchlugen Pfade ein, die in das Innere des Landes, den Gegenden zuführten, wo die Dörfer freier und unabhängiger Negerſtämme lagen; der Weiße aber ſuchte ſich an dem Rande einer Quelle ein bequemes Nachtlager und miſchte ſich dann mit Anbruch des Tages unter die Koloniſten, von einer Stelle zur andern gehend, mit handſchlagendem Lobe das bereits Geſchehene bewundernd und mit großer Theilnahme ſich nach den fernern Abſichten und Plänen der neuen Einwanderer erkundigend.

Das freundſchaftliche Vernehmen zwiſchen der Beſatzung des däniſchen Schiffes und den Koloniſten dauerte fort. Man harmonirte täglich mehr, und hatte bereits einige für beide Theile gleich vortheilhafte Geſchäfte gemacht, deren aber für die Zukunft noch bedeutendere vorbereitet. Jetzt nahte die Zeit

heran, daß der Däne, der bereits eine Woche hier verweilte, ſich zum Abſegeln anſchickte, vorher aber noch die brandenburgiſchen Behörden zu einem fröhlichen Trunke in ſeiner Kajüte verſammelte. Als die Geſellſchaft nach einigen heitern Stunden ſich trennte, lichtete das Schiff die Anker und ſegelte mit wehenden Flaggen, unter dem Salut der brandenburgiſchen Kanonen ſeewärts, während die Gäſte der Dänen mit ihren Böten nach dem Lande zurückkehrten, das ihnen jetzt, wenigſtens für lange Zeit, die Heimath erſetzen mußte.

Von einem leichten Fieberfroſt geſchüttelt, betrat der Kammerjunker das Land. Er rief ſeinen Diener und befahl ihm, ſich an Bord des „Mohrian" zu begeben und den Doktor mitzubringen.

„So ſoll ich der Erſte ſein, der dieſem Klima den ſchuldigen Tribut bringt?" ſprach er vor ſich hin. „Ich fühl's, es iſt ein Fieber, das dieſe Knochen zuſammenſchüttelt. Und jetzt, gerade jetzt, wo ſo viele Dinge ein wachſames Auge erfordern. Nun, wie Gott will! . . . Selbing!"

„Herr Kammerjunker!"

„Ihr ſeid mein Vertrauter; Euch will ich es zuerſt ſagen. Selbing, ich werde krank."

„Das wolle Gott nicht! Ihr täuſcht Euch, werther

Herr! Vielleicht, daß die Anſtrengungen der letztvergangenen Tage Euern Körper allzuſehr ermattet haben. Das ſplendide Mahl des Dänen . . . .“

„Ich habe nichts gegeſſen und von dem Weine kaum genippt. Nein, nein, es iſt nicht das! Habt Acht auf mich, Selbing, und wenn ich wirklich auf's Krankenlager muß, tretet Ihr an meine Stelle. He! He! Platz! — Was will der Mann?“

Der Aufſeher, welcher von dem holländiſchen Schiffe zurückgeblieben war, trat mit Unterwürfigkeit heran und ſagte im demüthigen Tone:

„Verzeihe mir, Ew. Gnaden, daß ich es wage, Ew. Gnaden aufzuhalten. Ich hätte Ew. Gnaden wohl ein Paar Worte zu ſagen.“

„So macht es kurz!“ erwiederte von der Gröben, die Worte in fieberhafter Aufregung raſch hervorſtoßend. „Ich habe Eile!“

„Es ſoll ſogleich geſchehen ſein, Ew. Gnaden.“

„Wer ſeid Ihr? Ich kenne Euch nicht; habe Euer Geſicht nie geſehen.“

„Bitte Ew. Gnaden, mit meiner geringen Perſon keine weitern Umſtände zu machen. Ich bin mit dem holländiſchen Schiffe gekommen, welches Mynheer van Hagen hierher brachte, heiße Lütke Hahn und bin Aufſeher auf deſſen Niederlaſſungen. Sehen Ew.

Gnaden, der Verdienſt dort iſt geringe, und die Behandlung hart; man iſt keine Stunde ſein freier Herr, und hat nicht die geringſte Ausſicht auf einen eignen Heerd. Das iſt für einen ordentlichen Mann ſehr hart, Ew. Gnaden."

„Was habe ich damit zu ſchaffen? Laßt mich vorüber."

„Nur noch ein Wort, Ew. Gnaden. Weil's denn nicht länger zu ertragen war, bin ich deſertirt. Oder vielmehr, mein Herr iſt mir deſertirt. He! He! He! Nichts für ungut, Ew. Gnaden, aber mein Herr iſt abgeſegelt, während ich noch am Lande war. Und weil es nun ſo gekommen iſt, dachte ich — mit Genehm vor Ew. Gnaden — es ſei Gottes Wille und ich wünſchte, daß Ew. Gnaden mir geſtatteten, fortan in Dero Kolonie und unter dem Schutze der geſegneten kurbrandenburgiſchen Flagge zu wohnen."

„Hurrah!" rief Selbing luſtig. „Nun fangen ſogar die Beamten an, dem Holländer zu deſertiren und bei uns Schutz zu ſuchen. Thut mir den Gefallen, Herr Kammerjunker, und nehmt den Mann auf, wäre es auch nur, um die Holländer zu ärgern."

„Ja, laßt Euch erbitten, Ew. Gnaden," bat Lütke Hahn mit abermaligen Verbeugungen. „Es wird Ew. Gnaden nicht gereuen. Ich habe einen ziem-

lich offenen Kopf und kenne dieſe Neger durch und durch. Das darf ich ſagen, ohne damit zu prahlen und vor allen Dingen fehlt's mir nicht an gutem Willen."

„Jetzt nicht! Heute nicht mehr!" entgegnete von der Gröben im vollen Fieber. „Morgen, Morgen ſollt Ihr von mir hören!"

Und er ging mühſam weiter, von dem Fähndrich geleitet, der dem Holländer zuflüſterte:

„Kommt nur Morgen oben, und fragt nach dem Fähndrich Selbing, da wird ſich Alles finden! Ha! Ha! Ha! Herr Kammerjunker! Es muß die Holländer doch verdammt ärgern! — Aber Ihr ſchwankt ja, wie ein Schiff auf hoher See bei Sturmwind. Teufel! Es hat Euch arg gepackt! Stützt Euch feſt auf mich, Herr Kammerjunker!"

Aber Gröben vermochte nur langſam weiter zu gehen und Dank der Pünktlichkeit des Dieners, kam der Arzt eben ſo ſchnell vom Bord des Schiffes innerhalb der Baſtionen an.

Mehrere Tage vergingen. Trotz der Bemühungen des Arztes war das Fieber nicht gewichen. Die Bewohner der Kolonie nahmen den lebhafteſten Antheil, denn Gröben hatte ſich bei allen Bewohnern derſelben beliebt gemacht und behandelte namentlich

die Schwarzen, welche ſich unter ſeinen Schutz geſtellt hatten, mit größter Freundlichkeit. Er vorbot, ſie durch allzuſchwere Arbeit zu drücken, erließ ihnen in geeigneten Fällen die verwirkte Strafe für einzelne Uebertretungen der Geſetze und leiſtete ihnen Vorſchub, wo es irgend mit dem Wohle des Ganzen verträglich war. Darum ging ihnen Allen auch das Leiden des Herrn nahe. Vertraut mit den Krankheiten, welche durch das Klima hervorgerufen wurden, ſo wie mit den Mitteln, wodurch dieſe ſich heben ließen, ſammelten ſie in der Stille der Nacht die heilſamen Kräuter, die in verſchwenderiſcher Fülle an den Ufern der Bäche und Quellen wuchſen und machten ſich anheiſchig, den Kranken ſo ſchnell als nur immer möglich herzuſtellen. Allein der Arzt hörte nicht auf die Betheurungen der Schwarzen, welche er für ein dummes, unwiſſendes Heidenvolk erklärte, das von der Heiligkeit der Wiſſenſchaften keine Ahnung hätte. Er vertraute allein ſeiner Kunſt und der Unfehlbarkeit ſeiner Medicamente, die er ſelbſt bereitete, und als es ihm nicht gelingen wollte, ſich der Zudringlichkeit dieſer ſchwarzen Quackſalber — wie er ſie nannte — zu erwehren, ließ er ſie endlich mit Gewalt von der Schwelle des Hauſes entfernen.

Aber Alle waren ſie nicht gegangen.

Unter den Negern, welche den Doktor beſtürmten, war Einer, der länger aushielt, als die Andern. Seine Beharrlichkeit hatte die Aufmerkſamkeit des Arztes erregt. Er war weit entfernt, den Saft ſeiner Kräuter als ein heilſames Mittel anzupreiſen und zu behaupten, daß der Kranke davon geneſen müſſe. Im Gegentheil ſprach er laut ſeine Zweifel aus, ſo oft er glaubte, der Doktor werde ſeine Stimme vernehmen, und blickte dann mit Hohn auf ſeine Kameraden herab, die in ihrem Eifer nicht nachließen, ſo lange ſie noch nicht mit Gewalt verjagt worden.

Das war Tecker. Er demüthigte ſich vor dem Doktor, und erhob ihn in den Himmel. Der auf ſeine beſchränkten Kenntniſſe eitle Mann war den Schmeicheleien eines unwiſſenden Negers nicht unzugänglich, er hörte auf ihn, er duldete ihn um ſich und nahm ſeine Dienſtleiſtungen an. In kurzer Zeit hatte der liſtige Schwarze jede Hülfe für immer von dem Kranken entfernt, er hatte ihn auf die machtloſen Medicamente des Schiffsarztes beſchränkt und ſah den Augenblick vor ſich, wo es ihm gelingen werde, die Kammer des Kranken zu betreten und den Zauber ſeines Talisman's auf denſelben einwirken zu laſſen.

Der Neger bebte vor Ungeduld.

Es war Nacht, und tiefe Stille rings umher. Nur das Meer zog dumpfgrollend gegen das Ufer heran, ergoß ſich ſchäumend über den Strand und zog ſich dann in langer Diehnung, hell aufleuchtend, zurück. Kein Luftzug fuhr erfriſchend durch die Wipfel der Palmen und Brodbäume und ſchreckte die verſchlafenen Papageien von ihren Neſtern im dunklen Laube der Tamarinden auf. Aus weiter Ferne her vernahm man das dumpfe Brüllen des auf Raub ausziehenden Wüſtenbewohners, der, die Spur des verfolgten Wildes verfehlend, ſich am Rande einer Oaſe niederſtreckte.

In ſeiner Kammer lag Otto von der Gröben einſam auf ſeinem Lager; er hatte den Diener, der bereits zwei Nächte bei ihm gewacht, fortgeſchickt und verſank bald darauf in einen leichten Schlummer. Eine düſter brennende Lampe warf ungewiſſe Schatten, die über das Geſicht des Kranken geſpenſtiſch hinhuſchten. Bald warf er ſich unruhig von einer Seite auf die andere, ein böſer Traum mußte ihn quälen, denn er hob unwillkürlich die Hand, als wollte er das ſinnverwirrende Gebilde verſcheuchen und ſtieß einzelne, unverſtändliche Töne hervor. Aber bald nahte ſich eine freundliche Fee ſeinem Lager, die das

wirre Geſpinnſt zerriß, das ihn gefangen hielt, und lieblichere Geſtalten an ſeinem innern Sinn vorüberführte, denn ſeine Stirn glättete ſich, ein ſtilles Lächeln umſchwebte ſeine Lippen, ein ſanfter, gleichmäßiger Athemzug hob die Bruſt: er ſchlummerte in Frieden.

In dieſem Augenblicke ſchob ſich der leichte Vorhang zurück, der die Stelle der Thür vertrat. Ein dunkler Schatten ward ſichtbar. Es war Tecker, der über die Schwelle trat und behutſam näher ging. Aber gleich hinter ihm trat ein zweiter dunkler Schatten in den Rahmen der Thür. Es war einer der Cabuſier, einer der treueſten Verbündeten der Brandenburger, der ſchon lange umſonſt für den Kranken ein ächtes Heilmittel angeboten hatte, und ſeit dem Erſcheinen Teckers in der Umgebung des Arztes, dieſen mit großem Eifer überwachte.

Tecker ſah ſich überall in dem Gemache um, ohne ſeinen Verfolger zu entdecken, der ſich mit großer Gewandheit immer gerade hinter ſeinem Rücken hielt. Ein teufliſches Lächeln flog über das Geſicht des Schwarzen. Er war allein. Der Ausführung ſeines Vorhabens ſtand nichts im Wege. Mit Behendigkeit flog er an das Lager und beugte ſich über den Kranken.

Sein Schatten folgte ihm.

Der Kranke ſchlief ruhig fort. Er hatte keine Ahnung von der Nähe des böſen Dämons, der ihm jetzt das Leben nehmen wollte. Die Fauſt des Mörders krallte ſich unwillkührlich zuſammen und ſenkte ſich auf das Lager herab, als wollte er ihn mit einem kühnen Griffe erdroſſeln.

Sein Schatten folgte allen ſeinen Bewegungen.

Langſam zog er nach einer Pauſe ſeine Hand zurück und richtete ſich bedächtig wieder auf. Sein Blick ruhte lange und feſt auf dem Kranken, als wollte er ihn durchbohren. Er weidete ſich noch ein Mal an dem Opfer, welches die Schlangenmutter in ſeine Gewalt gegeben, ehe er es für immer verderbte.

Sein Schatten ließ ihn nicht einen Augenblick aus den Augen.

Plötzlich, als bereue er die unnütz vergeudete Zeit, fuhr er mit der Hand nach dem Gürtel und zog den im Dickicht des Waldes erbeuteten Talisman hervor, aber eben ſo plötzlich packte ihn der Cabuſier im Genick und warf ihn mit einem gewaltigen Ruck zu Boden. Der Angriff geſchah ſo ſchnell, ſo unerwartet, daß der Mörder, wie vom Blitz getroffen, kein Glied zu rühren wagte und regungslos am Boden liegen blieb. Der Cabuſier ſetzte den Fuß auf ſeinen Nacken.

Der Kranke fuhr verſtört aus ſeinem Schlummer auf und ſtrich mit der Hand über die Stirn:

„Emma! Emma!“ rief er, noch unter dem Einfluſſe eines lieblichen Traumes ſtehend, der auf eine ſo herbe Art verſcheucht worden war. Dann aber, ſich beſinnend, blickte er unruhig auf den Cabuſier, der noch immer regungslos ſtand, den Fuß auf den Nacken ſeines Feindes geſetzt:

„Was giebt es hier? — He! Hollah! — Wache! — Wollt Ihr mich morden?“

„Mörder hier!“ antwortete der Cabuſier ruhig, den Fuß niederdrückend.

„Was treibt Ihr da? — He! Hollah! Hört Niemand meine Stimme? Oder habt Ihr ſchwarzen Hunde ſchon all’ die Meinigen erſchlagen?“

Mit der größten Anſtrengung verſuchte es von der Gröben, ſich vom Bette zu erheben, und der drohenden Gefahr zu entfliehen, worin er ſich befand, allein umſonſt. Das Fieber hatte ſeinen Körper zu ſehr geſchwächt, ein kalter Schweiß überſtrömte ſeine Stirn und er ſank erſchöpft zurück.

Aber die Stimme des Hülferufenden war vernommen worden. Der Diener, welcher ſich in dem anſtoßenden Gemache befand, kam ſchnell herbei, gefolgt von Selbing, der ſeit der Krankheit des Kam-

merjunkers die Wohnung deſſelben nicht mehr verlaſſen hatte. Ihnen folgten Andere.

Der Cabuſier wurde zuerſt ergriffen, und Tecker aus ſeiner hülfloſen Lage befreit. Der Arzt, welcher herbeigekommen war, und den Zuſtand ſah, worin ſich der Neger befand, der ſich ihm ſo treu gezeigt hatte, ward zornig, und befahl, ihn ſofort gegen ſeine Bürgſchaft loszulaſſen, allein der Cabuſier, der ſeinen gefährlichen Gegner nicht einen Augenblick aus den Augen ließ, und gewahrte, daß Tecker den glänzenden Talisman noch immer zwiſchen den zuſammengepreßten Fingern hielt, ſchrie laut auf:

„Halten feſt, Mörder! Halten feſt! Große Fetiſch in der Hand! Gift! Gift!“

„Was zum Donner!“ rief Selbing erboſt und ergriff den Arm des ſich krümmenden Negers. „Zwiſchen den Fingern, ſagt Ihr? Schwarzer Satan, mache die Hand auf, oder ich ſäble ſie Dir ab. Da läßt er etwas fallen! Hebt es auf!“

Der Arzt, welcher all' dieſen Bewegungen eifrig folgte, ſah, wie Tecker, dem Schmerze nachgebend, etwas Glänzendes fallen ließ. Aber noch hatte es den Boden nicht berührt, als auch ſchon der leichte Schimmer erbleichte, und eine ſchwärzliche Nuß einige

Schritte weit wegkollerte. Raſch ſtreckte er die Hand darnach aus und betrachtete es mit prüfendem Auge.

„Nun? Iſt das Alles?“ rief Selbing dem Neger zu, den er derbe ſchüttelte. „Wahrhaftig, er verbirgt ſonſt nichts in ſeinen ſchwarzen Klauen! Sprich, Kerl, was ließeſt Du fallen?“

„Gift! Gift!“ ſchrie der Cabuſier. „Gift von mächtig Fetiſch im Walde!“

Tecker ſchwieg und preßte die Zähne zuſammen. Der Arzt richtete einen fragenden Blick auf ihn und ſagte:

„Ich kann's nicht glauben, daß es Gift ſein ſoll. Dieſer Schwarze war mir zugethan und fing an, für mich ein treuer Famulus zu werden. Aber ich will es unterſuchen, um der Gerechtigkeit nichts zu vergeben. Ihr werdet ſehen, es iſt eine Verläumdung.“

Der Arzt ging hinaus.

Unterdeſſen war von der Gröben auf das Lager zurückgeſunken und hielt ſeine Augen geſchloſſen. Sein Diener blieb ihm zur Seite, während der Fähndrich die Neger nach der Halle führen ließ, verſichernd, daß derjenige von ihnen, der als ſchuldig befunden würde, die Sonne des nächſten Tages nicht überleben ſolle.

Nach einer viertel Stunde kehrte der Arzt zurück,

ſein Antlitz war bleich wie der Tod und er ſtotterte mit bebenden Lippen:

„Gift! — Verdammtes, ſchändliches Gift und in ſolcher Maſſe, daß wir Alle daran genug gehabt hätten. Der ſchwarze Satan hat mich betrogen; er iſt ein Meuchelmörder.“

„So iſt er geliefert! Hörſt Du, Beſtie? Deine Stunde iſt gekommen. Gleich Morgen ſoll die hanfene Halskrauſe Dich zieren, bis dahin werde ich Dir Quartier anweiſen und Du darfſt verſichert ſein, es ſoll nicht zu vornehm eingerichtet werden! Hinaus mit dem Schurken!“

Die empörten Brandenburger ergriffen den Neger bei den Beinen und ſchleppten ihn aus der Halle, der Arzt ging zu dem Kranken und Selbing traf Vorkehrungen für die Sicherheit des Hauſes. Der Cabuſier, der den Mörder entdeckt hatte, durfte ihm nicht von der Seite.

Bald nachher herrſchte überall wieder die vollkommenſte Ruhe.

Siebentes Kapitel.

In Strömen goß der Regen vom Himmel herab. Der Donner rollte ohne Aufhören von einem Ende des Horizontes zum andern, zackige Blitze riſſen die tiefhangenden Wolken auseinander und der Sturm peitſchte das Meer mit ſolcher Gewalt gegen die Küſte, daß die Brandung hoch aufſpritzte und in ihrem wilden Grimme auf Augenblicke das Rollen des Donners übertönte. Er raſte durch den finſtern Wald, warf die hohen Palmen mit ihren ſtolzen Kronen zu Boden und die vom ſtrömenden Regen angeſchwollenen Gewäſſer ſtürzten toſend und ſchäumend darüber hinweg. Die wilden Thiere, die raubbegierigen Söhne der Wüſte, die ſonſt mit glühenden Augen und ausgereckter Tatze, die willkommene Beute erwarteten, hatten ſich ſcheu in das Innerſte ihrer Höhlen verkrochen und ein leichter Schauer durchzitterte ſie bei dieſem furchtbaren Aufruhr der Elemente.

In dieſer Nacht, in welcher alle Schrecken eines tropiſchen Gewitters losgelaſſen waren, ſaß unfern von einem im tollſten Wirbel herabſtürzenden Gießbach, unter dem Schutz eines weit überragenden Felſens, ein Haufen Neger, mit begehrlichen Augen auf ein Faß mit Branntwein ſchauend, das am Ende des Halbkreiſes lag, und aus welchem ein Weißer die ihm dargereichten Calebaſſen willig füllte. Es war Lütke Hahn, der angeblich entlaufene Aufſeher, einer der heimlichen Emiſſaire Matthias van Hagens.

„Nun, Ihr ſchwarzen Beſtien! Habt Ihr bald genug? Mein Brünnlein fängt an, zu verſiegen. Gott verzeih mir die Sünde, das Volk hat auch bei einem Wetter wie das heutige, kein Gewiſſen und ſaugt ſich voll wie ein Schwamm! Hilf der Herr, iſt das ein Aufruhr! Ich habe alle Tage meines Lebens ſo etwas nicht gehört!“

„O Mynheer! Gute Mynheer! Geben ein Tropfen arme Ati, was haben nicks gekriegt ganze Nacht! —“

„Was? Die ganze Nacht keinen Tropfen? Haſt Du nicht ſchon . . . Herr des Himmels, das geht an's Leben! Dieſer Donnerſchlag wirft uns die Felſen über den Kopf zuſammen! Gott ſei mir Sünder gnädig!“

Der Holländer zog ſich ſcheu bis an die Fels=

wand zurück. Ein lang nachhallender Donner rollte über die Häupter der nächtlichen Rotte hin, ein Blitz fuhr ihm nach und riß von dem Gipfel des Felſens das Geſtein, nebſt den darin wurzelnden Baumſtämmen los, die jetzt mit furchtbarem Gepolter zuſammenkrachten und dicht vor den Schwarzen niederſtürzten.

„Ich bin hin! Ich bin hin!“ ſchrie der Holländer. „Dieſe Nacht iſt meine Letzte! Betet, Ihr ſchwarzen Hunde, betet, daß wir uns mit dem Leben durchbringen!“

Aber die Schwarzen hörten nicht auf die Ermahnungen des Aufſehers; ſie achteten weder des Donners, noch der herabſtürzenden Baumſtämme. Mit gierigen Augen verfolgten ſie die Bewegungen des Mannes, der ſich von dem Faſſe zurückzog und, ohne daſſelbe noch eines Blickes zu würdigen, an der innerſten Seite des Felſens niederkauerte. Kaum ſahen ſie das Ziel aller ihrer Wünſche von der läſtigen Aufſicht befreit, als ſie mit einem wilden Freudengeſchrei darüber herſtürzten, und nicht eher abließen, als bis der letzte Tropfen deſſelben verronnen war. Dann hockten ſie ſchweigend einander gegenüber und ſtarrten ſich in dumpfer Fühlloſigkeit an,

wenig bekümmert um dasjenige, was der nächſte Augenblick ihnen bringen werde.

Mit dem gewaltigen Schlage, der die rieſigen Baumſtämme von dem weithin ragenden Felſenhaupte in die Tiefe der Schlucht hinunter warf, ſchien die Kraft des Unwetters ſich gebrochen zu haben. Zwar grollten die Donner fort, die Blitze riſſen die tief herabhängenden Wolken mit kühnem Riß von einander, aber die wilden Schrecken der Nacht folgten ſich nicht mehr ununterbrochen, es traten einzelne Momente der Ruhe ein, wo die von dem heftigen Kampfe erſchöpfte Natur ſich einen erfriſchenden Athemzug vergönnte.

Mynheer Lütke Hahn erwachte nach und nach aus ſeiner Betäubung; er raffte ſich vom Boden auf und rieb ſich die Stirn, als wollte er ſich auf etwas beſinnen. Allmählich kehrten ihm die Gedanken zurück, und mit einem Satze ſtand er in dem Kreiſe der Schwarzen:

„Ich dachte es mir! Rein ausgeſoffen haben die Beſtien das Faß bis auf den letzten Tropfen, und mir nichts übrig gelaſſen, als das Riechen am Spund. Wenn Ihr dieſe Unverſchämtheit nicht mit einer doppelten Portion Willfährigkeit wieder gut macht, ſo ſoll Euch meine Peitſche um die Ohren ſummen...“

Und Lütke Hahn machte bei dieſen Worten mit dem rechten Arm eine Bewegung, als hätte er die Peitſche in der Hand, und wollte damit einen Haufen widerſpenſtiger Neger zur Arbeit treiben.

Aber die nächtlichen Söhne des Waldes wollten dieſe Drohung nicht ungerügt hinnehmen; ſie ſtießen ein dumpfes Geheul aus, und die geballten Fäuſte erhebend, ſprangen ſie vom Boden auf:

„Wir nicks Sclaven! Nicks verkauft an weiße Mann für Feuerwaſſer! Wir freie Accoda-Neger! Freie Schwarze! Bruder von Hollandaiſe! Wir freie Mann, Alle! Freie Accoda-Mann, was nicks kennen Peitſche!“

Die Augen der Neger glühten vor Zorn. Lütke Hahn bemerkte ihre drohenden Bewegungen und zog ſich ſcheu zurück:

„Ja doch, ja! Ich weiß es ſchon! Ihr ſeid nicht für Brantwein und Pulver verkauft, ſondern ſeid freie Accoda-Männer! Reißt nur den Mund nicht ſo weit auf! Das Wort wegen der Peitſche hat Euch ja nicht gegolten, ſondern iſt noch eine Angewohnheit aus früherer Zeit! Ihr ſeid tüchtige Jungens, die Bundesgenoſſen der Holländer ſein wollen und ihnen ihren Beiſtand leihen zur Zeit der Noth.“

Ein Gemurmel des Beifalls durchlief die Reihen der Schwarzen.

„So iſt's alſo recht? Habe ich's endlich getroffen? Wußte wohl, daß wir uns verſtändigen würden. Ihr könnt nichts Beſſeres thun, als die Bundesgenoſſen der Holländer ſein, ſie waren von jeher Eure beſten Freunde und werden's bleiben; ſie geben Euch reichlich, beſchützen Euch gegen Eure Feinde und kaufen Euch Eure Gefangenen zu einem guten Preiſe ab. So war es bisher, und ſo ſoll es bleiben! He? Soll es nicht?"

„Soll bleiben! Bleiben! Hollandaiſe Freund von Accoda-Mann!" riefen die Schwarzen durcheinander. „Frei Hollandaiſe und frei Neger."

„Verſteht ſich, Jungens, ſo habe ich es auch gemeint. Aber wenn das gute Einvernehmen unter uns fortbeſtehen, und Jeder ſeinen Vortheil davon haben ſoll, ſo müſſen wir die Feinde, welche uns das nicht gönnen, ſondern uns Alles fortnehmen wollen, zu Boden werfen, und ihnen die Gurgel zuſchnüren. Ich meine die Brandenburger! Verſteht Ihr? He?"

Ein lautes, widerliches Gekreiſch der Schwarzen ſagte dem Unterhändler, er ſei verſtanden.

„So geht denn hin. Und thut Ihr, wie verab-

redet, iſt binnen Monatsfriſt von dem ganzen hergelaufenen Geſindel Keiner mehr übrig!"

„Kommen uns anführen!" rief einer der Neger. „Wir bereit!"

„Ich habe es Euch ja geſagt, daß wir das nicht können," unterbrach ihn unwillig der Holländer. „Zehn Mal kann man dieſem Volke etwas auseinander ſetzen, und ſie begreifen's doch nicht. Wenn wir ſelbſt dieſe Brandenburger mit den Waffen in der Hand angreifen, ſo bedeutet das einen Krieg und was wir hier mit einer Handvoll Leute anfangen, das ſetzen ſie drüben in Europa mit vielen Tauſenden fort. Verſteht Ihr? Und dann wiſſen wir nicht, auf weſſen Kappe es kommt, und wer es am Ende ausbaden muß. Glotzt mich nicht ſo an, Kerle! Ihr habt mich entweder ſchon verſtanden und dann iſts genug, oder Ihr werdet mich niemals verſtehen und dann iſt es ſchon zuviel. Wir rüſten Euch aus und Ihr ſollt die Brandenburger fortjagen, denn das iſt naturgemäß, weil Ihr die Herren des Bodens ſeid. Verſteht Ihr? Freie Männer, die noch Niemand verkauft hat und auch Niemand verkaufen wird."

„Wir frei! Wir frei!"

„Ja doch! Und ſollt's ferner ſein. Dann müßt Ihr aber das Geſindel vertreiben, das Euch dieſe

Freiheit nehmen will. Die Neger, die ſich mit ihnen verbunden haben, ſind Eure geſchwornen Feinde. Sie werden ſich mit Liſt Eurer bemächtigen, und dann ſeid Ihr verloren; ſie verkaufen Euch an die Engländer, an die Dänen, oder wer Euch ſonſt haben will. Bleibt nur unthätig auf dem Rücken liegen und Ihr werdet bald genug die Peitſche um Eure Ohren ſummen hören! Die Nacht geht zu Ende. Soll ich Euern Entſchluß wiſſen?"

Die größte Zahl der Anweſenden erklärte ſich bereit, den Rathſchlägen des Holländers zu folgen und die ihnen befreundeten Negerſtämme gegen die Brandenburger aufzureizen; ſie nahmen Abſchied von Lütke Hahn und zerſtreuten ſich in der Wildniß, um ihr Wort ſogleich durch die That zu löſen. Ein ziemlich zahlreicher Haufe aber blieb bei dem Holländer zurück. Dieſe ſetzten Mißtrauen in die Verſprechungen, welche er ihnen machte und wollten ſich zu keiner Gewaltthätigkeit verſtehen, bis man es ihnen klar bewieſen habe, daß der verdiente Lohn ihnen wirklich zu Theil würde und die Brandenburger den Entſchluß gefaßt hätten, ſich ihrer zu bemächtigen und ſie als Sclaven zu verkaufen.

„Ihr ſeid ein eigenſinniges, nicht klug zu machendes Volk, das nicht zufrieden iſt mit einem

Stück Vieh für ſein Feld, ſondern auch gerne gleich die ganze Nachkommenſchaft der Beſtie mitbekommen möchte. Soll man Euch, zum Teufel, den Lohn eines Jahres vorausgeben und ſich dann mit Dem begnügen, was Ihr in Eurer Großmuth dafür zu thun geneigt ſeid? Zum Teufel mit ſolchen Zumuthungen! Ich will es den Mynheers ſagen, und ſie werden berathſchlagen, wie man Euch zufrieden ſtellt. Und von dem böſen Trachten der Brandenburger wollt Ihr überzeugt ſein, ehe Ihr eine Hand gegen ſie erhebt? Ha! Ha! Ha! Das iſt ſo menſchenfreundlich gedacht, daß man glauben ſollte, Ihr hättet fein ſauber in Dortrecht oder Amſterdam auf der Schulbank geſeſſen und im „Chriſtlichen Sittenſpiegel von Mynheer Jacobus Somers" geleſen! Nun, ſo kommt mit! Es ſoll mir nicht ſchwer werden, dies letzte Verlangen zu erfüllen; aber wenn Ihr Euch überzeugt habt, dann langt zu und macht ihnen den Garaus."

Die Finſterniß war allmählich entwichen, die Stürme hatten ſich gelegt und über das nächtliche Werk der Zerſtörung ſtieg die Morgenſonne in aller ihrer Pracht empor. Die Neger brachen auf und ſchlugen den Weg nach Großfriedrichsberg ein. Der

Aufſeher ſchritt dem Zuge voran und brummte vor ſich hin:

„An den Galgen mit dieſen Neger-Canaillen! Dies Volk iſt ſo voller Anſprüche, daß man ſie ununterbrochen nudeln könnte, wie bei uns daheim eine fette Gans und ſie wären doch nicht zufrieden. Aber ich baue auf mein gutes Glück, das mich ja ſchon ſo oft aus mancherlei Fährlichkeiten erlöſt hat. Wir kommen am Ende doch noch zurecht, um einen luſtigen Streit mit anzuſehen, der zwiſchen Brandenburgern und Negern ausbricht, wobei die Letztern unterliegen müſſen, denn Europäer ſind doch immer Europäer, und dann findet ſich leicht eine Gelegenheit, das Ganze zu unſern Gunſten zu drehen und zu wenden.“

Mit dieſem Reſultate ſeines Nachdenkens ſchien Mynheer Lütke Hahn zufrieden zu ſein, denn er ging unverdroſſen an der Spitze ſeiner Kolonne weiter und rieb ſich fröhlich die Hände. Er ſah ſich öfters nach ſeinen Genoſſen um und hatte bald einen Scherz, bald eine Ermunterung auf den Lippen, als plötzlich ein Kanonenſchuß das Lachen und Kichern der Kolonne unterbrach. Dieſe befand ſich gerade am Ausgange des Gehölzes, auf einem Punkt, von welchem aus man die Verſchanzungen von Großfriedrichsberg

deutlich ſehen konnte. Der weißliche Rauch, welcher in den blauen Himmel emporſtieg und ſich nur unmerklich verzog, zeigte an, daß der Schuß von dieſen Schanzen gefallen ſei.

Lütke Hahn hielt an und winkte den Negern, ſich hinter die Bäume zurückzuziehen. Alle ſahen lebhaft erregt zu dem Berge hinauf, aber ſie bemerkten nichts, als die Flagge, die auf der höchſten Spitze des Walles gerade an der Stange niederhing, da der Wind zu ſchwach war, ſie in Bewegung zu ſetzen.

„Haltet Euch ſtill, Leute! Laßt Euch nicht ſehen!" rief der Holländer rückwärts gewendet. „Es könnte irgend eine Spürnaſe hinter jenen Verwallungen uns entdecken und unſere große Zahl möchte Verdacht erregen, zumal man nicht gewohnt iſt, mich dort mit Leuten Eures Schlages verkehren zu ſehen. Ihr verſteht mich? He? Ein Schuß zu ſo außergewöhnlicher Zeit, bei ſo ruhigen und ordentlichen Leuten als dieſe Brándenburger ſind, hat etwas zu bedeuten und ich vermuthe, wir ſind der Erreichung unſeres Zieles näher, als wir gedacht haben. Laßt mich allein vorausgehen und kommt nach und nach auf verſchiedenen Wegen hinter mir hergeſchlichen. Wir können uns dann am Fuße des Berges, wie zufällig, treffen und es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn ich nicht

ſchon etwas Erkleckliches ausgekundſchaftet hätte, ehe Ihr Euch noch zuſammen gefunden habt.“

Er trat hinter dem Buſche hervor, und ſchlug den geraden Weg zu den brandenburgiſchen Verſchanzungen ein, es den Negern überlaſſend, auf welche Weiſe ſie ihm zu folgen gedachten. Je näher er kam, je lebendiger wurde es; die Koloniſten hatten ſämmtlich ihre Wohnungen verlaſſen, und dachten nicht daran, ſich an ihr Tagewerk zu begeben, ſondern zogen nach der Spitze des Berges dem Platze zu, wo die Wohnung ihres Kommandanten lag.

Der Arzt ſtand auf dem Perron und hatte große Mühe, auf alle an ihn gerichtete Fragen zu antworten. Dieſe hatten nur einen Zweck: das Befinden des Kammerjunkers und die ſtets bereitwillige Antwort lautete, der Herr ſei außer aller Gefahr, indem der Neger ſeinen boshaften Frevel nicht habe ausführen können und der Beſtrafung für ſeine beabſichtigte Unthat entgegen ſehe.“

„Viertheilt ihn! — Zerreißt ihn in tauſend Stücke! — Laßt ihn von wilden Beſtien zerfleiſchen! — Staupbeſen und Brandmark für den Hund, der unſern guten Herrn vergiften wollte!“ riefen die Brandenburger, im höchſten Grade empört und for=

derten mit lauter Stimme, daß ihnen der Schwarze zur Beſtrafung übergeben werde.

Lütke Hahn hatte ſich unter den Haufen gemiſcht und ſchlau nach der Urſache der allgemeinen Aufregung geforſcht. Er erfuhr den verunglückten Vergiftungs-Verſuch des Negers Tecker, und horchte mit erheucheltem Erſtaunen auf den Ausgang eines Drama's, deſſen Einleitung er, in Gemeinſchaft mit Matthias van Hagen, ſelbſt entworfen hatte.

Tecker gehörte demſelben Negerſtamme an, mit dem der Aufſeher während der Nacht unterhandelte und deſſen eigenſinnigſte Glieder er jetzt bis unter die Wälle von Großfriedrichsberg geführt hatte. Ein Strahl der Freude durchzuckte ihn, denn indem dieſer Eine als ein gerechtes Racheopfer fiel, war das Mittel gefunden, welches bei den bis jetzt unentſchloſſenen Negern jede Bedenklichkeit vernichten und ſie zu den unverſöhnlichſten Feinden der Brandenburger machen mußte.

„Seh Einer die Bosheit!" ſagte er in dem Tone ſcheinbarer Entrüſtung. „Einem ſo guten, menſchenfreundlichen Herrn nach dem Leben zu trachten, der mich gütig hat beſcheiden laſſen, und mein Geſuch, unter dem Schutze ſeiner geſegneten Flagge wohnen und mich ehrlich ernähren zu dürfen, gütigſt bewilligt

hat! Ich gehöre alſo gewiſſermaßen Euch an, und ich verſichere Euch, daß mein Zorn nicht geringer iſt, als der Eure! — Was aber, wenn's beliebt — bedeutete vorhin der Kanonenſchuß?"

„Er bedeutete, daß das Gericht zuſammentrat, um über den Mörder abzuurtheilen."

„Das Gericht, ſagt Ihr? Das iſt gut, und ob es mir faſt unnütz ſcheint, würdige Männer wegen eines ſolchen Schurken zu bemühen, ſo kann doch ſpäterhin Niemand ſagen, der Mörder ſei ohne Urtheil und Recht, ſondern nach aller Form des Geſetzes gehangen worden."

„Was? Blos hängen ſoll man einen ſolchen Hund, der ſich heimlich in ein Krankenzimmer ſchleicht und Gift in die Medizin des Patienten gießt? Ihr ſeid wohl ein Genoſſe von ihm, weil Ihr ihn blos gehangen haben wollt?"

„Gott ſoll meine arme Seele vor Verſuchung ſchützen und möge es Euch verzeihen, daß Ihr mir dergleichen aufreden wollt. Ich ein Freund von Meuchelmördern und Giftmiſchern! Aber Ihr habt Recht. Ich bin zu gutherzig. Hängen iſt viel zu wenig! Was meint Ihr zum Viertheilen, oder mit glühenden Zangen zwicken, oder mittelſt eines Spießes langſam am Feuer braten?"

„Wenn Ihr's ſo gut verſteht, allerlei ſolche Galgenſtrafen auszudenken, ſo könnt Ihr Euch ja um das Amt eines Henkers bei uns bewerben!“

„Ja, Mann! Thut es! Es iſt noch unbeſetzt; man wirds Euch nicht verweigern. Und damit könnt Ihr auch am Beſten die Beſchuldigung von vorhin, als wäret Ihr ein heimlicher Bundesgenoſſe des Negers, von Euch abwälzen.“

Ein Zornesblick traf die Männer, welche ſich dieſe Aeußerung geſtattet hatten und jetzt von ihren Gefährten deshalb geſcholten wurden. Aber der Holländer faßte ſich bald und der Förderung ſeines Werkes gedenkend, ſprach er:

„Laßt nur! Ich will's nicht gehört haben! Es war freilich arg, aber in ſolchen Tagen der Aufregung wird manches Wort geſprochen, deſſen Folgen man nicht bedenkt. Ihr habt mir ſehr weh gethan, aber ich habe es vergeſſen und wir wollen nicht weiter darüber grübeln. Gebt mir Euere Hand! Es ſoll Alles vergeben und vergeſſen ſein.“

Zögernd reichten die beiden Männer dem Holländer ihre Hand dar, und Dieſer ſchlug einen guten Trunk zur Verſöhnung vor, als neuerdings eine Kanone gelöſt wurde.

„Was iſt das nun wieder?“ rief Lütke Hahn.

„Wahrhaftig, man kommt aus dem Schrecken heute gar nicht heraus!“

„Seid Ihr ſo ſchreckhaft? Das bedeutet, daß das Gericht geſprochen und der Mörder ſein Urtheil empfangen hat. Es iſt nun Alles vorüber.“

„Iſt es? Nun! Gott ſei ſeiner armen Seele gnädig. Verſteht mich, ich denke mir, daß dieſe Neger doch immer eine Art Menſchen mit einem Stückchen Vernunft ſind und nicht, wie uns meine Landsleute glauben machen wollen, ſchwarzes Vieh, das zufällig, wie die Affen, von Außen einem Menſchen ähnlich ſieht.“

„Das heißt Euch Gott ſprechen!“ erwiederte ein hecktiſcher Märker, der in der doppelten Eigenſchaft eines Landbebauers und eines Schuſters der Kolonie angehörte. „Mit ſolchem heidniſchen Glauben, wie Ihr ihn von den Eurigen mit hinüber bringt, kommt Ihr bei uns nicht durch. Da geht einmal, wenn Ihr nun doch hier wohnen und mit uns verkehren wollt, zu unſerm Herrn Paſtor; der wird Euch ſagen, daß es mit Vernunft begabte Geſchöpfe ſind, ſo gut als wir, die aber der Gnade noch nicht theilhaftig worden und die wir deshalb mit zwiefacher Nachſicht und Geduld anſehen und ihnen freundlich zugethan ſein müſſen in allen Dingen, zu jeder Stunde, da-

mit wir uns ihr Vertrauen erwerben und ſie ſich von uns willig auf den Pfad des Heils führen laſſen, welcher ihnen nicht verwehrt iſt, ſondern vielmehr iſt ihnen die Pforte der Gnade weit geöffnet, und ſie können einziehen in das himmliſche Freudenreich, angethan mit dem Kleide des Friedens, welches ſein wird, weiß und leuchtend, trotz ihrer ſchwarzen Farbe, und werden ſie mit tauſendſtimmigem Jubel empfangen, und alle Engelchöre ſingen Halleluja!"

Der Holländer war ganz ſtill geworden. Eine ſolche Fülle von Salbung hatte er Zeit ſeines Lebens nicht vernommen, das Wort war ihm buchſtäblich im Munde erſtarrt. Der Märker that einen tiefen Athemzug, und öffnete den Mund von neuem, als zum Glück für den Verſtand des Lütke Hahn, eben jetzt die brandenburgiſchen Soldaten unter Gewehr traten und die Aufmerkſamkeit aller Gaffer ſich auf die nun beginnenden Ereigniſſe richteten.

Während dieſer Zeit lag Herr von der Gröben in einem feſten Schlaf. Das Vorhaben des Mörders hatte ihn nur flüchtig erſchreckt; der entſchloſſene Mann, der den größten Theil ſeines Lebens mit Gefahren aller Art gekämpft hatte, kannte keine Furcht. Er ließ den Cabuſier, dem er ſeine Rettung ſchuldig

war, zu ſich beſcheiden und dankte ihm mit Herzlichkeit. Der Neger begann neuerdings ſeine Hülfe anzubieten und gab das Verſprechen, den Herrn wiederherzuſtellen, wenn er den Saft zu ſich nehmen wolle, den er aus den heilſamen Kräutern der Wildniß zubereitet habe. Zwar würde die Geneſung nicht ſo ſchnell von Statten gehen, als wenn das Mittel gleich bei'm Beginn des Unwohlſeins gebraucht wäre, da der Krankheitsſtoff ſchon zu tief gefreſſen habe, doch ſei es noch nicht zu ſpät, um das Uebel nach und nach zu heben, wenn nur jetzt nicht länger gezögert werde.

Der Kammerjunker fand ſich bereit, der Kur des Negers ſich zu unterwerfen, allein der Arzt ſträubte ſich, und der Diener bat mit dem beweglichſten Tone, der Herr möge ſich doch nicht blindlings einem Schwarzen anvertrauen, den man gar nicht kenne, und der ihn ſo leicht verheren könne. Gröben wurde von den Reden völlig betäubt und von dem Fieber, das ihn gerade jetzt mit doppelter Stärke anfaßte, heftig geſchüttelt, rief er beklommen aus:

„Was wollt Ihr von mir? Iſt Niemand da, der mir redlich ſagt, was ich thun muß? Sie tödten mich mit ihren Zweifeln eben ſo ſehr, wie jener Neger mich mit ſeinen Tropfen tödten kann."

Der Cabuſier hatte Alles ruhig angehört. Als er aber ſah, wie das Fieber wiederkehrte und gerade dieſes Mal mit doppelter Heftigkeit ſich zeigte, trat er raſch an das Lager, ergriff die Hand des Kranken und die Umſtehenden mit ſeinen erglühenden Augen anblitzend, rief er:

„Wann jetzt wollten tödten das Mann, warum hatten ihn vorhin gerettet? Konnte ich nicht laſſen gehen den Mörder?“

„Bei Gott, der Mann hat recht nnd ich will ihm vertrauen! — Bringe Deinen Trank! — Kein Wort, Doktor! Schweig, Alter, ich vertraue mich dem Manne! — Gieb her Dein Mittel, Freund; ich ſchlucke es unbedenklich hinunter.“

„Thuen wohl! Thuen wohl!“ antwortete der Cabuſier mit freundlichem Grinſen und brachte eine verdeckte Calabaſſe zum Vorſchein. Er trat damit an den Tiſch. Als er ſie öffnete, drang ein ſtarker, faſt betäubender Duft daraus hervor. Der Neger murmelte leiſe einige Worte vor ſich hin, und reichte dann dem Kranken die Calabaſſe.

„Herr! Um Gotteswillen! Lieber, beſter Herr!“ rief warnend der Diener, während der Arzt achſelzuckend ſeitwärts trat, allein Gröben achtete ihrer nicht, ſondern richtete ſein Auge einen Moment un-

verwandt auf den Schwarzen und leerte dann die Calabaſſe mit einem Zuge.

Ein eiſiger Froſt durchrieſelte den Kranken, als er die letzten Tropfen des Heiltranks hinunter geſchlürft hatte; eine tödtliche Mattigkeit befiel ihn, und als er auf ſein Lager zurückſank, fuhr er unwillkührlich mit der Hand nach dem Herzen.

In dieſem Augenblicke trat Selbing ein:

„Das Gericht iſt vorüber! Der Schwarze iſt verurtheilt, er ſoll hängen und wir bitten, daß Ihr den Spruch beſtätigen mögt.“

Gröben richtete ſich, mit Hülfe ſeines Dieners mühſam auf:

„Nein! Er ſoll nicht ſterben! Ich will nicht, daß unſere junge Kolonie gleich zu Anfang durch Blutvergießen entehrt wird, wenn es auch das Blut eines Miſſethäters iſt.“

„Es wird auch kein Blut vergoſſen, denn das Vieh wird gehängt!“

„Pfui, Selbing! Mit einem Scherz in einem ſo ernſten Augenblicke zu antworten. Ich will nicht, daß der Verbrecher getödtet werde! Hört Ihr es wohl, ich will es nicht.“

„Bedenkt, Herr!“ entgegnete Selbing raſch und

mit großem Ernſte. „Jetzt Milde zeigen, heißt dem Meuchelmorde Thor und Thür öffnen.“

„Und wenn es wäre, ſo verbiete ich es Euch dennoch!“ rief der Kranke, in größter Aufregung. „Ihr ſollt das ſchöne Werk meines durchlauchtigſten Herrn, welches eben jetzt, in fruchtbaren Boden geſenkt, die erſten Keime treibt, nicht mit Blut beſudeln. Ich will es nicht!“

Der Arzt trat beſorgt näher, aber der Cabuſier kam ihm zuvor:

„Still liegen, Mynheer! Ganz ſtill! Nich ſprechen, nich bewegen Arme oder Bein. Liegen ſtill und ſchlafen ſanft! Bitte alle Mynheers, gehen hinaus und laſſen ſchlafen!“

„Es iſt gut!“ ſprach von der Gröben gelaſſen. „Du biſt jetzt ein Mal mein Arzt und ich will Deine Anweiſungen pünktlich befolgen. Geht hinaus, Ihr Alle, ich will ſchlafen und nur mein ſchwarzer Doktor ſoll bei mir bleiben, damit er nicht ſagen kann, es ſei gegen ſeinen Willen verfahren worden. Und ein für alle Mal, Selbing, keine Execution! Ich caſſire den Spruch des Gerichtes nicht, ich gewähre nur Gnade. Führt den Neger hinaus, verkündigt es Allen, daß er begnadigt iſt, und laßt ihn, um des Beiſpiels willen, auspeitſchen, dann ſchickt ihn fort!

— Und nun, geht! — Ich fühle mich bis zum Tode matt. — Auf Wiederſehen! — Morgen.“

Alle entfernten ſich und nur der Cabuſier blieb zurück, der neben dem Kranken am Boden niederkauerte, und ihn genau beobachtete, wie er die Augenlieder ſenkte und in einen tiefen Schlaf ſank.

Achtes Kapitel.

Unterdeſſen gingen die Koloniſten und die Schwarzen, welche von allen Seiten herbeigeſtrömt waren, draußen auf und ab, oder bildeten die verſchiedenartigſten Gruppen. Als das Gericht auseinander gegangen war und das gefällte Urtheil bekannt ward, glaubte man, es würde nun ſofort vollſtreckt werden und jeder Einzelne ſah den verhängnißvollen Augenblick mit der Empfindung nahen, die gerade ihn am meiſten beherrſchte. Die lange Zögerung regte die Menge immer mehr auf und die Spannung wuchs mit jeder Minute.

Lütke Hahn hatte einen großen Theil der verſchwornen Neger, die nach und nach von verſchiedenen Seiten herbeigekommen waren, um ſich verſammelt, und ſtachelte ihre erregten Leidenſchaften mit ſcharfen Worten immer mehr auf. Die Schwarzen hingen mit verzehrenden Blicken an ſeinen Lippen,

und ſchauten mit entſetzlichem Ingrimm zu der Wohnung des Gouverneurs hinüber.

„Ja! Ja! Ich weiß Alles, was Ihr ſagen wollt!“ flüſterte der ſchlaue Agent den ihm zunächſt Stehenden zu. „Behaltet's doch nur für Euch und macht die Soldaten nicht auf Euch aufmerkſam. Sie ſind Euch ohnehin nicht gewogen, und es kann Euch ſchlimm gehen, Euch und mir dazu! — Bei alledem kann ich Euern Zorn wohl begreifen, und wäre es nicht gerade hier, wollte ich Euch ſogar den Rath geben, ihn recht austoben zu laſſen. — Der Tecker war ein tüchtiger Kerl, ein freier Accoda-Mann, ſo gut und tapfer, wie nur Einer in dem ganzen Stamm! Und was er gethan, war nur ſeine Pflicht, denn alle Accoda-Männer ſind Niederländer mit Leib und Seele, die dem Feinde allen nur denkbaren Schaden zufügen müſſen.“

Ein beifälliges Gemurmel der Neger unterbrach den gewandten Unterhändler.

„Ihr fühlt's; ich weiß es. Aber behaltet es bei Euch und laßt es nicht laut werden. Es iſt ſchlimm genug, daß es dahin gekommen iſt, daß ein freier Mann, der auf dem Boden ſeines Vaterlandes ſteht, nicht ſagen darf, was er will, weil ſeine Tyrannen es nicht haben wollen. Aber wir dürfen es nicht

und müſſen uns ruhig halten, bis unſere Stunde gekommen iſt, dann ſollen ſie uns dafür büßen."

Das vielſtimmige Gemurmel der Neger wurde lauter, ausdrucksvoller.

Der Blick des würdigen Dieners eines ſo würdigen Herrn muſterte die Reihen der Schwarzen aufmerkſam. Sein Auge heftete ſich auf einen derſelben feſt, der eine beſondere Ungeduld zeigte und mit größerer Spannung, als die Uebrigen, das Ende der gerichtlichen Procedur zu erwarten ſchien.

„Du haſt wohl Urſache," fuhr Lütke Hahn zu jenem Neger beſonders gewendet fort, „Dich um den armen Tecker zu grämen. Er war Dein Freund, Dein Bruder. Ihr habt drei Mal Eure Weiber getauſcht, und nach jedem Kampfe die gemachten Gefangenen unter Euch getheilt. Jeder von Euch hat dem Andern ſein Feuerwaſſer gereicht, und lieber gedurſtet, als den Bruder darben laſſen. Armer Tecker! Er muß daran und Du wirſt nicht mehr mit ihm unter dem Schatten eines Palmfächers ſitzen, und gemeinſam die Pfeiſe rauchen. Armer Tecker!"

Der Neger, an den dieſe wohlberechneten Worte gerichtet wurden, ſprang wie ein junger Panther auf den Agenten los und ſtieß ein kurzes, aber ſchreckliches Geheul aus.

„Schweig! Schweig!“ rief Lütke Hahn zurückweichend und mit einem Blick des Einverſtändniſſes, den aber der Neger in ſeiner Aufregung nicht weiter beachtete. „Dieſe Schwarzen ſind ein unverbeſſerliches Volk, das mit ſeinem unverſtändigem Eifer noch Alles verderben wird. Geht hinein in die Wälder zu den Euren und erzählt ihnen, welche Gewaltthaten hier geſchehen, dann kommt wieder und ſchlagt todt, was Ihr findet, das iſt geſcheuter, als hier unter ihren Kanonen zu pochen, wo nichts weiter zu holen iſt, als Spott und Schande!“ —

Er wandte ſich ab und ſagte vor ſich hin:

„Nun habe ich ſie, wo ich ſie haben will und ſie thun blindlings, was ich ihnen befehle. Wenn ſie den Hund da oben doch nur erſt aufknüpften.“

Nach dieſer Herzensergießung wandte er ſich wieder zu ſeinen Bundesgenoſſen und ſagte mit ſehr ernſthaftem Geſichte:

„Ihr werdet nicht ruhen, bis Ihr uns die Soldaten auf den Leib gehetzt habt. Seht nur, wie ſie die Köpfe zuſammenſtecken! Sie werden uns mit einem Beſuche beehren, wenn er uns am allerwenigſten willkommen ſein wird. Laßt das Geſichter ſchneiden, ſage ich, und fangt lieber an zu tanzen, das iſt

geſcheuter, als dieſes Heulen, das uns die Verfolger über den Hals ſchicken wird."

In der That hatte der große Negerhaufen, der ſich draußen ſammelte, und in deſſen Mitte ein wei= ßer Mann geſchäftig hin und her ging, die allge= meine Aufmerkſamkeit erregt, am meiſten aber des Pikets, das an der Gränze der äußerſten Verſchan= zung aufgeſtellt war und das aus dem Korporal Bo= mann nebſt zwei Musketiren und zwei bewaffneten Matroſen beſtand.

„Wenn ich meinem eigenen Kopfe folgen dürfte," ſagte der Korporal zu ſeiner Wachtmannſchaft, als er den Negerhaufen noch ein Mal aufmerkſam be= trachtet hattte, „ſo kommandirte ich Feuer und ließe ſtürzen was ſtürzen will! Das verwetterte Geſindel wird uns noch zu ſchaffen machen!"

„Herr Gott! Habt Ihr denn das unchriſtliche Geheul gehört, was ſie eben ausſtießen, Korporal?" ſagte der zunächſt ſtehende Soldat. „Man hälts nicht für menſchenmöglich."

„Das kommt Alles von dem weißen Schuft, den ſie dazwiſchen innen haben," entgegnete raſch der Korporal. „Wenn ich nicht irre, ſo iſts derſelbe ver= laufene Holländer, der hier ſeit einiger Zeit herum ſcherwenzelt. Dürfte ich nur Dem wenigſtens

die Perrücke zerzauſen. Aber es iſt gegen die Ordre und zudem hält ſich der Kerl wohlweislich immer im dickſten Haufen."

„Wollt Ihr'n haben?" rief einer der wachthaltenden Matroſen, dem das Schildwachtſtehen ſchon längſt langweilig geworden war, und der eine Gelegenheit herbeiſehnte, ſich von der Stelle zu bringen. „Sagt mir ein Wort, Korporal, und ich lantſche ihn her, mit Kopf und Kragen, ſo daß Ihr mit ihm umſpringen könnt nach Belieben."

„Was ſagſt Du?" entgegnete raſch der Korporal, zu dem Matroſen gewendet. „Weißt Du nicht, daß eine Schildwache, die auf ihrem Poſten ſteht, denſelben nicht verlaſſen darf, und wenn zehn Schritte davon Weib und Kind ertrinken, vorausgeſetzt, daß er ſo dumm geweſen iſt, ſich Weib und Kind aufzuladen? Was! Den Poſten willſt Du verlaſſen? Probier's, und ich laſſe Dich als Deſerteur behandeln, und Du ſollſt mir wiederſagen wie Dir das gefällt. Dies Seevolk iſt ſo übermüthig, und ſo queckſilberig, daß man bei jedem Einzelnen noch einen Zweiten als Ueberwachung hinſtellen muß. Bleibe ſtehen, Kerl, und rühre Dich nicht."

„Da!" unterbrach der Matroſe den Korporal mit allen Zeichen der Ungeduld. „Da geht es ſchon

wieder los! Hört Ihr das Geheul? Ich bitte Euch laßt mich hinüber zu dem Hund und ihm die Gurgel zuſchnüren, oder es thut nicht gut!"

„Still ſtehen ſollſt Du und das Maul halten!" rief der Korporal erboſt, „oder ich will Dich durchfuchteln, bis daß Du den Himmel für eine umgekehrte Erbſenback anſehen ſollſt, aus welcher alle Teufelei und alles Ungemach auf Dich herabregnet!"

„Dann beſchafft Euch nur einen Löffel zum Miteſſen!" fiel muthwillig der Seemann ein. „Aber es wird nicht zu der luſtigen Mahlzeit kommen, denn da treten ſie endlich heraus, und nun wird es hoffentlich Arbeit vollauf geben. Sei der Himmel den ſchwarzen Großprahlern gnädig."

Auf der oberſten Umwallung, zu welcher hin ſich jetzt Alles drängte, erſchien zwiſchen zwei Kanonen der verurtheilte Neger, umgeben von den ihn bewachenden Soldaten. Man hatte ihm die Stricke abgenommen, und ließ ihn, ſcheinbar frei, bis an die äußerſte Gränze des Walles gehen. Tecker warf einen ſchnellen Blick auf die Gegend und auf das Volk, welches dieſelbe bedeckte; er ſah die Männer des ihm befreundeten Stammes und ſtreckte verlangend die Arme nach ihnen aus. Die Schwarzen, den Genoſſen erkennend, der wegen ſeines hervorragenden Gei-

ſtes unter ihnen mit beſonderer Verehrung genannt wurde, begrüßten ihn mit einem dumpfen Klagegeſang, der, trotz der Ermahnungen Lütke Hahn's, noch eine Zeitlang fortdauerte, als der Fähndrich Selbing neben dem Verurtheilten erſchienen war und ſich vernehmlich zu machen ſuchte.

„Haltet inne mit Euerm Geheul, Ihr da unten und vernehmt, was wir Euch zu verkünden haben. Eine verruchte Hand hat ſich gegen unſern Herrn Gouverneur, den kurfürſtlich brandenburgiſchen Commiſſar, Herrn Otto Friedrich von der Gröben erhoben, um ihn hinterliſtiger Weiſe durch Gift oder hölliſche Zauberei aus dem Wege zu räumen und zu tödten. Allein Gott hat das ſchändliche Vorhaben in ſeiner langmüthigen Barmherzigkeit verhindert. Der Verbrecher iſt aber, bei Ausübung ſeines ſcheußlichen Vorhabens in flagranti ergriffen worden, weshalb ſolcher auf Leib und Leben des Meuchelmordes angeklagt und vor ein dazu beſtelltes Gericht geführt worden. Das Gericht hat den Thatbeſtand erwogen, und zu Recht erkannt, daß bei der Gefährlichkeit der Lage dieſer unſerer Kolonie das beabſichtigte Verbrechen ſo anzuſehen ſei, als wenn es wirklich verübt und in's Werk gerichtet worden. Darnach iſt jener Meuchelmörder, der hier vor uns ſtehende Neger, der zum

Stamme der freien Accoda-Männer gehörend, in holländiſche Sclaverei gerathen, und den holländiſchen Namen Tecker führend, des Giftmordes überwieſen, zum Tode verurtheilt, alſo, daß ihm zuvörderſt die verbrecheriſchen Hände abzuhauen ſeien und er dann ſein verfluchtes Leben ſchimpflich am Galgen enden ſoll."

Mit lautem Beifallsgeſchrei fielen die Brandenburger dem Fähndrich in die Rede, während die Neger wiederholt ihr dumpfes Geheul ausſtießen und zugleich drohende Bewegungen gegen die Europäer machten. Aber auf einen Wink Selbings fielen die Trommeln mit lautem Wirbel ein, und verſchlangen den wilden Lermen der Partheien.

„Kreiſcht Ihr ſchwarzen Beſtien, und ſtoßt Verwünſchungen gegen uns aus?" rief der Fähndrich, als die Ruhe nothdürftig hergeſtellt war. „Wahrhaftig, Ihr ſeid nicht werth der Gnade, die dieſem erbärmlichen Schuft zu Theil wird von unſerm Gouverneur, der nicht will, daß ein gegen ihn verübtes Attentat durch den Tod beſtraft werde. Er ſchenkt dem Verbrecher ſein nacktes Leben, und will nur, daß er, bevor man ihn ſchimpflich aus der Kolonie jagt, zur allgemeinen Warnung durchgepeitſcht werde. Und

dieſe Execution ſoll hier ſogleich, Angeſichts Aller, mit größter Strenge an ihm vollzogen werden."

Eine tiefe Stille herrſchte rings umher. Die Neger ſahen athemlos, mit ſtieren Blicken nach ihrem Genoſſen, als wollten ſie ihn durchbohren. Tecker war bei dem Bekanntwerden des Schickſals, das ihm drohte, unwillkührlich in die Knie geſunken. Ein Gefreiter trat mit vier Mann vor, der Delinquent ward vollends zu Boden geworfen und die Trommel fiel betäubend ein.

Als die Strafe vollzogen war, lag der Neger regungslos am Boden. Man mußte ihn aufrichten und bis an die Gränze der Gemarkung von Großfriedrichsberg tragen. Hier war ihm die Beſinnung ſo weit zurückgekehrt, daß er allein aufrecht ſtehen konnte. Korporal Bomann, der ihm bis hierher das Geleite gegeben hatte, verließ ihn mit den Worten:

„Zum Teufel mit Dir und es bleibt ewig Schade, daß Du nicht den Strick um die Kehle bekommen haſt! Aber ich gebe Dir den guten Rath, nicht wieder zu kommen, ſonſt . . . Vorwärts, Ihr Leute! . . . Lauf, mein Junge, lauf! Der Profoß iſt Dir auf der Ferſe."

Aber Tecker lief nicht. Die erzürnten Brandenburger hatten in ihrer Wuth barbariſch zugeſchlagen,

und der Offizier hatte ſie gewähren laſſen. Das Blut floß längs dem zerfleiſchten Rücken in Strömen herab, die Augen waren unterlaufen. Er ſchwankte einige Schritte und fiel dann zu Boden.

Bei dieſem Anblick hielten ſich die Accoba-Neger nicht mehr zurück. Sie umringten ihren Genoſſen und ſuchten ihn durch Liebkoſungen aller Art in's Leben zurückzurufen. Sie flößten ihm Branntwein und Limonienſaft in den Mund und übergoſſen ihn mit Strömen von Waſſer, während die Uebrigen, welche ihm keine Handreichungen leiſten konnten einen Kreis ſchloſſen, ſich einander die Hände reichten und im tollſten Jubel die Gruppe umtanzten.

Endlich gelang es den unausgeſetzten Bemühungen der Schwarzen, das faſt entflohene Leben noch für Augenblicke zu bannen. Das Bewußtſein kehrte zurück, er ſah ſich in dem Kreiſe der trauernden Brüder um, winkte den Zunächſtſtehenden und flüſterte ihnen mit gebrochener Zunge einige Worte in der Landesſprache zu, welche dieſe ſogleich mit lauter Stimme wiederholten, ſo daß ſie von jedem Neger vernommen wurden.

Als dies geſchehen war, flog ein gichteriſches Zucken über das vom Schmerz entſtellte Geſicht, es war das Lächeln der Befriedigung, daß er ſeine Rache den

Brüdern ſeines Stammes hinterlaſſen habe, die ihren Schwur nicht vergeſſen würden. Er faßte noch ein Mal die Hand des ihm zunächſtſtehenden Bruders und ſank dann für immer regungslos zuſammen.

Aber kein Laut entfuhr den Negern, als ſie die Leiche des Mannes vor ſich ſahen, der ihnen von den Ihrigen am theuerſten geweſen war. Sie blickten mit ſtummem Schmerze auf ihn hin, kauerten ſich bei ihm nieder und küßten das Blut von ſeinen Wunden.

So verging eine volle Stunde.

Da ſtieß der Anführer des Haufens einen leiſen Schrei aus und Aller Blicke richteten ſich auf ihn. Er zeigte auf den Leichnam und deutete dann mit der Hand nach dem Saum des Waldes. Gehorſam hoben ſie die Leiche vom Boden auf und ſchritten mit derſelben von dannen, die ihnen angedeutete Richtung einſchlagend. Der Führer ſtellte ſich an die Spitze des Zuges, nicht ohne zuvor noch einen Blick auf den Wohnſitz der Brandenburger gerichtet zu haben, der die glühendſte Rache ausſprach. Dann ſchritten ſie raſch weiter und waren bald im hochragenden Dickicht verſchwunden.

Lütke Hahn, der ſich von dem Beginn der Exe-
cution an vorſichtig ſeitwärts gehalten, hatte doch
die Neger nicht eine Secunde aus den Augen ge-
laſſen. Als der Letzte von ihnen ſeinen Blicken
entſchwunden war, ging er dem Ufer zu, wo ſeit
dem Morgen ein Fahrzeug unter niederländiſcher
Flagge ankerte und ſich vergnügt die Hände reibend,
ſagte er ſchmunzelnd vor ſich hin:

„Dieſe Deutſchen, die mit aller Gewalt geſcheut
ſein wollen, ſind eigentlich die dummſten Teufel von
der Welt. Was ich mit Branntwein, Taback und
Beredſamkeit noch in ſehr langer Zeit nicht möglich
gemacht hätte, das haben ſie zu ihrem größten Scha-
den in einer Stunde zu Ende gebracht. Wahrhaftig,
man kann's beſchwören, daß noch nie mit größerem
Vortheil ein Neger ausgepeitſcht worden iſt. Ich
denke, das Blut, was hier heute ausgeſäet worden
iſt, wird uns geſegnete Früchte tragen. Das Korn
wird, ſo zu ſagen, über Nacht wachſen. Ich will
für meine ganze Lebenszeit den Genever verſchwö-
ren, wenn nicht ſchon Morgen Alles lichterloh
brennt."

Und die Muthmaßungen Lütke Hahn's bewähr-
ten ſich im vollſten Maaße. Die Neger zerſtreuten
ſich an dem ganzen Theil der Küſte, wo die Ihri-

gen in Dörfern und Wäldern hauſeten; ſie reizten ſie mit klugberechneten Stachelworten gegen die Brandenburger auf, und ehe dieſe es noch ahnten, war bereits eine Maſſe auf Großfriedrichsberg in Anzug, der dieſer jungen Anſiedelung das größte Verderben drohte.

Neuntes Kapitel.

Der Schauplatz wechſelt.

Dahinten ſinkt die afrikaniſche Weſtküſte mit den aufrühreriſchen Negern, die aus der Wildniß gegen die harmloſen Gäſte heranziehen, die als ſchönſtes Gaſtgeſchenk deutſche Geſittung und deutſchen Fleiß an dieſe Küſten brachten, und mit den Holländern, die unabläſſig Oel in's Feuer goſſen und den Brand täglich und ſtündlich vergrößerten.

Dahinten liegen der ſchreckenvolle, öde Strand und die klippenreiche Küſte mit ihren wildbarbariſchen Stämmen, die ihre Brüder verkaufen und ihre Feinde zum ſcheußlichſten Tode verdammen. Dahinten ſinkt die Pracht der geheimnißreichen Palmenwälder mit ihren majeſtätiſchen Kronen, über die ſich ein ewig blauer Himmel wölbt, und in deren Schatten die nie endenden Zauber einer tropiſchen Natur ſich vor dem ſtaunenden Europäer im ſteten Wechſel immer neu geſtalten.

Dahinten liegen die Wüſte mit ihren wandernden Sanddünen, an deren Saum der Wüſtenkönig, nach ſeinem Raube ſpähend, umherblickt, und die grüne, lächelnde Oaſe, in welcher unter duftenden Blumen nach langen Wanderungen die lechzende Karavane ſich die ſchwerverdiente Ruhe gönnt.

Und vor uns liegt das Meer!

Das weite, unabſehbare Meer mit ſeinen Wäldern von Seetang, in deren Mitte die als Schildkröte verzauberte Prinzeſſin ruhig ſchläft, mit dem geflügelten Boten der Seegründe, der als fliegender Fiſch den blauen Himmel ſehen und ſeine goldenen Sterne zählen möchte und dann, von unendlichem Sehnen ergriffen, wieder in die Tiefe taucht.

Das weite, unabſehbare Meer, auf deſſen Wellen ſich der Thron der morganiſchen Fee von Perlen und Demanten erbaut; unter deſſen brauſenden Wogen ſich die Zinnen von Meerkönigs Palaſt erheben und deſſen reiche Schätze luſtige Kobolde über die zitternde Fläche hinſtreuen, daß es ausſchaue, wie ein Leuchten des Meeres.

Auf dieſem großen, weiten Spiegel von flüſſigem Smaragd, worin ſich das ganze Firmament, Sonne, Mond und Sterne wiederſpiegeln und deſſen Rahmen die Küſten der verſchiedenen Welttheile ſind,

ſteuern drei Schiffe nach den entgegengeſetzteſten Richtungen ihren Cours, begünſtigt vom heitern Himmel und von friſcher Briſe, in ihrem Rumpfe die verſchiedenſten Leidenſchaften des menſchlichen Herzens einſchließend.

Aber, wie weit die Orte auseinander liegen, von denen ſie kommen, wie fern die Küſten ſind, an denen ihre Beſtimmungsorte liegen, breite die Karte aus, und durchmeſſe die Bahnen, welche ſie zu durchſchneiden haben, es wird einen Punkt geben, wo alle Drei zuſammentreffen.

Und dieſer Punkt wird der Schauplatz einer ergreifenden Scene ſein.

Im Weſten taucht am äußerſten Horizont der Erſte der Segler auf.

Es iſt ein ſtarkes, dreimaſtiges Schiff, ohne beſondern Zierrath. Der Rumpf, von ziemlich ſchwerer Ladung tief in's Waſſer gedrückt, mit einer Mannſchaft, die für ſeine Größe nur geringe zu nennen iſt, aber mit einer Reihe von Kanonen auf Back und Schanze, wie ſie in jenen Tagen faſt alle Kauffahrer zu führen pflegten, um bei einem unvermutheten Angriffe ſich der eignen Haut zu wehren.

Auf dem Verdeck iſt tiefe Ruhe. Der Befehlshaber des Schiffes muß ein freundlicher Mann ſein,

der gegen ſeine Leute mild geſinnt iſt, denn man ſieht auf dem Verdecke kein unnützes Schimannen und Scharwerken, ein Treiben, wobei die Schiffs-Offiziere auch noch jetzt eine ſtaunenswerthe Erfindungskraft an den Tag legen. Die Männer, welche zum Wachtsvolk gehören, ſchlendern müßig umher, oder liegen ausgeſtreckt unter dem luftigen Sonnenzelt und nur der Mann am Steuer verſieht ſein Werk mit dem Ernſte, der dieſer wichtigen Pflicht gebührt.

Auf dem Halbdeck dieſes Schiffes geht ein Mann auf und ab. Sein Geſicht, das einige noch faſt kindliche Züge weiſt, iſt leicht gebräunt, und leuchtet von Kraft und Geſundheit; ſein Auge blickt zuverſichtlich auf die weite, öde Fläche, und in ſeinem Gange liegt die Entſchiedenheit und Feſtigkeit ſeines Willens. Die ganze Geſtalt des Seemannes zeugt von Muth, Entſchloſſenheit und Milde, der ein Geiſt inne wohnt, welcher Luſt am Leben findet, ſowie an das fröhliche Treiben deſſelben, und nur der feine Zug der Schwermuth, der auf Augenblicke ſeine Lippe umzieht, die leichte Wolke, die kaum merkbar, wie ein Weſthauch, eilend über ſeine Stirn fliegt, giebt Zeugniß, daß in dem Tiefinnerſten ſeines Herzens eine

Stelle iſt, wohin der erquickende Strahl einer Alles belebenden Glücks-Sonne lange nicht gedrungen iſt.

Jetzt ſchlug das ſechſte Glas der Morgenwache. Der Schiffskoch zeigte dem jungen Capitain an, daß das Frühſtück für die Mannſchaft bereitet ſei, und erhielt den Befehl, alle Mann zu Deck zu rufen. Bald nachher vernahm man oberhalb der Luke, die zum Volkslogis führt, den kräftigen Ruf:

„Schaffen! Schaffen! Unten und oben! Schaffen da unten alle Mann! Schaffen!"

Und gleich nachher ſtürzte Alles auf das Verdeck, um ſich zu dem wichtigen Werke zu bereiten, das ſo eben verkündigt worden war. Es herrſchte ein augenblickliches, reges Leben am Bord dieſes ſonſt ſo ruhig dahinſegelnden Kauffahrers.

Während Alle der Combüſe zueilten, um die reichlich gefüllten Backen in Empfang zu nehmen und am glimmenden Feuer noch ein beſonderes Getränk ſich zu bereiten, oder bereiten zu laſſen, zwängte ſich ein Neger durch, der, geſchäftiger als die Uebrigen, ſich zum Feuer drängte, um ſein Werk zu verrichten.

Ein Neger, der im Schiffsdienſt eine untergeordnete Stellung bekleidet, hat ſich am Bord eines Fahrzeuges, das nur von Weißen bemannt iſt, keiner beſon-

deren Gunſt zu erfreuen. Er iſt der Sünden-bock für Alle, er iſt das Stichblatt ihrer plumpen Einfälle und ſein Rücken muß es gewöhnlich ausbaden, wenn dem Einen oder dem Andern irgend etwas Verdrießliches widerfahren iſt.

Aber dieſer Neger kannte die drückenden Verhältniſſe nicht, unter denen ſeine Landsleute ſonſt ſchmachteten, ſie mochten der Tyrannei ihrer weißen Brüder zu Lande oder zu Waſſer unterthan ſein. Schon die zierliche Seemannskleidung, die er trug, ihre hellen ſchimmernden Farben, ihr reiner Glanz bewies, daß er keine ſchwere Arbeit zu verrichten habe, und überhaupt ſorglich gehalten werde. Die Matroſen nickten ihm mit vertraulichem Lächeln zu und wandten nichts dagegen ein, daß er ſich bei ihnen vorbeidrängte und ihnen den Vorrang ablief; ja, der Offizier der Vorderſchanze, der geſtrenge Bootsmann, grinzte ihn mit ſeinem breiten Fleiſchgeſichte an und ſchob ihn mit ſeinen derben Fäuſten näher zum Feuer.

„Aha, Maſſa Bootsmann! Trinken Thee! Trinken Thee wie vornehme Kajüten-Offizier. Maſſa Bootsmann nix will eſſen Matroſengört! Maſſa Bootsmann groſe Herr!“

„Ja, Du ſchwarzer Uebermuth, das bin ich auch.

Der Bootsmann eines Schiffes iſt immer ein vornehmer Mann unter dem Matroſengeſindel! Aber verdamme mich Gott, wenn Du mir das hätteſt ungeſtraft ſagen dürfen, wenn . . . . Es iſt doch erſtaunlich, wie weit es in unſern Tagen und namentlich hier am Bord mit der Schiffsdisciplin gekommen iſt."

Der Schwarze zog ſich mit einer hellpolirten Zinnſchüſſel und einem ähnlichen Kruge vom Herde zurück:

„Haben nun Frühſtück für Capitain!"

„Ja und für Dich!" brummte der Alte halb mürriſch dazwiſchen.

„Haben Alles un machen Platz für Maſſa Bootsmann un ganze Kabelgat. Wann wollen Capitain ſo gut ſein, werden haben Maſſa Bootsmann zu Frühſtück ein Tropfen Genever."

„Topp, Du Schwarzer! Vergiß nicht!" entgegnete der Bootsmann plötzlich wieder ſehr heiter. „Der heidniſche Satan, der in den Kajüten umherſpukt, hat doch mitunter eine Art von Gewiſſen. Er wird's wohl ahnen, daß ich ſeit geraumer Zeit an einen Affen ſauge und das iſt ein unappetitliches Getränk."

Der Bootsmann hatte recht, denn an einen Affen

ſaugen bedeutete in der Seemannsſprache jener Tage: ſeinen Grog aus einem leeren Schlauche zapfen.

Der Schwarze hatte ſich unterdeſſen mit ſeinem Geräth entfernt; er ging damit in die Capitains-Kajüte, ordnete den Tiſch vollends und kehrte dann auf das Halbdeck zurück, wo ſein junger Gebieter noch immer auf und ab ging.

„Frühſtück bereit! Frühſtück warten!“ ſprach er, freundlich zu ihm aufſchauend.

„Schon gut!“

Eine kurze Pauſe verſtrich; der Schwarze wiederholte ſeine Einladung.

„Setze Dich nur zum Eſſen. Ich mag nicht!“

„Cunny mag auch nicht!“ antwortete Jener und eine Thräne umflorte ſein klares Auge. Er trat von ſeinem Herrn zurück und ſetzte ſich ſeitwärts auf eine Kanone.

Der junge Capitain bemerkte dieſe Bewegung ſeines Dieners:

„Was bedeutet das? Was haſt Du für Urſache, hungern zu wollen?“

„Cunny ſatt. Cunny tragen im Herzen das Leid ſeines Herrn, tief im Herzen!“

Der Capitain ſah den Schwarzen mit einem leuchtenden Blicke an; er bezwang gewaltſam die Er-

innerung an einen trüben Moment ſeines Lebens, die in ihm aufſtieg und ſagte mit faſt ſcherzendem Tone:

„Es iſt nun einmal nicht anders, der Capitain des „Afrikaners" wird wohl ſeinem Kajütenmeiſter nachgeben müſſen. Wie iſt's, Cunny? Willſt das Weinen laſſen? Wir können ja ſonſt nicht luſtig mitſammen frühſtücken."

Und lachend ſprang der Neger von ſeiner Kanone auf; er tanzte vor dem Capitain her, und bediente ihn mit der größten Aufmerkſamkeit. Erſt als er ſeinen Herrn mit Allem verſehen hatte, was dieſer etwa bedürfen könne, begann er, mit größter Beſcheidenheit, für ſich ſelbſt zu ſorgen.

Der junge Capitain aß nur wenige Biſſen und ſchob das gefüllte Glas unberührt zur Seite.

„Capitain nich trinken?" fragte der Schwarze bekümmert.

„Es iſt mir ohnedies heiß genug. Nimm Alles fort. Mein Kopf iſt voll mit trüben Gedanken, die mich immerfort peinigen."

„Cunny kennen die Gedanken von Capitain! Cunny wiſſen, was Capitain quälen und können nix thun, zu geben Zufriedenheit."

„Was willſt Du wiſſen?" entgegnete Jener mit

einiger Haſt. „Du weißt es nicht und kannſt es auch nicht wiſſen.“

„Wiſſen doch!“ entgegnete der Schwarze und ſchmiegte ſich an ſeinen Herrn. „Katharine!“

Der Capitain ſprang auf und ging heftig erregt auf und ab:

„Katharine! — Wie konnteſt Du? . . . Vergeb’s Dir Gott, daß Du dieſen Sturm anregſt! — Ich bin ſehr unglücklich!“

„Arme Herr! Arme Gottlieb Schwalbe!“ ſprach der Neger in ſich hinein. „Wollte, Cunny könnte Dir helfen, Cunny wollte es thun mit ſeinem Herzblut! Wollte gern ſterben, um Dich ſehen glücklich!“

„Ich weiß, mein guter Junge!“ ſprach nach einigen Minuten Gottlieb Schwalbe, der ſeine Faſſung wieder errungen hatte. „Du biſt treuer wie Gold und auf Dich kann man ſich verlaſſen im Leben wie im Tode. Warum denke ich auch noch an dergleichen? Hin iſt hin und verloren iſt verloren!“

Er ſtand einen Augenblick ſtill, dann erregte eine Veränderung in dem Laufe des Schiffes ſeine Aufmerkſamkeit. Der auffriſchende Wind ſetzte ſich mit verdoppelter Kraft in die Segel und das Fahrzeug ſchoß ſchneller durch die zurückweichenden Wellen:

„Da kommt ein neues Seemannsglück!“ ſprach

er mit wehmüthigem Lächeln. „Das bringt uns ein doppeltes Maaß vom günſtigen Winde. Was können wir mehr fordern? Morgen ſind wir mit einer gut erhaltenen Ladung um dieſe Zeit in St. Thomas, und die Doublonen wandern als accordirte Fracht in meinen Beutel. Cunny, ich werde am Ende noch ein reicher Mann!"

Er ging langſam auf das Verdeck zurück, um die Wache ſeinem Steuermann abzunehmen, der ohne Herzenskummer, oder andere Sorgen, dem guten Frühmahl ſchon längſt entgegen geharrt hatte.

Wir waren lange von Gottlieb Schwalbe getrennt, jenem fröhlichen Geſellen, der uns am Eingange dieſer Erzählung wohlgemuth von der Schuſterbank entgegen ſprang, um die abentheuerliche Bahn des Seemannes zu betreten. Er verließ mit dem „Afrikaner", nichts mit ſich nehmend, als ſeine kurbrandenburgiſche Flagge und ſeinen Cunny, nach den ſtrengen Anordnungen Mynheer de Winters, die Anſiedlung Weltefreden, brachte deſſen kranke Gattin an den Ort ihrer Beſtimmung, und ſegelte dann von Veracruz nach der Havannah. Aber nicht, wie er noch immer leiſe gehofft hatte, wurde er von dort nach Axim oder Weltefreden zurückgeſandt. Mynheer de Winter hatte gut vorgeſorgt. Ueberall fand er

neue Inſtructionen vor, die ihn von einem Hafen zum andern führten; ſein Schiff ward in den amerikaniſchen Häfen wohl bekannt; aus dem jungen, ſchüchternen Führer eines Küſten-Luggers ward nach und nach ein befahrener Capitain, der alle Chancen einer weiten Seereiſe auf den erſten Blick erkannte und zu ſeinem Vortheil auszubeuten wußte; aus dem befahrenen Capitain ward ein wohlhabender Mann, denn mit dem Gelde hatte Mynheer de Winter nicht gekargt, ſeine Anordnungen waren in dieſer Hinſicht mehr als großmüthig und Gottlieb Schwalbe ging einer materiell glänzenden Zukunft entgegen. Sie würde eine glückliche geworden ſein, wenn nicht die tiefe Herzenswunde geweſen wäre, eine Wunde, deren Schmerzen kein Balſam milderte, ſondern ihn allmorgendlich aus einem unruhigen Schlummer erweckte.

An einem der folgenden Tage ankerte der „Afrikaner" inmitten der Bai von St. Thomas, dem ſtolzen Freihafen von Weſtindien, den Tauſende von Schiffen beſuchen und der unter dem Schutze der däniſchen Flagge zu einem Stapelplatz von größter Bedeutung emporgeblüht iſt. Gottlieb Schwalbe begab ſich ſogleich an's Land und meldete ſich bei ſeinem Correſpondenten. Hier ward ihm Hoffnung

gemacht, daß er ſeine zum Theil ſehr werthvolle Ladung ſogleich löſchen könne und ihm ein Schreiben eingehändigt, welches bereits vor einiger Zeit an ihn eingegangen war. Gottlieb Schwalbe erkannte die Handſchrift Mynheer de Winters und ſteckte den Brief ein. Er war nicht begierig auf den Inhalt deſſelben. Kam er doch von einem Manne, der ſtets nur mit dem förmlichen Ton eines mächtig gebietenden Rheders an ihn geſchrieben, und nie ein aufmunterndes, herzliches Wort für ihn gehabt hatte.

Er ging zum Königswerft hinab, um an Bord ſeines Schiffes zurückzukehren.

Auf St. Thomas ſind eine große Anzahl von Werften, das heißt, große vom Lande in die Bai auslaufende hölzerne Brücken, die auf die Beſitzungen der Kaufleute führen, an welche die Schiffe ihre Ladungen abzuliefern haben, oder von welchen ſie die Rückfracht empfangen. Der große öffentliche Landungsplatz, unweit des Forts, damals faſt der einzige, iſt der Königswerft, wo alle Böte anlegen und alle Menſchen ſich verſammeln, die irgend einen Verkehr zwiſchen dem Hafen und der Stadt beabſichtigen.

Seitwärts von dieſem Werft, auf welchem vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend ein lebendi-

ges Treiben iſt, war eine große hölzerne Halle, worin ein freier Neger die Schankwirthſchaft betrieb und ſeine Gäſte nach den Umſtänden ihrer Kaſſe mit einem Schluck Rum, oder mit Kopenhagener Doppelbier und alten Madeira bewirthete.

Unter dem Vordache dieſer Halle ſaß ein Mann in vorgerückten Jahren. Seine Kleidung allein ſchon bezeichnete den Seemann und gab kund, daß ihr Träger für ihre Inſtandhaltung lange nichts Erkleckliches hatte aufwenden können. Es fehlte ihm die feine, glatte Sauberkeit, die man ſonſt wohl bei den Seeleuten der langen Reiſe antrifft, und wie der Anzug geringe war, wies ſich ſein ganzes Aeußere vernachläſſigt, denn ſein Bart war rauh und ſtruppig, die dunklen Locken hingen ihm wirr um den Kopf, und der ſtattliche Zopf hatte ſich lange keiner ordnenden Hand erfreut. Wenn das Auge manchmal aufleuchtete, blitzte wohl einige Energie aus demſelben hervor, doch war es kaum ein Gedanke von dem Muth und der Entſchloſſenheit, die früher dieſen Seemann beſeelten. Das kleine Maaß voll leichten Grogs, das vor ihm ſtand, war längſt geleert und nur der mangelnde Stüber hinderte ihn, es ſich neuerdings füllen zu laſſen.

„Hundeleben!“ brummte er vor ſich hin. „Schuf-

tiges, jammervolles Leben! Piraten und Lorrendreher haben die Taſche voll Doublonen und hier iſt nicht ein jämmerlicher Stüber vorhanden, um . . . .“

Er hatte die Taſchen neuerdings durchwühlt, und brachte eine unbedeutende Kupfermünze zum Vorſchein, die er mit trübem Lächeln betrachtete:

„Da haben wir noch Vorrath, gut genug, um für einen Augenblick die Kehle aufzufriſchen. He! Hollah! Schank ahoi!“

Aber der Freineger, der eben mit der Bewirthung einiger Leute beſchäftigt war, die in das Innere der Halle traten, hörte nicht auf den Ruf des Seemannes.

„Die Peſt über den ſchwarzen Hund! Hätte ſich ſonſt eine ſolche Beſtie dergleichen unterſtehen ſollen, ich hätte ihn zwanzig Mal gekielholt! — Jakob Roberts, das danke ich Dir und wenn nicht eher, machen wir es am jüngſten Tage mit einander wett.“

Da kam Gottlieb Schwalbe daher und ſetzte ſich unfern von dem Seemann. Auf ſein Verlangen brachte der Wirth ein kühlendes Getränk und zog ſich dann zurück.

„Nun!“ fuhr der alte Seemann den Wirth an. „Was unterſteht ſich der ſchwarze Hund? Kannſt nicht hören, wenn man Dich ruft, oder biſt zu ſtolz, Deine

Ohren aufzuknöpfen, wenn ein alter Seemann, den ſie aufgelegt haben, zu Dir ſpricht? Bringe mir einen Napf voll Waſſer, weil ich doch nichts anderes bezahlen kann! Nun, wird's bald?" —

Der Wirth trat an den Tiſch, nahm das hölzerne Maaß fort und ging in die Halle.

Gottlieb Schwalbe war bei der Stimme des alten Seemannes einen Augenblick lang unwillkürlich aufgefahren, fiel aber ſogleich wieder in ſein ernſtes Nachſinnen zurück.

Der Wirth kam mit einem Maaß Waſſer zurück; der Seemann legte die kleine Kupfermünze vor ihm hin.

„Nehmen niemals Geld für Waſſer!" ſagte Jener ſtolz und ſchob das Geld zurück.

„Nicht? Thuſt Du nicht? Und ich nehme von einem ſo jammervollen Burſchen, als Du biſt, auch keinen Tropfen Waſſer umſonſt, und ſollte meine Kehle verbrennen!"

Und mit den Worten ſtieß er das Maaß ſo heftig von ſich, daß das Waſſer über den Tiſch ſtrömte.

Gottlieb Schwalbe fuhr bei dem Ton dieſer Stimme neuerdings auf, die Farbe ſeines Geſichts wechſelte, er ward bald blaß, bald roth. Leiſe rief

er den Wirth zu ſich und flüſterte ihm einige Worte zu. Dieſer entfernte ſich ſchnell und kam mit einer großen Kanne kräftig gebrauten Grogs zurück, die er vor den alten Seemann hinſtellte und dann ſeitwärts ſprang.

„Was ſoll das?" fragte der Seemann.

Gottlieb Schwalbe war aufgeſtanden und trat ihm näher:

„Es kann ſich leicht begeben, daß ein alter Seemann bei dunkler Nacht einmal außer dem Courſe ſteuert und dabei auf eine Sandbank geräth. Aber dann ſind immer Maaten genug auf flottem Waſſer, die herbeirudern und ihn mit dem Wurfanker abbringen. Thut mir den Gefallen, Kamerad, und trinkt von dieſem Grog, der Euch allewege beſſer ſchmecken wird, als flaues Waſſer."

„Nein, zum Donner! — Oder ja! — Ich weiß nicht, was ich thun ſoll. Ich ſitze zwar verdammt feſt auf dem Trocknen ſeit manchem langen Etmal, aber ich kann mich nicht dazu entſchließen, um Almoſen zu betteln."

„Pfui, Kamerad! Was ein Seemann dem andern bietet, iſt kein Almoſen. Begegnen wir uns auf hoher See und theilen miteinander, was in Kanne und Keſſel ſchwimmt, ſo iſt das Chriſten-

pflicht. Heute zehre ich aus dem Vollen und theile mit Euch; in acht Tagen habe ich vielleicht keinen Stüber und Ihr raſſelt mit den Dollars in der Taſche. Wollt Ihr dann ruhig bei mir vorbeiſteuern, wenn ich von meinem Vortopp die Nothflagge abwehen laſſe?"

„Nein, zum Donner, das will ich nicht, und wenn Ihr es ſo verſteht . . . ."

Er ſetzte zu einem tüchtigen Zuge an, und leerte die Kanne bis zur Hälfte:

„Seid bedankt für den Labetrunk, womit Ihr einen zum halben Wrack gewordenen Seemann erquickt. Und damit ich weiß, wem ich dafür verſchuldet bin, und damit Ihr wißt, bei wem Ihr in ähnlichen Fällen dreiſt wieder ſeitlängs legen könnt, ſo wollen wir die Namen austauſchen, womit wir uns zu preien haben. Ich bin . . . ."

Der junge Seemann hatte den alten Schiffer mit tiefer Bewegung betrachtet und die Regungen ſeines Herzens gewaltſam niedergekämpft, jetzt hielt er ſich nicht länger und rief mit lauter Stimme:

„Nicolaus von Dören ſeid Ihr. Sagt es nur gleich, daß Ihr Nicolaus von Dören ſeid."

„Ja! Ja! Ich bin's! Bin der alte Nicolaus van Dören! He? Wer ſeid Ihr? Redet!"

„Mein alter, lieber Hochbootsmann! Und ſo finden wir uns wieder?“ rief Gottlieb Schwalbe bewegt, und ſchloß ihn in ſeine Arme.

„So finden wir uns wieder!“ entgegnete der alte Seemann, „und mir thuts doppelt leid, daß ich Euch kein ſchmuck aufgeputztes Galion zeigen kann, denn wie ich nun wohl merke, hat ſich unſer Fahrwaſſer ſchon früher gekreuzt. Iſt ein großer Unterſchied zwiſchen dem ſchmucken Burſchen, der über den Harlemmer Deich weg in's Boot ſprang, oder dem Seemanne, der auf Doggersbank mit einem Hieb Schiff und Commandeur rettete, und .... Aber Ihr ſeht das ja Alles ſelbſt, und zum Donner, Herr, ich glaube gar, Euere Augen pumpen Waſſer! Wer ſeid Ihr, zum Donner? Ihr ſegelt unter verdammt ſtolzer Flagge, wie mir ſcheint, und darum ... Wollte ſonſt ſagen, daß Euer Geſicht und Euere Stimme .... Aber, das iſt nichts und eitel Blendwerk, wie Ihr es von der Meeresfee ſeht, wenn ſie den Matroſen weiß macht, mitten im Ocean ſei hohes grünes Land.“

Gottlieb Schwalbe hatte ſeinen alten Freund losgelaſſen und blickte ihn mit dem gemiſchten Gefühl von Staunen, Freude und Mitleid an. „Traue nur Deinen Augen und Deinen Ohren, Nicolaus von

Dören! Ich bin's! Ich bin's wahrhaftig, den Du zu ſehen und zu hören glaubſt."

„Seid Ihrs? . . . . Biſt Du's wahrhaftig? Das will ich bald entdecken. Wenn Du's biſt, wenn Du's gewiß und wahrhaftig biſt, dann mußt Du ja den alten Ruf noch kennen . . . Ha! Ich ſtehe auf der Vorderſchanze des „Kurprinz" und rufe nach dem tollen Bootsmannsjungen, dem Gottlieb Schwalbe! Hollah! Ahoi!"

„Halloi!" rief Gottlieb Schwalbe mit überſtrömenden Augen lachend und umarmte den alten Seemann von Neuem.

„Ha! Ha! Ha! Seekalb! Seehund! Wo kommſt Du her? Wo biſt Du geweſen die Jahre lang, daß ich Dich ganz aus dem Geſicht verloren habe? Willſt ſprechen, Seehund, oder . . . . Ja ſo, der alte Hochbootsmann wacht zu Zeiten noch in mir auf und dann! . . . . Nun, genade Gott Den, der mich dahin gebracht hat, daß ich nur noch ein morſches Tauende bin, und Du, ... nein, Ihr ſollt' ich ſagen . . . . nehmt's nicht für ungut, wenn ich . . . . Hol's der Teufel! Es kommt nicht oft vor, daß die Hochbootsmänner wie ein altes Wrack am Strande liegen und die ehemaligen Deckläufer ſteuern mit Oberbramſegel und Außenklüver daran vorüber! Ha! Ha! Ha! —

Noch einen Schluck aus der Kanne; ich kann's brauchen. Wie iſt denn das nur zugegangen?"

„Das iſt ein allzulanges Geſpinnſt, um es Dir jetzt abzuwickeln, Nicolaus. Aber Du ſollſt Alles erfahren, wenn ich Dich erſt von Deiner Sandbank losgemacht und in ein freies Fahrwaſſer gebracht habe. Ich will eben nach meinem Schiffe ſehen und Du kannſt nichts Beſſeres thun, als gleich bei mir an Bord kommen."

„Nach Deinem Schiffe willſt Du ſehen? Bei Dir am Bord ſoll ich kommen? Biſt Du, Seekalb .... Ja ſo, da ſeid Ihr wohl Capitain und ich muß gebührend meine Flagge ſtreichen."

Er griff mit der Hand nach ſeiner Mütze, Gottlieb Schwalbe aber faßte ihn raſch unter den Arm und führte ihn nach dem Königswerft:

„Da liegt das Boot, das uns ſogleich an Bord bringen ſoll, dort ruhſt Du aus, und wenn der Abend kommt, erzählen wir uns unſere Schickſale. Jetzt gehen Nicolaus von Dören und ſein Bootsmannsjunge an Bord. He, Alter! Folgſt Du mir? Hollah! Ahoi!"

„Halloi!" entgegnete der Alte mit tiefbewegter Stimme und Beide ſtiegen in's Boot hinab.

Zehntes Kapitel.

Nicolaus von Dören war, unter Gottlieb Schwalbe's freundlicher Sorgfalt, an Bord des „Afrikaner" gekommen. Man hatte für alle ſeine Bedürfniſſe mit der größten Bereitwilligkeit geſorgt und ihm eine der Steuermanns-Kammern zur Wohnung eingeräumt. Der Ton, den der Capitain anſchlug, beſtimmte auch das Benehmen der Uebrigen und der alte Seemann wurde von der ganzen Beſatzung mit großem Reſpekt behandelt.

Aber, die letzten Ereigniſſe waren ſo ſchnell und unerwartet auf ihn eingeſtürmt; der Wechſel ſeiner Lage war ſo raſch, die Verwandlung des äußerſten Mangels in ein Leben voll Ueberfluß geſchah ſo plötzlich, daß er dem Sturm nicht zu widerſtehen vermochte und in tiefer Bewegung wandte er ſich an Gottlieb Schwalbe:

„Ich wollte Dir erzählen, wie es mir gegangen

iſt, aber ich bin's jetzt nicht im Stande. Alles, was mir ſeit den Paar Stunden begegnet, ſauſt mir wie ein Nordweſtſturm im Kopfe herum. Ich muß mich in meine Hängematte ſchroten. Laß mich einen Augenblick ruhig ſchlafen, und ich will Dir dann ein Geſpinſt abwickeln, ſo lang und ſo glatt Du es nur immer verlangen kannſt. Wer, zum Donner, hätte geglaubt, daß ich mich heute noch ſo zu Anker bringen würde?"

„Schlaf ruhig, alter Nicolaus und wenn Du aufwachſt, iſt jeder Sturm tief weg nach dem Lee geſunken. Es giebt fortan nichts für Dich, als eine klare, blaue Luft und friſche Backſtagskühlte auf jedem Deiner Steuercourſe. Schlafe ruhig, alter Maat."

Er drückte ſeinem ehemaligen Hochbootsmann die Hand und ging in ſeine Kajüte. Hier erinnerte er ſich des Briefes, den man ihm am Lande eingehändigt hatte.

Dieſer Brief war, wie ſchon gemeldet, von Mynheer de Winter und verſetzte Gottlieb Schwalbe in die lebhafteſte Aufregung. Wir begeben uns des buchſtäblichen Wortlauts dieſes ausführlichen Schreibens und theilen den Inhalt deſſelben in der Kürze nachfolgend mit:

Mynheer de Winter, dieſer feſte, entſchloſſene Mann, von dem ſich unwillkürlich Jeder beherrſchen

ließ, der mit ihm in Berührung kam, hatte während ſeines langen Aufenthaltes an der Weſtküſte von Afrika, all ſein Streben nur an die Ausführung eines einzigen großen Projectes geſetzt. Er wollte das Grundeigenthum, welches er ſich erworben, mit dem großen Vermögen und den liegenden Gründen der Familie Willem's van dem Boſche vereinigen, und auf dieſe Weiſe eine Privatmacht gründen, die im Stande ſei, ſich nach und nach von der Herrſchaft der Generalſtaaten abzulöſen, und dieſer wohl gar im Laufe der Zeiten die Spitze zu bieten. Die Gründung einer freien, unabhängigen Kaufmannsmacht, gegenüber der Gewalt der Staaten: dieſer Letzteren keine Untergebene, ſondern eine Bundesgenoſſin, wohl gar eine gefürchtete Nebenbuhlerin zu ſein, war von jeher Mynheer de Winters Lieblingsgedanke geweſen. Den Vater der reizenden Katharine hatte er ganz für dieſe überſpannten Ideen gewonnen, und deßhalb mit ihm und ſeiner Hausfrau das Abkommen getroffen, daß ihre Tochter und ſein Neffe, ſobald dies irgend thunlich, mit einander ſich vermählen ſollten. Der frühe, unglückliche Tod der noch jungen Aeltern, die unter den Säbeln der Piraten fielen, ſtörte dieſen Plan nicht. Mynheer de Winter hatte, im Gegentheil, den Großvater des jungen Mädchens

für ſeinen Plan ſo gut als gewonnen, als ihm zwei gefährliche Hinderniſſe in den Weg traten: Gottlieb Schwalbe und Matthias van Hagen. Wie es ihm gelungen, den Erſtern zu entfernen, iſt bekannt. Mit wie ſtarken Banden der Dankbarkeit der Großvater Katharinens an den jungen Seemann gekettet war, wie ſehr er ſich von der Liebe deſſelben zu ſeiner jungen Enkelin überzeugt hielt: der Einfluß, den Mynheer de Winter von jeher auf ihn ausgeübt hatte, war zu ſtark; er konnte der Beredſamkeit deſſelben nicht widerſtehen und verſtand ſich dazu, zwei Herzen zu brechen, obgleich er wiſſen mußte, daß ſie von dieſem Schmerze nimmer geneſen würden. Als er ſpäter das bleiche Geſicht des Mädchens mit den Zügen des tiefſten Leidens gewahrte, als der Mund, dem ſonſt tauſend fröhliche Scherze entſtrömten, verſtummte und der ſeelenvolle Blick des Auges, der ihn früher ſo wohlthätig erquickt hatte, mit einem Thränenflor umhüllt war, bereuete er ſein übereiltes Thun, allein es war zu ſpät. Der ſtolze Kaufmann, deſſen lebhafte Phantaſie ſich als den Gründer eines trans-atlantiſchen Handelsſtaates anſah, hatte ſeinen Zweck erreicht: Gottlieb Schwalbe war fort, er hatte es nur noch mit Einem zu thun. Aber dieſer war gefährlicher; er wußte der Intrigue mit Intriguen zu

begegnen, er ſah die Minen, die zu ſeinem Verderben gelegt wurden, und wußte ihnen nicht allein zu entgehen, ſondern wohl gar noch ſeinen Gegner in den Bereich derſelben zu locken; von ſeiner wohlverwahrten Bruſt prallte jedes, noch ſo ſicher entſendete Geſchoß ab, er war allen Angriffen der Liſt und Schlauheit de Winters unzugänglich. Aber was dieſe nicht vermochten, das gelang der Macht des Goldes. Dieſe erweckte Matthias van Hagen einen entſchloſſenen Feind von einer Richtung her, von welcher er ſich am wenigſten eines Angriffes gewärtig war, und dieſer ward mit ſolchen bedeutſamen Kräften, mit ſolcher Umſicht und ſolcher Ausdauer geführt, daß er demſelben ſeine ganze Ausdauer zuwenden mußte, und nicht daran denken durfte, die ihm näher liegenden Intereſſen ſich zu erhalten. Das hatte de Winter gewollt und auch dieſer Nebenbuhler war aus dem Wege geräumt. Nun hatte er freie Bahn und nichts ſchien ihm mehr im Wege zu ſein, um an das glänzende Ziel zu gelangen. Katharine ward von Allem unterrichtet; ſcheinbar gefaßt empfing ſie die Schreckensbotſchaft, aber als ſie allein war auf ihrer Blumen-Verranda, allein mit all' ihren zertretenen Hoffnungen und der Gewißheit eines nicht endenden Jammers, der nur mit dem gebrochenen Herzen zu-

gleich begraben wird, da ſank ſie, mit überſtrömenden Augen, in die Kniee und bat mit heißen Thränen um Erlöſung von dieſem Leid. Und ſie kam! Raſch und unvorhergeſehen ſtieg an de Winters Horizont die verderbenſchwangere Wolke aus der Tiefe und verhüllte die lichte Bläue des Himmels. Ohne daß Jemand den mahnenden Donner vernommen hatte, zuckte der Blitz herab und zerſchmetterte mit einem Schlage alle Blüthen der Hoffnungen. Alle Vorkehrungen zu einer glänzenden Vermählung waren getroffen, ſie ſollte vollzogen werden, ſobald der jugendliche Bräutigam eintraf. Er ward aus Europa erwartet, von woher er kam, um der jugendlichen Kolonie neue Schätze, neue Kräfte zuzuführen. Da erbarmte ſich das Meer der in ihrem Schmerze faſt vergehenden Braut, es rauſchte auf im gewaltigen Zorn und warf nur eine Leiche an den mit Trümmern beſäeten Strand. Katharine war frei, aber de Winter in Verzweiflung. An dieſem Neffen hing er mit leidenſchaftlicher Liebe, auf ihn übertrug er in Gedanken ſeine Macht, ihn machte er zum Vollſtrecker ſeiner großartigen Entwürfe. Die ſchwere Laſt der vorbereitenden Arbeiten war überſtanden, er hoffte die ſüße Frucht zu ärndten, aber ein giftiger Wurm hatte ſie bis auf den Kern verderbt. Mit

der jugendlich kräftigen Stütze ſank auch der morſch-gewordene Stamm. Mynheer de Winter wollte von keiner Unternehmung etwas hören, ſeine Lieblingsplane wider-ten ihn an. Hatte er doch ſchon früher ſein Weib verloren, der die Geneſung in einem mildern Klima nicht geworden war, jetzt ſtarb auch dieſer Neffe. Er ordnete alle ſeine Angelegenheiten, verfügte über ſein ſämmtliches Eigenthum, die Kolonie Weltefreden wurde ſchon durch ihren Namen für ihn zu einem grauſa-men Spott, er zog ſich — nach dem Mutterlande zurückkehrend, — von dem Schauplatz ſeines bisheri-gen Wirkens zurück — beklagt, beſpöttelt und ver-geſſen! Allgemeines Loos!

Dies war der Inhalt des Briefes, den Gottlieb Schwalbe empfangen hatte, und der ihn mit dem lebhafteſten Staunen erfüllte. Am Schluſſe deſſelben ſtanden folgende Worte:

„Gerechtigkeit vor Allem! Ich entfernte Euch, weil es für meine Pläne nothwendig war, ich nahm Euch ein Verſprechen ab, von dem ich nicht glaubte, daß Ihr es halten würdet. Ihr habt es gethan und mich beſchämt. Nehmt zum Abſchiede, als meinen Dank, das Schiff, welches Ihr bisher ſo glücklich führtet, als freies Eigenthum, und indem ich Euch gänzlich meines Dienſtes entlaſſe, wünſche ich Euch

Muth, Kraft und Ausdauer für die ferneren Tage Eures Lebens. Ihr ſeid jetzt ein freier, wohlgeſtellter Mann; de Winter ſteht Euch nicht mehr im Wege, kehrt dahin zurück, wo Ihr früher ſo ſchöne Hoffnungen nährtet, und ſeht, ob Euch das Glück treuer iſt, als mir. Ein Bedingniß meines Geſchenkes iſt, daß Ihr mir nicht dankt, oder mich gar aufſucht; ich will fortan einſam leben, und von dem Treiben der Welt nichts mehr hören."

Der Inhalt dieſes Briefes hatte auf Gottlieb Schwalbe die Wirkung eines Rauſches. Er beſchloß hundert Dinge und verwarf ſie wieder; er ſprach, er wußte nicht was, er that, wovon er ſich in dem nächſten Augenblicke keine Rechenſchaft ablegen konnte. Er wußte nur Eines: Zurück nach Arim, wo ſie weilt, wo ſie weint, wo ſie trauert und noch immer von den Tücken Matthias van Hagens zu fürchten hat.

Dieſem Entſchluſſe treu, begann er ſogleich ſeine Anordnungen zu treffen. Die Ladung wurde aus dem Schiffe ſo ſchnell entlöſcht, als nur irgend möglich und wo die eignen Kräfte nicht ausreichten, nahm er fremde zu Hülfe. Sein Befrachter, der von dem glücklichen Wechſel Kenntniß erhalten hatte, der Gottlieb Schwalbe von dem Führer des Schiffes zu deſſen Eigenthümer machte, kam herbei und nach-

dem er ſeine Gratulationen geziemend angebracht hatte, that er das Erbieten, eine beſonders werthvolle Ladung nach Europa überzuführen, ein Geſchäft, um welches ſich bereits viele Capitaine beworben hatten, weil mit demſelben ſeltene Vortheile verknüpft waren. Er bot ſie vor Allen Gottlieb Schwalbe an, weil er ſich dem jungen Mann, von dem er ſich für die Zukunft zwiefachen Nutzen verſprach, zu verbinden wünſchte. Aber Dieſer wollte von ſteigendem Glanz und Reichthum nichts wiſſen; er ſchlug, zum großen Entſetzen des Kaufmanns, die gemachten Erbietungen aus, ließ den letzten Reſt ſeiner Ladung an's Land bringen und den nothdürftigſten Ballaſt herbeiſchaffen, und ehe man es ſich noch als möglich hatte denken können, ſteuerte er bereits wieder auf die hohe See hinaus.

Unter ſolchen Umſtänden ſcheint es natürlich, daß Gottlieb Schwalbe wenig Zeit gefunden, ſich um ſeinen Gaſt zu kümmern, deſſen Pflege er ſeinem Cunny anvertraut hatte. Unter der Vorſorge deſſelben erholte ſich auch Nicolaus van Dören ſchnell von den ausgeſtandenen Strapazen und Entbehrungen; die geſchwundenen Kräfte des Körpers kehrten wieder, die Energie des Geiſtes erwachte mit erneuerter Kraft; er war bald keine ſtumme Perſon mehr am Bord,

er griff thätig, ja wohl befehlend ein, und wußte namentlich den zum Takelwerk und den Geſchützen kommandirten Matroſen ſo zu imponiren, daß ſie blindlings ſeinen Anordnungen folgten.

So kam der Moment des Abſegelns und Nicolaus van Dören verſah am Bord des Kauffahrers „der Afrikaner“ das Amt eines Hochbootsmannes mit derſelben Würde, wie er es früher am Bord der erſten kurbrandenburgiſchen Fregatte verſehen hatte. Als nun aber das Schiff ſich auf der offnen See befand, als Alles ſeeklar und ſeefeſt gemacht, als der feſte Steuercours angeordnet war, und die dämmernde Nacht aus den Wellen aufſtieg, da trat Meiſter Nicolaus ſchmunzelnd zu dem jungen Capitain auf das Halbdeck:

„Potz Krahnbalken und Ankerſtock, Capitain! Jetzt ſcheint mir endlich der Augenblick gekommen, wo ich Euch mein Geſpinnſt abwickeln muß. Der Donner, Herr, es iſt mir ordentlich ſauer geworden, den nöthigen Reſpeckt für Euch anzuſchroten. Aber da es nun ein Mal ſo weit iſt, will ich's auch nicht verſchweigen, daß mir ſchon etwas dergleichen durch den Kopf ſchoß, als wir noch in den Straßen von Berlin einen Kreuzzug miteinander hielten, und darum duldete ich es auch, daß der Kreuzdonners-Jude

an Bord kommen durfte . . . Prr! Es war eine böſe Geſchichte, wie der alte Zwickelbart wieder vom Bord geſchafft werden mußte.“

„Moſes! Mein alter, guter Moſes!“ rief Gottlieb Schwalbe unwillkührlich aus, „wie war es möglich, daß Du ſo ganz meinem Gedächtniſſe entſchwinden konnteſt! Auf welcher Sandbank mag er geſtrandet ſein?“

„Weiß nicht. Habe von dem alten ſtinkenden Knoblauchsfreſſer nichts wieder gehört. Der Seemann hat wohl öfter's ſeine Noth damit, Volk an Bord zu bringen, aber es kommt nicht oft vor, daß man es mit Noth und Sorgen wieder vom Bord ſchaffen muß, wie mit dem Moſes und Euch. Ha! Ha! Ha! Es war ein Tollmannswerk, Euch zum Ritte auf das Bugſpriet der „Dorothea“ zu bringen und der Quartiersmann Wulff hat es, ohne daß ich es verhindern konnte, mit dem Leben bezahlt.“

„Dir danke ich Alles!“ fiel Gottlieb Schwalbe mit dem Gefühl des lebhafteſten Dankes ein. „Du retteteſt mich damals nicht nur von Schmach und Schande, Du haſt mir auch den Weg gebahnt zu Ehre und Reichthum. Dein Bootsmannsjunge wird Dir das nimmer vergeſſen und wir werden uns nicht wieder

trennen, bis der große Steuermann dort oben den letzten Tagescours in unſer Loggbuch ſchreibt."

„Das ſoll ſo ſein. Aber bis dahin wollen wir noch manche Meile neben einander herſteuern. Wer hätte es gedacht, daß ich noch ſo flott werden würde? Da ſieht man's, wohin der Mangel einer Grogkanne und einer Erbſenback den Menſchen führen können! Pah! Wißt Ihr's noch, wie ich Euch die erſten laufenden Taue nannte und Euch eine Kleidkeule von einem Marlpfriem unterſcheiden lehrte? Als ich damals die Waſſerſtage der „Dorothea" durchhieb . . . ."

„Jetzt biſt Du im rechten Fahrwaſſer, alter Burſche; bisher gierteſt Du bedeutend Steuerbord und Backbord über. Von da an erzähle . . . ."

„Ich habe nichts Erfreuliches zu erzählen, denn es iſt nichts als eine Teufelei nach der Andern, und wenn ich auch meinen herzhaften Fluch mir nicht nehmen laſſe, ſo bin ich doch ein Chriſt und habe an ſolcherlei Werk keinen Theil. Von dem Augenblicke an, da Ihr fort wart, ging der Streit zwiſchen mir und dem Commandeur Jakob Roberts los. Er glaubte, ich hätte Euch aus dem Wege gebracht, um ihm frei Feld zu laſſen, denn das fühlte ich wohl, an Euerm Tode ſei ihm Alles gelegen. Aber das

konnte ich nicht geduldig tragen und ich ſagte ihm rundweg, wie mir's um's Herz war, als ich ihm in ſeiner Kajüte allein gegenüber ſtand. Seit der Stunde war erklärte Feindſchaft zwiſchen uns und er hat mir's ſchwer nachgetragen. Wißt Ihr noch den großen Spanier, den wir im Kanal genommen? Er hat mich nicht nur um mein wohlverdientes Priſengeld geprellt, er hat mich auch bei der Admiralſchaft verläumdet und es dahin gebracht, daß ich meines Dienſtes entlaſſen wurde, mit der Weiſung, mich nicht wieder zur kurbrandenburgiſchen Flagge zu ſtellen, und das iſt hart, Herr, denn ich habe dieſer Flagge treu und redlich gedient. Ich verſuchte es auf alle Weiſe, mir zu dem Meinigen zu verhelfen — verſteht mich, nicht zum Gelde, denn das gilt mir nichts, ſondern zur Ehre, die der Schuft mir abgeſchnitten hatte, — allein es wollte mir nicht gelingen, denn dem vornehmen Pack iſt nicht beizukommen, es frißt den Brei allein und wirft uns die leere Back in's aufgeſperrte Maul. Als ich nun ſah, daß mir Alles nichts half, wollte ich dem Roberts mit Gewalt zu Leibe und ihm die ſchwarze Zunge ausreißen, womit er mich verläumdet hatte, ſo daß ich mich vor meinen eignen Backsmaaten nicht rechtfertigen konnte, die mich für einen Betrüger hiel-

ten. Hatte ihn auch ſchon hinter eine gute Klippenwand gelockt, von welcher er mit keiner Briſe hätte wegkreuzen können, da fiel mir der Harlemmer Deich ein, und ich ließ ihn laufen."

„Harlemmer Deich?" fragte Gottlieb Schwalbe verwundert. „Was willſt Du damit?"

„Nun!" antwortete langſam Nicolaus van Dören und eine trübe Wolke zog über ſeine Stirn hin. „Hinter dieſem Deiche wohnten vor vielen Jahren ein Paar alte Leute, die hatten einen Jungen, der machte ihnen mit ſeinen tollen Streichen großes Herzeleid. Und ſoviel der Vater ſchalt und ſoviel die Mutter weinte, es half Alles nichts; der tolle Burſche fings am andern Morgen immer da wieder an, wo es es Abends zuvor gelaſſen hatte, und oft nahm er wohl noch die Nacht zu Hülfe. Da wurde den beiden Alten die Laſt zu ſchwer, die Haare des Greiſes färbten ſich weiß und ſein Weib weinte ſich blind. Als ſich ihr Auge für immer geſchloſſen hatte, rief ſie noch einmal mit bebender Stimme nach dem Sohne, aber dieſer hörte nicht, denn er ſaß mit ſeinen liederlichen Geſellen in der Schenke und verſpielte des Vaters letzten Gulden. Darüber brach das Herz der Mutter und die kühle Erde hat ſie aufgenommen. Der Vater aber flog nach der

Schenke, rauſte ſich das graue Haar und fluchte dem unnatürlichen Sohn, daß es dieſem durch Mark und Bein fuhr und er über den Deich wegflog in die ſchäumende See. Und daß Ihr es wißt, dieſer unnatürliche Sohn war ich!"

Nicolaus van Dören ſchwieg. Es ſchwieg Alles rings umher; man vernahm nur das Plätſchern der Wellen, die der Bug des Schiffes durchſchnitt, und das Schwirren des fliegenden Fiſches, wenn er auf Augenblicke aus der ſalzigen Tiefe emportauchte.

„Ihr wißt's nun!" ſprach Nicolaus nach einer Pauſe mit dumpfer Stimme. „Jetzt taugen wir nicht länger beiſammen, aber Morgen früh ſollt Ihr mir ſagen, ob Ihr — Kreuzdonner, Krahnbalken und Ankerſtock! Wer hätte gedacht, daß ich eines Tages zu meinem ehemaligen Bootsmannsjungen in die Beichte gehen ſollte."

„Laß Dir's nicht leid ſein!" unterbrach ihn Gottlieb Schwalbe. „Gieb mir die Hand und ſuche Deine Hängematte auf. Nach Deiner eignen Anordnung haſt Du den Dienſt für die Morgenwache. Schlafe ruhig und wenn wir Morgen früh uns wiederſehen, iſt von derlei trüben Geſchichten nimmer die Rede zwiſchen uns. Deine Aeltern ruhen längſt und der Fluch des Böſen wird durch den Segen des

Guten zunichte gemacht, ſagt der Schiffspaſtor. So biſt Du durch Dein ſpäteres Leben auch mit Deinen Aeltern verſöhnt. Fortan ſteuern wir nur unter ſonnenhellen Breiten, darauf gieb mir die Hand."

Und Beide ſchieden von einander mit kräftigem Händedrucke, während die ganze goldne Pracht eines tropiſchen Sternenhimmels auf ſie herableuchtete.

Eilftes Kapitel.

Abermals liegt das weite Meer vor unſern Blicken ausgebreitet und abermals ſteigt ein ſtattliches Segel aus den Wogen auf; das zweite jener drei Schiffe, die in verſchiedenen Richtungen den Ocean durchfurchen, und ſich doch an einem Punkte deſſelben kreuzen ſollen.

Es iſt feſt und kräftig gebaut; ſein Rumpf und ſein Maſtenwerk ſind unverſehrt, aber der Erſtere iſt mit einer bedeutenden Salzkruſte überzogen, das Letztere neigt ſich im ſchlaffen Tackelwerk hin und her, der Glanz der Farben iſt erbleicht, die bunten Verzierungen am Spiegel und am Galion haben ihren hellen Schein verloren, — Alles Anzeichen, daß das Schiff eine lange und beſchwerliche Reiſe gehabt hat.

Am Steuerbord des Halbdecks ging ein kurzer, gedrungener Mann mit kreidebleichem Geſicht und einem dicken ſchwarzen Haarwulſt auf und ab, die

Melodie eines alten bretagneſchen Liedes vor ſich hinſummend und öfters einen feſten Blick auf den Mann mit der Steuertaille richtend, wodurch dieſer ermahnt werden ſollte, den Pflichten ſeines Dienſtes mit möglichſter Sorgfalt zu genügen. Es war der Steuermann Du Roy, zweiter Befehlshaber der kurfürſtlichen Fregatte, „das Wappen von Brandenburg.“

„Hm?“ rief er aus und ſah den Mann am Steuer mit einem verweiſenden Blicke an.

„Rechter Cours iſt's und keinerlei Gierung!“ antwortete dieſer ruhig.

„Hm!“ entgegnete Meiſter Du Roy beruhigt, ſetzte ſeinen Morgen-Spatziergang fort und brummte ſeine bretagneſche Melodie weiter.

Da ward die Kajütskappe zurückgeſchoben und der Commandeur des „Wappen von Brandenburg“ flog mit aller ihm eigenthümlichen Beweglichkeit auf das Verdeck, ſeinem Steuermann entgegen. Es war Capitain Mildreich, der Mann der hundert Worte, der uns auf den Werften zu Havelberg zuerſt begegnete und der mit ſeinem ſchweigſamen Steuermann ſtets einen ſeltſamen Contraſt bildete.

„Erlaubt, Herr! — Guten Morgen und mögt Ihr eine gute Wacht gehabt haben! — Aber erlaubt, Euer Singen ſtörte mir die Morgenruhe.“

Meiſter Du Roy antwortete nicht, ſondern brummte ſeine Melodie weiter:

„. . . . et c'est bien!“ . . .

„Erlaubt, Herr! Dieſe Worte habe ich tauſend Mal von Euch gehört, aber keine andere. Wenn ich doch von Euerm Geſang geſtört werden ſoll, muß ich auch wiſſen, weshalb? Darum will ich das Lied endlich ganz hören. Alſo gebt es uns gleich zum Beſten und laßt den Anfang hören.“

Der Steuermann ſagte mürriſch: „Hat keinen Anfang!“ und ſang dann weiter; „. . et c'est bien!“

„Keinen Anfang!“ rief der Capitain, von dem Steuermann zurück- und ſich durch die Haare fahrend. „Was iſt das für ein Lied, das keinen Anfang hat und doch bien iſt, wie Ihr fortdauernd ſingt? So gebt uns das Ende deſſelben.“

„Hat kein Ende!“ war die zweite mürriſche Antwort des Steuermanns, der dann ungeſtört weiter ſang: „. . . et c'est bien!“

„Auch kein Ende? Und das ſoll noch Alles bien ſein? Den Teufel mag es und Euer Lied iſt nicht ſoviel werth, als Athem nöthig iſt, um das Wort bien auszuſprechen. Aber erlaubt, Herr! Wir müſſen jetzt alle Kurzweil beiſeite laſſen und an den

Dienſt denken. Was giebt es Neues auf der Morgenwache?"

Der Steuermann ließ ſogleich von ſeinem Spaziergange und von ſeinem Liede ab, ſtellte ſich dem Capitain reſpectvoll gegenüber und ſagte:

„Segel im Lee!"

„Im Lee? Wo? Erlaubt! Im Lee? — Nehmt Eure Hand weg, zum Donnerwetter, ich kann es mit meinen Augen allein finden! — Im Lee, ſagtet Ihr? Oho! — Da haben wir ihn! Was haltet Ihr von dem Schiffe?"

„Nichts!"

„Nichts? — Und ſeid während der ganzen Morgenwache auf dem Verdeck? Erlaubt! Wenn man vier Stunden auf dem Verdeck iſt, muß man ſich eine Vorſtellung davon machen können, was für ein Segel man in ſeinem Lee hat."

„Iſt erſt eine halbe Stunde da!"

„Eine halbe Stunde erſt? Das iſt ein Anderes. Dann könnt Ihr es nicht wiſſen und es iſt unſere Pflicht als kurbrandenburgiſcher Kreuzer, uns mit ihm bekannt zu machen. Wollt Ihr alſo etwas nach Lee abfallen laſſen?"

Der Steuermann nickte mit dem Kopfe und ging nach dem Steuer zu, vor ſich hinſummend: ... et c'est bien!"

Der Mann der hundert Worte fuhr auf:

„Plagt Euch denn Millionen Mal das Donnerwetter? Seit wir zuſammen am Bord dieſes Schiffes ſind, höre ich kein anderes Wort von Euch, als dieſes verdammte bien, das mir die Kehle zuſchnürt. Aber ich will's anders anfangen, und Euch ſo tribuliren, daß Euch das bien wohl vergehen ſoll! Wird's mit dem Abfallen?“

Der Mann der Steuertaille ließ die Pinne nach dem Luf gieren und ſagte ruhig:

„Abfallen iſt's!“

„Wohlgethan, Mann! Noch ein Bischen! So! Steuert in der Richtung fort und ich bin Euch gut dafür, daß wir Dem da ſeitlängs ſind, ehe wir die Mittagsbreite nehmen. Geht neben mir auf und ab, Steuermann, aber laßt Euern verdammten bretagner Singſang! Wißt Ihr ſchon . . . aber, da dreht ſich der Wind ſchon wieder um einen halben Strich! Keinen Tag durchſtehendes Wetter, ſeit wir Cadix verlaſſen haben. Wüßte ich nur . . “

Meiſter Du Roy ſah den Capitain ſtarr an und ſagte:

„Jude!“

„Ja!“ fiel dieſer raſch ein. „Ja! Ihr habt Recht! Das iſt die Schuld des Juden, den wir am

Bord haben. Dergleichen Volk ſoll hexen können und ſich mit uns Chriſtenmenſchen allerlei Spott erlauben. Das iſt immer ſo geweſen und wird auch heute nicht anders ſein. Haben nun ſchon zwei Mal ſoviel Zeit gebraucht, als nöthig wäre, um unſern Beſtimmungsort zu erreichen. Was iſt zu thun?"

„Jude über Bord!"

„Das wäre freilich kurzweg! Aber, Meiſter Du Roy, Ihr habt wohl vergeſſen, daß dieſer Jude einen offnen Brief bei ſich führt, worin allen Führern von Schiffen, die unter kurbrandenburgiſcher Flagge fahren, befohlen wird, dieſen Juden, ſie mögen ihn treffen an welchen Küſten, oder auf welchen Meeren ſie wollen, auf ſein Verlangen bei ſich an Bord zu nehmen, und denſelben dahin zu führen, wohin er geführt ſein will; auch ihm ſonſt jeden Vorſchub und jeden Dienſt zu leiſten, den er von ihnen verlangen wird, wenn ſolches irgend in ihrer Macht ſteht?"

„So kreuzen wir vielleicht Zeit unſeres Lebens hier herum unter dieſen Breiten."

„Das iſt — Erlaubt! Das iſt eine Teufelei, ſo nichtswürdig wie eine, und Euch wohl gar von dem Juden eingetrichtert. Habt Ihr ihn heute ſchon geſehen?"

„Nein! Aber da kommt ſchon ſein Vorläufer und meine Wache iſt jetzt unter Deck.“

Damit ſtieg der Steuermann, ohne weiter ein Wort zu verlieren, in ſeine Kajüte hinab und überließ es dem Capitain, den Morgenbeſuch des Paſſagiers anzunehmen.

Der von dem Steuermann angekündigte Vorläufer ſtand an der Scheide des Halbdecks und machte dem Capitain eine halblinkiſche Verbeugung. Es war ein alter Bekannter in der ihm fremden ſeemänniſchen Tracht und mit einer Eckigkeit in den Bewegungen, die zur Genüge verriethen, daß er ſeine Erziehung nicht am Bord eines Schiffes erhalten habe, ſondern nur durch Zufall dahin gerathen ſei.

„Nun Hans Peters? . . .“ rief ihn der Capitain mit mürriſchem Tone an. „Was wollt Ihr? He? Warum antwortet Ihr nicht? Ihr heißt doch Hans Peters?“

„Ja, Herr! Wie ich Euch ſchon öfters geſagt habe. Hans Peters, Sohn des Schuhmacher Peters in der Siebergaſſe zu Berlin, meinem Stande nach ein gelernter Schuſter, der auch rechtſchaffen gewandert iſt, in dieſem Augenblicke aber — weil ich kein Sitzfleiſch hatte — der Begleiter eines alten Juden,

der auf einer wichtigen Reiſe begriffen iſt, eines über- aus rechtlichen und braven Mannes . . . .“

„Schweigt ſtill! — Erlaubt! Ich weiß das Alles ſchon längſt.“

„Das iſt kein Wunder!“ antwortete Hans gelaſ- ſen, „denn ich bin eine geraume Weile hier am Bord und Ihr laßt es Euch jeden Morgen von mir wiederholen.“

„Und erfahre doch nie das Rechte! He? Ihr ſagt niemals, was ich wiſſen will.“

„Weil ich's nicht weiß! Ihr wollt, ich ſoll Euch ſagen, was meines Herrn Geſchäfte ſind. Ich kenne ſie nicht. Aber, wenn ich ſie auch kennte! Ihr habt ſelbſt eingeſtanden, daß ich meinem Herrn ein treuer Diener bin. Nun denn, Herr Capitain, — und nehmt es mir nicht übel, daß ich mir erlaube, es Euch ſo geradezu zu ſagen, aber ich kann nicht anders — ein treuer Diener plaudert die Geheimniſſe ſeines Herrn nicht aus, wenn er ſie zufällig erfährt.“

„Nicht? Thut er nicht? Und das dürft Ihr mir ſo gerade in's Geſicht hineinſchreien! Wißt Ihr nicht, wer ich bin?“

„Gewiß, Herr! Ihr ſeid ein vornehmer Mann gegen einen armen Schuhknecht. Aber Eure Matro- ſen ſind ſo gut Eure Diener, als ich der Diener

meines alten Juden bin. Was würdet Ihr thun, wenn Einer von den Männern ein Geheimniß von Euch wüßte, und plauderte es aus?"

„Ich würde . . . Hm! Erlaubt! Ich würde ihn auspeitſchen laſſen! Verſteht mich, das paßt ſich für mich und meine Matroſen, allein nicht für Euch und den Juden. Aber es iſt gut, daß Ihr ſeine Geheimniſſe nicht ausplaudern wollt, und ich werde Euch nun nicht wieder fragen."

„Dank Euch dafür, Herr! Wünſche Euch dagegen alles Gute!"

„Gute? He? Wo ſoll das herkommen, wenn man einen Hexenmeiſter am Bord hat?"

„Damit meint Ihr meinen Herrn? Vergeb's Euch Gott, daß Ihr ſo unchriſtlich von ihm denkt. Der ein Hexenmeiſter? Ja, wenn Ihr es hexen nennt, daß Jemand, ohne daß es ihn etwas angeht, und ohne daß er darum angegangen wird, ſich nach dem Leiden und dem Unglück der Menſchen erkundigt, die in ſeine Nähe kommen, und er ſie ſpeiſt, weil ſie hungern und pflegt, weil ſie krank ſind, in ihrem Leid ſie tröſtet und in der Stille dafür ſorgt, daß ihr Schmerz und Unglück ſich in Glück und Luſt verkehrt; der ſich in der Stille freut und dem Dank aus dem Wege geht, bis ſie lachend und

jubelnd davon ſpringen, wenn Ihr das meint, ja, dann iſt mein Herr der größte Hexenmeiſter, der jemals gelebt hat. Es giebt nicht ſeines Gleichen."

„So? Das bildet Ihr Euch ein! — Erlaubt! — Ihr geſteht ja ſelbſt, daß er ein Hexenmeiſter iſt. So oder ſo. Genug, er treibt Hexerei, und . . . Aber plagt mich der Teufel, daß ich hier mit Euch ſtehe und... ſcheert Euch an Euer Werk, denn dort ſieht ſchon der Kopf Euers Hexenmeiſters aus der Zwiſchendecksluke hervor."

Moſes hatte mit Hülfe ſeines treuen Hans das Verdeck betreten. Der Capitain ging, ohne ſich um ihn zu kümmern, auf und ab; die Matroſen ſchwiegen ſtill, aber ſie zogen ſich naſerümpfend aus der Nähe des unreinen Juden zurück. Hans knirrſchte mit den Zähnen.

„Was is, mein Junge? Was haſt Du?"

„Seht Ihr's denn nicht, wie ſie Euch wieder über die Achſel anſehen und Euch aus dem Wege gehen, als hättet Ihr die Peſt?"

„Laß ſie gehen! Es iſt Chriſtennatur; ſie können nix davor."

„Und dabei nehmen ſie von Euch, was ſie kriegen können. Sie rauchen Euern Taback, ſie trinken Euern Genever!"

„Is mir lieb, wann er ihnen ſchmeckt! Was is es weiter? Du biſt'n Faſelhans, daß Du mir verderbſt den ſchönen Morgen mit ſolche Reden. Is eine friſche, erquickliche Luft hier auf der hohen See, erquicklich für einen alten hinfälligen Körper, als der meine. Haſt Du gemacht das Compliment dem Capitain?"

„Ich hab's wollen, aber man kann ja nicht zu Worte kommen bei ihm. Er iſt nichts beſſer als ſeine Matroſen."

„Laß'n gehn. Der Mann hat ſeine Schwächen, die man mit Geduld tragt. Er hat doch ein gutes Herz und all ſein Zorn liegt im Maul."

„Moſes! Ihr ſeid, obgleich ein Jude, ein beſſerer Chriſt als wir Alle zuſammen. Was könntet Ihr nicht thun, wenn Ihr nur wolltet. Aber, ſtatt hier am Bord den Ehrenplatz einzunehmen, wohnt Ihr nicht einmal in der Kajüte, ſondern behelft Euch, wie ein armſeliger Bettler, im Zwiſchendeck und leidets . . . ."

„Hans! Du ſchweigſt! Was ſchreiſt Du da für ungewaſchenes Zeug!" ſprach Moſes mit dem ihm eigenthümlichen Ernſte. „Komm hierher und laß Dich belehren. Was würde es geben, wenn ein alter Mann wie ich, der von den Vorurtheilen der

Chriſten verfolgt wird, wollte mitwohnen in der Kajüte, oder gar den Capitain verdrängen aus ſeinem Eigenthum? Würde es nich geben Zank un Streit, oder vielleicht Rebellion un Todſchlag? Soll ich hineinſchauen in die Seecharte, oder gar kommandiren die Matroſen, wie ſie ſollen rumoren mit Segel un Tauwerk? Der Commandeur gehört in die Kajüte, darum ſoll er ſitzen darin. Ich bin da unten allein, von Keinem gehindert, und falle Niemandem zu Laſt, alſo habe ich es tauſend Mal beſſer un bin nich zu bedauern, ſondern zu beneiden."

„Weiß der Himmel, wie Ihr es macht, aber wenn Ihr aufhört zu ſprechen, habt Ihr immer Recht. Ihr macht Einem zuletzt noch glauben, daß die ſtockfinſtre Nacht eigentlich heller Tag iſt."

„Nu? Warum nich? Als es is trübe im Leben un finſter, un es geht Dir ſchlecht, da meinſt Du, es ſei eine Nacht zum Erbarmen. Aber wenn Du haſt in der Bruſt ein geſundes Herz un ein gutes Gewiſſen, un Du biſt überzeugt, daß Du haſt recht gethan allewege, is das nich heller, lichter Tag, der die Nacht gar nicht aufkommen läßt? Denke Du immer daran, daß Du ſolchen Tag in Dir trägſt, dann wird es gar nicht Nacht. Verſtehſt Du? Nun

laß mich einen Augenblick mit meiner Morgenandacht allein; ich habe noch nich gebetet."

Hans trat ſtille beiſeite. Die Matroſen hatten zwar auch heute, wie immer, ſeinen alten Herrn von der Seite angeſehen, aber um des Tages willen, der aus ihm herausleuchten ſollte, that Hans, als hätte er es gar nicht bemerkt, ſondern lächelte ihnen freundlich zu, verſprach ihnen ein neues Geſchenk ſeines Herrn für Pfeife und Glas, und fragte, ob es an dem ſchönen Morgen nichts Neues gäbe?"

„Pah!" brummte der Segelmacher, der zunächſt ſtand. „Was braucht ſo ein ſchäbiger Jude, als Du, zur Schande für jeden Chriſtenmenſchen Deinen Herrn nennſt, zu wiſſen, was es Neues giebt auf hoher See? Er brauchts doch nur, um allerlei Herenkram daraus zuſammen zu brauen. Aber wenn er ſich dieſes Mal ſplendider zeigen, und ſeinen Genever nicht ſo knapp zumeſſen will, daß man kaum drei Tage damit auskommt, ſo kannſt Du ihm ſagen, daß wir dort leewärts einen Segler haben."

Damit deutete er nach der Richtung, wo das von dem Steuermann Du Roy entdeckte Schiff ſegelte und ſagte, ſich zu ſeinen Kameraden wendend:

„Es iſt nur um der Paar Tropfen wegen; man hat ſonſt nichts als Arbeit und Ueberlaſt davon!"

Hans war unterdeſſen ſchnell zu ſeinem Herrn geeilt, um ihm die ſo eben empfangene Neuigkeit zu bringen. Er hatte ſich die von dem Segelmacher angedeutete Richtung wohl gemerkt, und war bemüht, den Blick des alten Mannes dorthin zu lenken.

Moſes ſtand erregt auf:

„Habe ich mich nun doch ſo oft ſchon getäuſcht, werde ich mich auch heute wieder täuſchen, ich weiß es im Voraus, un doch ſchlagt mir das Herz, wann ich höre von einem neuen Schiffe. Wo is es, Hans? Wo? Laß es mich genau ſehen! Ach, mein altes Auge is ſo ſchwach, ich kann nir gewahr werden. Dahin, ſagſt Du? Wo Dein Finger hinweiſt? Ach ja! Nun habe ich es geſehen auch. Das is mächtig nahe, un ich muß bitten den Capitain, daß er mit'n ſpricht; ich muß'n wahrhaftig bitten."

„Bitten wollt Ihr?" fragte Hans raſch, mit dieſer neuen Demüthigung ſeines Herrn wenig zufrieden. „Ihr könnt ja, auf Grund von Herrn Raule's Brief, ihm befehlen."

„Ich will aber nich befehlen. Habe ich Dir nich geſagt, daß . . . . Komm! Komm! Es is nich zu bringen Vernunft in Dir, un wann Du biſt gereiſt noch drei Mal ſo weit; darum ſchweige ich ſtill. Führe mich zum Capitain, ich will mit'n ſprechen."

Als der Commandeur des „Wappen von Brandenburg" den Juden auf ſich zukommen ſah, fuhr er mit der Hand durch die Haare und ſprudelte unverſtändliche Worte vor ſich hin.

Moſes zog ehrbar ſein Käppchen und wünſchte dem Herrn einen geruhſamen Morgen.

„Auch ſoviel! Was giebts? He?"

„Is eine Bitte, was mich führt zu Euch. Haben wir doch ein Schiff in der Nähe, was könnte möglicher Weiſe eine Nachricht geben von dem Manne, dem wir ſind auf der Spur. Bitte Euch, daß Ihr wollt von der Güte ſein . . . ."

„Was? — Schon wieder ein Schiff anpreien auf hoher See? — Ihr ſeid nicht klug. Man kann nicht jeden Augenblick die Fahrt des Schiffes ſtoppen, um Eurer Narrethei willen, und die Leute haben auch gar nicht Luſt, ſich von Euch examiniren zu laſſen. Ich will nicht."

„Will nicht?" brummte Hans, der ſeinem Herrn zur Seite ſtand. „Will nicht? Na, das wäre ſchön! Wozu haben wir nur den Geleitsbrief mit der Fracturſchrift und dem großen rothen Siegel? He! Muß wollen."

„Sei ſtill, ſage ich! Was fällt Dir ein, mich zu ſtören, wann ich mit'n Herrn Capitain rede von

wichtigen Dingen? — Hört nich auf den einfältigen Geſellen, lieber Herr. Ich bin ein ſchlichter Mann, der nich denkt daran zu befehlen, ſondern ich komme zu bitten beſcheiden, daß Ihr wollt von der Güte ſein, zu erfüllen den Wunſch, den ich mir erlaube vor Euch auszuſprechen."

„Wiſchiwaſchi! Was braucht Ihr's auszuſprechen. Alle Tage die Leute ſtrapziren, um die Wünſche eines Juden zu erfüllen."

„Eines Juden, der eine Sendung hat, die auch ein Chriſt ehren muß. Verlange ich Euern Rath un Euern Beiſtand für mich? Zu meinem Vergnügen? Ich ſuche ein verloren gegangenes Kind! Ich will verhelfen einem Vater zu ſeinem Sohn, will ſchaffen einer armen Waiſe die Heimath un den eignen Heerd, un Ruhe un Frieden bringen in ein von Gram un Kummer verſtörtes Herz. Is das ein Spaß, mein lieber Capitain, oder eine Narrethei? Ich will kein Wort mehr ſagen, denn ich habe eine viel zu große Meinung von Eurer Weisheit, mein werther Herr, als daß ich nich glauben ſollte, Ihr werdet befehlen, was Ihr haltet für recht un billig, weil es gilt zu thun ein gutes Werk."

Mit dieſen Worten ſetzte Moſes ſein Käppchen wieder auf und zog ſich vom Halbdeck zurück, ohne

weiter etwas zu äußern; aber ſein ſchlaues Lächeln ſagte deutlich, daß er den ſchwachen Fleck getroffen habe, bei deſſen Berührung der störriſche Sinn des Capitains wie Spreu vor dem Winde zerſtob. Als er aber ſeinen gewöhnlichen Sitz eingenommen hatte, ſprach er leiſe zu ſeinem Begleiter:

„Sieh zu, daß Du mir kannſt ſchaffen einen Tropfen Waſſers! Mir is ſo bang um's Herz; als muß heute etwas mit mir geſchehen!"

Der Capitain ging jetzt immer ſchnelleren Schrittes auf und ab:

„Will'n den Willen thun! — Will's! — Aber nur dies eine Mal noch! — Heda! Abfallen nach Lee! Und brafſt auf im Luf! Nur dieſes Mal noch! Soll nicht von mir heißen, daß ich hätte einer armen Waiſe das Ihrige nehmen wollen, wenn ſie's mit einer Schiffspreiung wieder erhalten kann. — He, Hollah, Steuerruder! Mehr abfallen! Noch 'nen Strich! — Sind das Anſtalten um 'nen lumpigen Schuſterjungen! — Wäre ich brandenburgiſcher Schifffahrts-Director, ich wüßte auch etwas Beſſeres zu befehlen, als auf allen Flottenſchiffen und auf allen Küſten nach ihm ſuchen zu laſſen, und noch obenein ſeinem Capitain ſolchen ſchmutzigen Juden auf den Hals zu laden, der auf alle Schiffe Jagd macht,

und nach dem verlaufenen Bengel fragt, der für ſein Weglaufen mit einem feſtgetakelten Tauende Bekanntſchaft machen müßte."

Die Schiffe hatten ſich unterdeſſen, durch die Manöver des „Wappen von Brandenburg" ſo bedeutend genähert, daß der fremde Segler es wohl merken mußte, es geſchehe abſichtlich. Um nun dieſe Jagd möglichſt ſchnell zu beenden, und zu zeigen, daß man keine Furcht habe, was in jenen Tagen nie einem Kauffahrer einfallen durfte, wurde am Bord Alles bereit gelegt, um einem möglicherweiſe beabſichtigten plötzlichen Angriff wirkſam zu begegnen; dann lufte er eben ſo plötzlich an, daß er faſt mit dem Bugſpriet auf die Breitſeite des Brandenburgers hinwies, während an ſeiner Gaffel die holländiſche Flagge emporſtieg.

„Das iſt gut, mein Junge!" ſprach der Capitain des „Wappen von Brandenburg," wenn Du ſo fragſt, ſollſt Du ſchnell eine Antwort haben! He! Hollah! Flaggenleine klar, und zeigt ihm, wo wir zu Hauſe gehören! — Hollah, Kajütenwächter! Das Sprachrohr!"

Das Schiff unter holländiſcher Flagge war Niemand anders als „der Afrikaner" und die beiden

Männer auf der Galerie deſſelben Gottlieb Schwalbe und Nicolaus van Dören.

„Nun gieb Acht, Alter!“ ſprach Gottlieb Schwalbe, „Noch einen Augenblick und wir liegen uns ſeitlängs! Soll mich wundern, was er will.“

„Will ihm rathen, daß es etwas Gutes ſei, ſonſt habe ich ein Gericht blauer Bohnen für ihn in Bereitſchaft, das ihm ſchwer im Magen liegen ſoll. Weshalb, zum Donner, zeigt er ſeine Flagge nicht?“

„Sie kommt ſchon! Der Flaggenmeiſter ſcheint ſein laufendes Gut nicht beſonders in Ordnung zu haben! Aber nun ſteigt ſie! Nun weht ſie aus! — Nicolaus! Nicolaus! — Was iſt das, um Gotteswillen?“

„Was iſt's? Was habt Ihr?“

„Das iſt ja die kurbrandenburgiſche Flagge!“

„Wie, zum Donner! — Wahrhaftig! Nun, das wir hier zuſammen kommen! He! Hollah! Capitain! Wo lauft Ihr denn nur hin?“

„Ich komme gleich wieder! Klar die Flaggenleine am großen Topp! Rührt Euch!“

Und mit größter Eile ſprang Gottlieb Schwalbe in die Kajüte hinab, nach dem Spinde, wo er ſeine Flaggen aufbewahrte und riß eine derſelben heraus, mit welcher er auf das Verdeck zurückkehrte. Es war

dieſelbe, welche er einſt Mynheer van Hagen entriß und jetzt dem Flaggenmeiſter gab. Gleich darauf wehte ſie vom großen Topp.

„Kreuzdonner, Krahnbalken und Ankerſtock!“ rief Nicolaus van Dören luſtig. „Wo habt Ihr das Ding her? Aber es iſt mir lieb, es über meinem Haupte wehen zu ſehen. Capitain! Ich bringe Euch ein Hurrah für Kurbrandenburg!“

„Schiff ahoi!“ ſcholl es von dem andern Verdecke laut und vernehmlich herüber.

Die beiden Schiffe waren ſich jetzt ſo nahe, daß man bequem mit einander ſprechen, und die einzelnen Perſonen auf den Verdecken deutlich erkennen konnte. Gottlieb Schwalbe ließ ſeinen Blick über den nachbarlichen Segler hinſchweifen, ſein Auge heftete ſich auf einen Punkt feſt, er ward blaß und roth, zitterte, und ſank mit dem Ausrufe: „Allmächtiger Gott!“ dem erſtaunten Nicolaus van Dören in die Arme.

Zwölftes Kapitel.

Nur mühſam hatte ſich Gottlieb Schwalbe der eigentlichen Ohnmacht erwehren können. Er reichte Nicolaus van Dören das Sprachrohr und bat ihn, anſtatt ſeiner die Preiung abzuhalten.

Der alte Seemann gehorchte kopfſchüttelnd. Die gewöhnlichen Fragen über Woher und Wohin? Ueber die Grade der Länge und Breite, wo man ſich zu befinden glaube, und was Seeleute einander ſonſt zu fragen haben, gingen in gewohnter Ordnung hinüber und herüber. Gottlieb Schwalbe hatte ſich unterdeſſen ſein Fernglas bringen laſſen und nach dem jenſeitigen Schiffe geſchaut:

„Er iſt es! Er iſt es wahrhaftig!“ rief er in ſich hinein. „Ich habe mich nicht geirrt, und ſollte noch eine Täuſchung möglich ſein, ſo will ich derſelben bald ein Ende machen.“

Da erhob ſich ein neuer Ruf von jenſeits herüber:

„Befindet ſich am Bord Eures Schiffes ein Mann, der aus einer Berliner Schuſter-Werkſtatt entlaufen, als Bootsmannsjunge auf einem kurbrandenburgiſchen Schiffe geweſen und von demſelben ſpurlos verſchwunden iſt? Habt Ihr den Mann, Gottlieb Schwalbe geheißen, bei Euch am Bord, oder auch nur irgend eine Kunde von ihm, ſo theilt es uns mit.“

Mit glühender Haſt riß Gottlieb Schwalbe das Sprachrohr aus der Hand des alten Hochbootsmannes und rief mit gewaltiger Stimme:

„Hier iſt Der, den Ihr ſucht! Hier bin ich! Hier bin ich! Alter Moſes! Ich habe Dich erkannt! Hier bin ich! Der Gottlieb Schwalbe iſt hier!“

„Nun ſchlägt das Wetter drein!“ rief der Capitain des „Wappen von Brandenburg.“ „Jude, Du haſt gefunden, was Du ſuchſt! — Steuermann! Erlaubt! Habt Ihr's gehört? Er hat ſich gefunden! Ich frage Euch, ob Ihr's gehört habt?“

„Habe es,“ entgegnete Meiſter Du Roy gleichgültig, beide Hände in den Taſchen.

„Gott meiner Väter!“ rief Moſes mit überſtrömen-

den Augen, in die Kniee ſinkend. „Ich habe ihn gefunden. Nun is mein Wort gelöſt. Nun habe ich auf Erden nix mehr zu thun, un kann in Frieden von hinnen fahren.“

„Gott bewahre!“ antwortete Hans, ſorglich um den alten Mann beſchäftigt. „Wer denkt an's Sterben? Jetzt, da wir beiſammen ſind, ſoll es erſt recht losgehen mit dem Leben, und es ſoll ein recht luſtiges Leben werden!“

„Ich will auch leben!“ unterbrach ihn Moſes, indem er ſich mühſam aufraffte. „Ich will Alles thun, was Ihr wollt. Aber, wie komme ich jetzt zu ihm? Wie werde ich ihn finden? Was wird er brauchen? Was muß er haben? Ich bin ſo unruhig, bis ich weiß, was ich habe für ihn zu thun.“

„Pah!“ rief Hans luſtig. „Das iſt nun Alles einerlei und wird ſich finden! Es iſt genug, daß wir ihn nur erſt haben! Nun ſehe ich ihn auch! Er iſt's gewiß und wahrhaftig, Moſes! Und ſchmuck ſieht er Dir aus! Moſes! Der braucht Deine Habiter nicht!“

Die Stellung der beiden Schiffe zu einander hatte ſich merklich verändert. Sie lagen ſich ſo gegenüber, daß ſie mit Bequemlichkeit ſich ein Boot zuſenden konnten und das überaus ſchöne Wetter begün-

ſtigte dies Vorhaben. Als Gottlieb Schwalbe die Schwäche abgeſchüttelt hatte, die ihn augenblicklich anwandelte, war er ganz Leben und Bewegung. Er traf die nöthigen Anordnungen, das Boot ging über den Reiling weg, ward mit vier Ruderern bemannt und Gottlieb Schwalbe ſtieg, von Nicolaus gefolgt, in daſſelbe hinab. Raſche Ruderſchläge brachten ihn an den Ort ſeiner Beſtimmung und leicht wie ein Vogel flog er den Fallreep hinan, wo ihm der Capitain begrüßend entgegen trat.

„Gott zum Gruß auf hoher See!" rief Gottlieb Schwalbe haſtig, „und alles Gute Euch und Euerm Schiffe. Aber ich bitte Euch, laßt mich jetzt vor allen Dingen zu dem alten Mann, den ich von meinem Verdeck aus geſehen . . . . Wo iſt er? Wo? Wo?"

„Hier! Hier bin ich, Kind! Hier is der alte Moſes! Er hat ſeine Arme ausgebreitet, aber ſeine Kniee zittern, er kann nich weiter!"

„Moſes! Moſes!" rief der junge Seemann und flog, ohne ein Wort der Entſchuldigung, bei dem Capitain vorüber und zu dem Juden, den er feſt in ſeine Arme ſchloß.

Die Matroſen ſtanden da mit offnem Maule und konnten's nicht begreifen, wie der Capitain eines

großen und ſchönen Schiffes ſoviel Weſens von einem alten Juden machen und ihn ſo feſt in ſeine Arme ſchließen mochte. Der Capitain dagegen, als er ſich ſo geringſchätzig behandelt ſah, hatte nicht übel Luſt, den Empfindlichen zu ſpielen und ſetzte deshalb den Fuß zu einem mächtigen Hahnentritt an, während er drei Mal hinter einander mit der Hand durch die Haare ſtrich. Als er aber die lebhafte Freude ſah, womit Beide ſich begrüßten, und bemerkte, wie die Erregtheit des Gemüthes ſich auf den Geſichtern wiederſpiegelte, zog er Fuß und Hand zurück, verzog die Lippen zu einem Lächeln und ging nach dem Halbdeck, wo er ſich ſeinem Steuermann gegenüber ſtellte:

„Was ſagt Ihr dazu? He?“

„Nichts!“ entgegnete Meiſter Du Roy gähnend und ohne die Hände aus den Taſchen zu bringen.

„Nichts? — Das iſt . . . Erlaubt! Aber das iſt hartherzig, das iſt gefühllos, und am Ende muß der Menſch doch ein Herz haben. Hört Ihr! Ihr ſollt ein Herz haben.“

„Soll?“ fragte der Steuermann mit langgezogenem Tone. „Könnt mich nicht zwingen! Gehört nicht zum Schiffsdienſt.“

„Nein,“ entgegnete der Capitain überraſcht. „Zum

Schiffsdienſt gehört es nicht, und — Erlaubt einmal! Zwingen will ich Euch ganz und gar nicht. Euer Herz iſt eine Barcaſſe, die Ihr nach eigenem Gutdünken befrachten und damit ſteuern könnt, wohin Ihr wollt. Aber wenn man doch ſieht — — Pfui! Pfui! — Bringe mir ein Glas Genever, Schlafmütze von einem Kajütenwächter! Ich muß das hinunterſpülen.“

Hans hatte über das Wiederſehen Gottliebs und des Juden ſeine eigene Freude gehabt uud hörte mit Theilnahme auf die einzelnen Ausrufe und Fragen, die ſie miteinander austauſchten. Allein endlich dauerte es ihm zu lange und raſch zwiſchen Beide tretend rief er aus:

„Nun! Wird's bald? Iſt's noch nicht genug? Ich bin auch da! Ich, Hans Peters aus der Siebergaſſe zu Berlin. Für mich habt Ihr wohl keinen Blick übrig? Siehſt mich denn nicht, Gottlieb? Siehſt den Hans nicht, mit dem Du zuſammen auf dem Schemel geſeſſen und den erſten Pechdraht eingefädelt haſt? Herr Je! Es iſt wohl gar eine Art von vornehmen Mann aus Dir geworden!“

Gottlieb Schwalbe fuhr auf den alten Kameraden zu, drehte ſich mit ihm im Kreiſe herum und rief laut lachend:

„Bin's! Bin's, Du alter Gefährte von der Schuſterbank. Hätte ich mir das heute früh träumen laſſen! Hans, was macht Dein Vater, der alte Bär und der große Stiefel über Eurer Hausthür? Hat Dich denn der Gevatter Speiſemeiſter ziehen laſſen, Hans? Und die Mutter, Hans! Die Mutter! Aber komm, mein Junge, wir müſſen noch Ein's weiter tanzen."

Und wieder drehten Beide ſich im Kreiſe, als Nicolaus van Dören einen lauten Fluch ausſtieß und Moſes mit thränenfeuchten Augen vor ſich hinſprach:

„Sie ſind wie Kinder! Sie ſind wie Kinder! Mit ihnen is das Himmelreich!"

Eine Weile hatte der Capitain des „Wappen von Brandenburg" das Schauſpiel mit angeſehen, das ſo unverſehends auf ſeinem Verdecke zur Darſtellung gebracht wurde, aber endlich ſchien ihm die Vergeßlichkeit ſeines Gaſtes doch zu ſehr alle Schranken zu überſteigen und er kehrte nach dem Mitteldeck zurück, um der improviſirten Comödie ein Ende zu machen. Er näherte ſich den noch immer Tanzenden und die Schulter des jungen Seemannes leiſe berührend, rief er dieſem zu:

„Erlaubt 'n Mal! Scheint mir freilich ein Zeichen zu ſein, daß Ihr's Tanzen liebt, weil Ihr ſo-

gar mit dem Bedienten eines alten Juden herumſpringt, aber jetzt hätten wir doch Beſſeres zu thun, meine ich, denn unſere Schiffe ſchlenkern neben einander her, wie abgeſprungene Pardunen um den großen Maſt. Was ſoll nun werden?"

Mit verlegenem Erröthen wandte ſich Gottlieb Schwalbe zum Capitain:

„Ihr beſchämt mich, Herr, und ich weiß kaum, wie ich Euch meines albernen Benehmens halber um Verzeihung bitten ſoll. Aber wenn Ihr mir nur eine kurze Unterredung vergönnen wollt, hoffe ich Euch ſo Manches mitzutheilen, das mich in Euern Augen mindeſtens einigermaßen entſchuldigt."

Die Capitaine faßten ſich unter den Arm und gingen nach dem Halbdeck, wo ſie lebhaft mit einander ſprachen.

Unterdeſſen war Nicolaus van Dören der Gruppe auf dem Mitteldeck immer näher getreten und ſtand gerade vor dem Juden:

„Hollah Ahoi! Kennſt mich noch, alter Reffſeiſing? He? Frage, ob mich noch kennſt? Zum Donner, es iſt noch nicht vergeſſen, daß Du mich zu einem dummen Streich verleiteteſt, der all' die Wirrniß angeſtiftet und mich von der Vorderſchanze

meiner Fregatte vertrieben hat? Nun! Pumpſt noch immer Waſſer mit den Augen? Wer bin ich?“

„Gott ſoll hüten un ſchützen!“ entgegnete Moſes, der ſich die Thränen abwiſchte und den Seemann genau anſah: „Seid Ihr doch der Herr Hochbootsmann, der mich hat gebracht in Glückſtadt am Bord des Schiffes, wo hat gehauſt der böſe Commandeur, wenn ich's ſagen darf.“

„Ja, Jude, das darfſt Du ſagen, und alle Verwünſchungen hinter ihm drein rufen, die Euch Juden ſo immer vom Maule fliegen, wenn Ihr 'nen Chriſten was anhängen wollt. Fluche ihm, ſoviel Du willſt, es wird Dir darum nichts geſchehen! — Und auch ſonſt wohl nicht“ — ſetzte er nach einer Pauſe hinzu, — „denn es ſcheint mir, als wenn Du eine ganz andere Perſon geworden biſt, ſeit wir Dich auf dem Texel an's Land ſetzten.“

„Das macht, Herr Hochbootsmann,“ entgegnete Moſes mit dem ihm eigenthümlichen Humor, „weil Ihr mich habt geſetzt recht feſt auf die Füße. Ich habe damals gelernt, was ich kann aushalten un daß ich bin aufgeſpart für eine längere Lebenszeit, um noch zuſammen zu treffen mit dem Herrn Hochbootsmann un mich zu bedanken für's freundliche Geleit.“

„Nun! was das freundliche Geleit anbetrifft," rief Nicolaus van Dören und die alte Verſchmitztheit leuchtete aus ſeinen Augen, „ſo warſt Du gut gefaßt und ſie hätten wohl noch derber zugepackt, wenn ſie nicht Deinen letzten Athemzug fürchteten, der ſie Alle hinterdrein gezogen hätte. Und das glaube ich auch noch . . ."

„Wenn das iſt," fuhr Moſes in der angenommenen Weiſe fort, „ſo glaube ich, Ihr werdet mich behandeln recht ſanft, weil wir nu doch ſind wieder zuſammen, damit Euer koſtbares Leben nich gerathet in Gefahr."

„Ich glaube, Jude, Du willſt mich . . . . Nun, nun, ich habe ſchon geſpürt, daß heute ein anderer Wind weht, und ich gehe nicht unter dem Segeldruck von zwei Kannen Genever und Waſſer! Aber da kommen die Capitaine zurück und wir werden bald hören, in welcher Richtung jetzt weiter geſteuert werden ſoll."

„Ihr nehmt alſo meine Entſchuldigung an, nachdem was ich Euch ſo eben mitgetheilt habe?" fragte Gottlieb Schwalbe.

„Erlaubt, Herr! Ich nehme nichts an, weil ich nichts anzunehmen habe," entgegnete Capitain Mildreich, die Hand ſeines Collegen ſchüttelnd. „Was

Ihr da geſagt habt, iſt gut Ding und was bei mir vielleicht unklar geworden im laufenden Tauwerk, hat längſt ſeinen Kofénagel gefunden und es iſt klar Deck überall."

„Und Ihr nehmt meine Einladung an? Bei einem Glaſe guten Weines ſchließen ſich die Herzen auf!"

„Komme! — He! Steuermann Du Roy!"

„Was da?"

„Ich gehe am Bord bei Capitain Schwalbe Uebernehmt den Oberbefehl während der Zeit meiner Abweſenheit. Hört Ihr, Mann?"

„Höre!" antwortete der Steuermann.

„Und ſteuert nur immer in mein Kielwaſſer, wenn's Euch gefällt!" ſagte Gottlieb Schwalbe. „Ich denke doch, wir bleiben beiſammen, da wir einerlei Cours haben?" Dieſe letzten Worte waren an den Capitain des brandenburgiſchen Schiffes gerichtet.

„Bis zur Weſtküſte!" antwortete dieſer.

„Ihr könnt keine größere Sehnſucht haben, ſie zu erreichen, als ich!" rief Gottlieb Schwalbe mit Lebhaftigkeit. „Aber es wird Zeit! Nicolaus! Boot klar! Moſes! Hans! Wo ſeid Ihr? — Steuermann! Gehabt Euch wohl und trinkt ein Glas auf unſere Geſundheit!"

Und mit dieſen Worten ſprang der junge Capitain über den Fallreep, gefolgt von den Uebrigen, die bald um den reichlich beſetzten Tiſch in der Kajüte des „Afrikaner" Platz nahmen und Becher und Wort unaufhaltſam kreiſen ließen.

Der Tag verging. Nacht umhüllte das Meer. Bei dem Schimmer der Sterne ſegelten beide Schiffe, an deren Bord die alte Ordnung längſt wiedergekehrt war, den gleichen Cours zur Weſtküſte, und die bis zur höchſten Spitze des Maſtes aufgethürmten weißen Segel gaben ihnen das Anſehen von zwei ſchwimmenden Eisbergen, die ſcharf von der dunklen Fluth abgränzten, und von dem milden Hauche der Nacht gleichmäßig weiter getrieben wurden. Moſes und Hans waren am Bord bei ihrem Freunde geblieben und alle Drei ſaßen, an keinen Schlaf denkend, im traulichen Geſpräche beiſammen, das die ganze Vergangenheit im roſigen Lichte vor ihnen heraufbeſchwor. Dann aber zog ſich Hans, auf einen Wink des alten Moſes, zurück und dieſer begann nun, dem jungen Capitain das Geheimniß ſeiner Herkunft zu enthüllen.

Jetzt hatte er geendet.

Gottlieb Schwalbe erhob den thränenfeuchten Blick zu dem alten Manne:

„Das war es alſo, was ich in jener Nacht nicht von Dir erfahren ſollte?"

„Es war nich mein Geheimniß."

„Er mein Vater!" fuhr der junge Capitain fort. „Der Mann, vor dem ich ſchon eine tiefe Ehrfurcht empfand, als ich ihn nur noch den Namen nach kannte, und dem mein Herz zuflog, als ich ihn zum erſten Mal ſah, und er mit ſolchem Wohlwollen zu mir geſprochen hat."

„Das war die Stimme der Natur, die auch in ſeinem Herzen is wach geworden. Ich habe ſie vernommen, als ſie hat ſich mächtig in ihm geregt."

„Ich ſtand da wie ein Bettler. Das Glück hat mir mehr gegeben, als ich jemals erwarten konnte; ich wußte nicht ein Mal, daß ſoviel des Glückes auf Erden wäre. Und nun giebt es mir auch einen Vater, es giebt mir mit ihm eine Familie, eine ehrenvolle Stellung. Moſes, das iſt zuviel!"

„Bleibt fein ruhig, fein ſtill! Was regt Ihr Euch doch auf? Wollt Ihr werden krank?"

Gottlieb Schwalbe hatte einige Zeit in Nachſinnen verloren da geſeſſen. Plötzlich ſprang er auf:

„Und ich bin nun nicht mehr die arme Waiſe, die es nicht wagen durfte, das Auge zu Denen zu erheben, die Vater und Mutter und eine Familie

hatten? Ich bin jetzt eben ſoviel als ſie Alle, vielmehr als ſie und darf dieſe de Winter's, dieſe van Hagen's nicht mehr beneiden!"

„Was meint Ihr damit?"

„Katharine! Ich bin jetzt ein ebenbürtiger Freier! Unerſchrocken will ich es wagen, um Dich zu werfben, und Dich von dem verhaßten Menſchen zu befreien, den man Dir aufzudringen wagt."

„Eure Hand zittert? Was ſoll das heißen? Ihr macht mich bange.

„Ich ſage Dir Alles, Moſes! Ich habe, Du weißt es ſchon, einen alten Mann und ſeine Enkelin aus den Händen der Piraten gerettet. Dieſer Mann wurde mir ein Vater und ich bin mit allen Banden der Dankbarkeit an ihn gekettet. Aber das Mädchen — ach Moſes, ich habe ſie eigentlich von dem erſten Augenblicke geliebt, da ich ſie ſah."

„Sei der Segen Abrahams mit dieſer jungen Liebe!"

„Aber ich war arm, ein Bettler, eine vater- und mutterloſe Waiſe. Ein Verſtoßener, der nichts hatte, als ein treues Herz, ein Herz voll heißer Liebe. Darum mußte ich auch vor dem reichen Bewerber weichen und zog davon, Trauer im Herzen, ganz, ganz allein, von allen Menſchen verlaſſen, auf das öde Meer hinaus."

Der Mond war aus der Tiefe geſtiegen und warf ſein magiſches Licht über die See und durch die Kajütsfenſter. Eine dunkle Geſtalt hatte unfern von den Beiden geſtanden und einen Theil des Geſprächs mit angehört. Jetzt trat ſie raſch vor, kniete vor Gottlieb Schwalbe hin, erhob bittend die Hände und ſah ihn mit einem Flehensblicke an:

„Ich war da!“

„Ja, mein guter Cunny, Du warſt da. Vergieb, daß ich Dich einen Augenblick vergaß. Ich hatte Unrecht, zu ſagen, daß ich allein und verlaſſen in die öde Nacht hinausſteuerte, da ein ſo treues Herz in meiner Nähe ſchlug. Gieb mir die Hand, guter Burſche; Deine Treue hat mich in mancher trüben Stunde aufrecht erhalten. Aber nun iſt jede Trübſal vorüber und Freude wohnt überall. Ich habe neue Freunde gefunden, und meine alten dazu. Alle, die mir wohl wollten, ſind um mich verſammelt und daheim in Europa wartet mein Vater mit Ungeduld, um mich in ſeine Arme zu ſchließen und mich zu ſegnen. Dort aber, wohin wir jetzt ſteuern, lebt das gute, zarte Kind, das meiner gewiß noch in Liebe gedenkt, die ich über Alles liebe und die mein Weib werden ſoll, damit der Vater zugleich mit dem Sohne eine Tochter umarme. Das iſt zu-

viel für einen armen Menſchen wie ich bin, mein Herr Gott, und ich werde gewiß noch etwas davon hergeben müſſen!"

Moſes ſah den jungen Mann mit großer Bewegung an und faßte liebevoll ſeine zitternde Hand.

Cunny umſchlang die Kniee ſeines jungen Gebieters und ſagte leiſe, wie der Nachthauch, der über das Verdeck hinſtrich:

„Mir bleiben!"

Dreizehntes Kapitel.

Und zum dritten Male liegt das weite Meer vor unſern Blicken und zum dritten Male ſteigt ein ſtattliches Segel aus den Wogen auf; das dritte jener drei Schiffe, die in verſchiedenen Richtungen den Ocean durchfurchen und ſich doch an einem Punkte deſſelben kreuzen ſollen.

Allein die Morgenſonne, die es von allen Seiten umleuchtet, beſtrahlt keinen freundlichen Schauplatz. Das Verdeck deſſelben gewährt nicht die gemeſſene, nach Fußſtock und Winkelmaaß angeordnete Regelmäßigkeit, die am Bord eines Orlogſchiffes herrſcht, wo im Voraus die Zahl der Schritte verzeichnet iſt, die der Fuß eines Offiziers des Kabelgats von der Schanze bis zur Galerie machen muß. Ebenſowenig weiſ't es die gemüthliche Behäbigkeit, die am Bord eines wohlhabenden Kauffahrers hauſt, und ſich am beſten in dem fröhlichen Nichtsthun ausſpricht, womit

die Mannſchaft noch eine Stunde nach Sonnen-Aufgang umher zu ſchlendern pflegt, und oft aus eigenem Antriebe einen Berg Tauwerk, oder einige loſe Spiehren vom Backbord zum Steuerbord trägt, um zu wiſſen, wie das Arbeiten am frühen Morgen thut.

Auf dem Verdecke dieſes dritten Schiffes, — deſſen Rumpf und deſſen Galerie mit ſchwarzem Theer angeſtrichen war, das durch keinen hellen Farbengang begränzt wurde, und ſtatt des Galions unter dem Bugſpriet nur einen abgeſtumpften Holzklotz wies — zeigte ſich eine wüſte Unordnung; ein ſicheres Zeichen, daß dem Befehlshaber die äußere Zier gleichgültig war, oder er nicht die Gewalt hatte, ſeine Leute zu Arbeiten ſolcher Art anzuhalten. Sonſt zeigte es die gemeinſchaftlichen Wahrzeichen eines Kriegsſchiffes und eines Kauffahrers, denn ſein innerer Raum war mit den mannigfachſten Waaren faſt bis oben angefüllt, die freilich in ſeltſamer Unordnung bunt durcheinander geworfen waren, während zwölf Stücke des ſchwerſten Kalibers auf den Raperten ruhten, und am Fuße der Maſte eine große Anzahl von Muskedonnern, Enterbeilen und Säbeln aufgeſchichtet waren.

Aus allen dieſen Anzeichen war abzunehmen, daß

das Schiff, welches wir hier zu zeichnen verſuchten, ein Gewerbe zur See trieb, das zwiſchen der Beſchäftigung eines Kapers und eines Seeräubers mitten inne liegt.

Eine Flagge wehte nicht von ſeiner Gaffel, noch von ſeinen Toppen, aber die Fahne des Verklickers am Steuerbords-Reilung zeigte, wenn auch etwas ausgebleicht, einen rothen und einen blauen Streifen, die durch eine weiße Linie getrennt waren; ein Beweis, daß dieſelbe aus den Niederlanden ſtammte.

Dieſes Schiff, vor dem ein großer Hai, die gewaltige Fluth durchfurchend, wie ein warnendes Wahrzeichen, ſeine Bahn zog, ging mit einer friſchen Briſe unter der ganzen Laſt ſeiner Segel, und der Mann am Steuer war der Einzige am Bord, der mit großer Emſigkeit ſeine Schuldigkeit that, denn fragte er auch nach dem Schickſale ſeiner Gefährten nicht ſonderlich, ſo wußte er doch, daß die geringſte Nachläſſigkeit ſeine eigene, theuere Perſon in die augenſcheinlichſte Gefahr bringen könnte.

In der Kajüte der Mannſchaft, — denn dieſe hatte ſich einen großen Theil des vordern Zwiſchendecks zu einer Kajüte eingerichtet, welches noch bis dieſe Stunde gegen alle hergebrachte Schiffs-Ordnung iſt — in dieſer Kajüte war ſo eben das Früh-

mahl beendet worden, und der Hochbootsmann, wie ſich der Mann nennen ließ, der den Vorſitz führte, mußte eine dreimalige Aufforderung ergehen laſſen, ehe ſich ein Paar Matroſen entſchloſſen, auf das Verdeck zu ſchlendern, um die Männer vom Steuer und Udkiek abzulöſen, damit auch dieſe den ihnen zugemeſſenen Theil von dem gemeinſchaftlichen Frühſtück erhielten.

Sie ſchlichen knurrend und brummend auf das Verdeck. Scheltend und polternd kamen die von dem Dienſt Befreiten nach einer Pauſe herab, weil man ſie ungebührlich lange hatte warten laſſen, und verlangten als Recht der Kochsgaſten eine doppelte Ration. Als ſie dieſe nicht erhielten, entſtand ein großer Lermen, der ſich über die ganze Kajüte verbreitete, und gewiß in eine allgemeine Schlägerei ausgeartet wäre, hätte nicht dieſen Auftritt das Erſcheinen eines Mannes unterbrochen, deſſen blitzendes Auge über die Verſammlung hinflog. Sein Geſicht glühte vor Zorn, und pfeilſchnell riß er aus ſeinem Gürtel ein Paar Piſtolen:

„Dem Erſten, der ſich rührt, fliegt die Kugel durch den Kopf! Wer unterſteht ſich, aufs Neue Rebellion anzuzetteln? Ho! Hip! Habt Ihr vergeſſen, daß Jan Beets in Zeit von drei Stunden vom

Halbdeck, das er mit dem Meſſer in der Hand betrat, herunter war, und mit der Schlinge um den Hals an der Fockraa hing? — Soll ſich die Comödie wiederholen? Zucke nur noch Einer mit den Wimpern! Rege Jemand nur noch eine Lippe, als ob er reden wolle! Wer es immer ſei, ſeine Stunde hat geſchlagen! Ruhe jetzt für den ganzen Morgen! Ich will mich ſchlafen legen und wenn ich von dem Geräuſch, das Ihr macht, aufwache, ſo genade Euch Gott, es geht Euch an's Leben! Ho! Hip! Es wird ſchon noch Mittel geben, Euerm Uebermuth Trotz zu bieten."

Dieſe Worte, verbunden mit der drohenden Stellung, die jener Mann eingenommen hatte, verfehlten ihre Wirkung nicht. Zwar zogen ſich die Augenbraunen der verwegenen Seefahrer eng zuſammen, ihre Fäuſte ballten ſich unwillkührlich und manche Hand ergriff das an dem Gütel hangenden Meſſer, aber ihre Zungen waren gefeſſelt, kein Laut ging über ihre Lippen, als der Mann drohte, der während manchen ſchrecklicher Stürme das Schiff erhalten, während mancher blutigen Schlacht den Oberbefehl geführt hatte. Darum ſchwiegen ſie, und Keiner hob den Fuß zu ſeiner Verfolgung, als er

nun rückwärts ſchreitend, mit vorgehaltenen Piſtolen die Kajüte des Vorderdecks verließ.

Als er den Verſammlungsort der Unzufriedenen hinter ſich hatte, beſchleunigte er ſeine Schritte und langte in ſeiner eigenen Kajüte an, die ebenfalls ſeit längerer Zeit einer ordnenden Hand entbehrte, und deutlich die Spuren eines wilden Trinkgelages zeigte, das einen großen Theil der Nacht gewährt hatte. Zum größeren Beweiſe deſſen ſah man an zwei verſchiedenen Orten der Kajüte ein Paar Männer liegen, die zu den Offizieren dieſes Schiffes gehörten und ſo ſehr von dem reichlichen Genuſſe berauſchender Getränke betäubt waren, daß nicht der Donner feindlicher Kanonen ſie aus ihrem feſten Schlafe geweckt haben würde.

Ein Dritter hatte ſich in dem allgemeinen Sturm noch aufrecht erhalten. Es war ein Mann, nicht allzugroß und ſchmächtig gebaut; ſein Geſicht wies edle Züge, aber die täglich wiederkehrenden Schwelgereien hatten es vielfach verzerrt und ein langer, ſtruppiger Bart verunſtaltete es noch mehr. Seine Bewegungen verriethen bisweilen einen Mann, der ſonſt vielfach in den höheren Kreiſen der Geſellſchaft verkehrt hatte, aber die äußerſte Rohheit ſeiner gemeinen Umgebungen hatte bereits die meiſte Politur

verwiſcht und er unterſchied ſich wenig von den Genoſſen ſeiner wilden Tafelrunde, wenn der Wein, oder der noch betäubendere Branntwein ſeine Sinne umnebelt hielt.

Dieſer Mann ſaß, vor ſich hinbrütend, hinter dem großen Tiſche, der in der Mitte der Offiziers-Kajüte ſtand, eine noch halb gefüllte Kanne vor ſich. Er war von dem letzten Rauſche ſchon einigermaßen wieder vernüchtert, und ſeine Gedanken begannen ſich zu ſammeln, während das dunkle Haar ihm wirr um den Kopf hing, und ſein bleiches Geſicht wo möglich noch bleicher wurde. Empfindungen mancherlei Art beherrſchten ihn, und lebhaft fortgeriſſen von den verſchiedenen Bildern, die vor ſeiner erhitzten Phantaſie aufſtiegen, verſuchte er es, denſelben Worte zu geben.

„Ich will nicht mehr! — Verdammt! — Iſt das nun das Ende vom Liede? — Genoſſe von Piraten und Piratenbrut! — Räuber auf dem Meere und Räuber auf dem Lande! — Beſtie mit Beſtien bei'm Soff und bei'm Würfeln! — Und warum das Alles? — Um Rache! Rache! nach der meine ganze Seele lechzte."

Er that einen herzhaften Zug aus der Kanne,

die vor ihm ſtand und fuhr fort, ſeinen ſtrömenden Gedanken Worte zu geben:

„Und habe ich's erreicht? Nein! Habe ich für den ungeheuren Preis, den ich bezahlt habe, die Rache erhalten, die mein ganzes Herz erfüllte und mich zu den wahnſinnigſten Handlungen fortriß? Nein, zum Teufel, ich habe ſie nicht erhalten, ich bin betrogen, abſcheulich betrogen."

Auf's Neue ſuchte er ſich durch einen Zug aus ſeiner Kanne zu ſtärken:

„Ich überſehe das Alles klar. Sie brauchten zu ihrem Unternehmen Männer aller Art, und lockten mich an ſich, um ihre gemeinen Diebereien mit dem Glanze meines Namens zu decken. Ich tappte in das Netz, und . . . . Pfui, zum Teufel! Dahin hat es mit mir nicht kommen ſollen, und ſo wahr ich ein kurbrandenburgiſcher Edelmann bin, ſo treibe ich es nicht weiter. Zum Aeußerſten ſoll es mit mir nicht kommen."

„Was heißt das, wenn's beliebt?" fragte ein Seemann, der eben eingetreten war, und von allem Geſindel, das ſich am Bord befand, die widerwärtigſte Phyſiognomie zeigte. — „He, Mann, was habt Ihr geſagt? Meint Ihr, das Schiff ſoll nicht dahin oder dorthin kommen, wenn es nicht in Eurer Abſicht

liegt? Muß Euch ſagen, daß Ihr darüber gar nichts zu reden habt, denn Ihr ſeid hier am Bord ſo viel als eine Null, oder eigentlich noch weniger als eine Null! Verſteht Ihr?"

Der junge Edle taumelte auf und warf ſich dem Seemann entgegen, dieſer aber ſtieß ihn zurück:

„Wollt Ihr Euch an mich vergreifen? Hier am Bord heißt's: Hand um Hand! Da macht ſich Keiner ungeſtraft an den Andern und am wenigſten an einen Offizier. Und Der bin ich, nach dem Willen unſeres Commandeurs! Marx der Segelmeiſter!"

„Wohl! Marx der Segelmeiſter! Marx der Giftmiſcher, Marx der Meuchelmörder! Je nachdem man Euch nennen will, habt Ihr noch ein halbes Dutzend ſolcher Namen und habt ſie durch die That redlich verdient. Leugnet es doch, wenn Ihr könnt."

„Es gefällt mir nicht, zu leugnen."

„Da habt Ihr's alſo, was für ein entſetzlich verbrecheriſcher Menſch Ihr ſeid. Und ich ſoll in Eurer Gegenwart nicht ſchaudern? Soll mit Euch Kameradſchaft machen und Euch als meines Gleichen anſehen? Ich? Gerhard von Kalkhoun! kurbrandenburgiſcher Edelmann, ehedem . . . ."

„Ja, ehedem!" ſagte Marx mit dem verletzendſten Hohnlächeln. Ehedem mußte man vor Euch

die Mütze ziehen, wenn Ihr vorüberginget, und mußte einen krummen Rücken machen. Aber jetzt! Ha! Ha! Ha! Seeraub macht alle Stände gleich!"

„Ich habe keinen Seeraub vollführt!" ſchrie Kalkhoun mit Abſcheu. „Ich habe nichts gewollt, als Rache, und ſie haben mich getäuſcht, hinter's Licht geführt . . . . ."

„Warum ſeid Ihr ſo dumm geweſen!" lachte Jener laut auf. „Nun heißt es, mitgegangen, mitgehangen, und man braucht bei Euch die Schnur nicht feſter zuzuziehen, als bei uns. Aber das will ich Euch ſagen, um Eurer ſelbſt willen; dies Mal ſoll es Euch ſo hingehen, von jetzt ab aber hütet Eure Zunge! Wenn Ihr Euch noch ein Mal ſo ſtolz über mich erhebt, und mich verächtlich über die Achſel anſeht, als wäre ich nicht werth, mit Euch aus einer Kanne zu trinken, ſo habt Ihr meine Hand um Eure Kehle und Ihr könnt darauf ſchwören, daß ich ſie nicht eher loslaſſe, bis Ihr braun und blau geworden ſeid."

„Wagt es, Ihr Hund! Wagt es!" rief Kalkhoun wüthend, und ſein bleiches Geſicht erbleichte noch mehr. „Ihr ſollt des ſchändlichſten Todes ſterben!"

„Soll ich?" entgegnete Marr kaltblütig. „Nun,

ſo kommt an!“ Und die mit einem Meſſer bewaffnete Hand erhob ſich drohend.

„Haltet an!“ rief die Stimme des Mannes, der bereits den Aufruhr in der Volkskajüte gedämpft hatte, und der Schaft ſeines Piſtols ſchmetterte ſo gewaltig auf die Hand des Segelmeiſters herab, daß dieſer das hochgehobene Meſſer mit einem Schrei zu Boden fallen ließ. „Haltet an!“ rief der Mann zum zweiten Male, „oder es geht Euerm Hirnſchädel wie Eurer Hand! Ho! Hip! Was für ein Tollmannswerk iſt das heute in dieſem Schiffe? Erſt rebellirt das Volk und jetzt beginnt die Kajüte? Aber ich gedenke es Euch, ſo wahr ich noch der Commandeur Jakob Roberts bin, der ſich Reſpekt und Gehorſam zu verſchaffen wußte, ſo lange ſein Fuß das Verdeck eines Schiffes beſchritten hat.“

„Ihr wollt mir erlauben!“ entgegnete Marr, vor Schmerz bebend und mit einiger Scheu zu dem Manne emporblickend, der der Einzige war, welcher ihn jemals zu bändigen vermochte; der Einzige, vor dem er Furcht empfand, weil er alle wilden Leidenſchaften, die ihn würdig machten, der Segelmeiſter am Bord eines Seeräuber-Schiffes zu ſein, in dieſem Manne verdoppelt und verdreifacht wiederfand.

„Ich will Euch erlauben, Euch ſelbſt zu hängen

und nichts weiter, Ihr nichtsnutziger Kerl!“ rief Jakob Roberts. „Ho! Hip! Ich ſage Euch, wenn Ihr in meiner Gegenwart auch nur noch mit den Wimpern zu zucken wagt, ſeid Ihr geliefert! Erlauben! Geſtatten! Ho! Hip! Die Peſt an Euern Hals und hinaus aus der Kajüte den Augenblick!“

Ohne ein Wort zu entgegnen, ſchlich Marr mit krummem Rücken dem Ausgange zu, aber hier richtete er ſich auf und von Jakob Roberts ungeſehen, warf er einen ſo heimtückiſchen Blick auf den Edelmann, daß dieſer unwillkührlich zuſammenſchauerte.

„Was hat's hier gegeben?“ fragte der Commandeur jetzt, ſeinen Zorn augenſcheinlich bezähmend. „Wollt Ihr mir ſagen, wer dieſen Lerm anzettelte? War's jener Schuft, ſo ſeid verſichert, ſein Strick iſt gedreht; wart Ihr es aber, ſo ſollt Ihr einem gleichen Schickſal nicht entgehen.“

„Mäßigt Euch, Herr Commandeur! Ihr habt kein Recht, ſo mit mir zu reden!“

„Hier iſt mein Recht!“ entgegnete Jener, mit der Hand an den Dolch ſchlagend, den er am Gürtel trug.

„Und überdem iſt kein Mann hier am Bord, der es wagte, Hand an mich zu legen; es ſei denn,

Ihr wolltet Euch ſelbſt die Ehre geben, das Amt des Henkers bei mir zu verſehen.“

„Ihr ſeid ein Narr, Kalkhoun!“ fiel der Commandeur mit lautem Gelächter ein. „Wenn Ihr mich nicht jammertet, wollte ich Euch gleich eines Beſſern belehren. Keinen Henker, ſagt Ihr? Ein Dutzend wird ſich eine Ehre daraus machen, die hanfene Schlinge um Euern erlauchten Hals zu legen. Kennt Ihr des Roberts Schiffsgeſetz? Hier iſt's: „„Der Mann, der ſich dazu entſchließt, bei einem Verurtheilten das Amt eines Henkers zu verſehen, wird der ausſchließliche Erbe des Gehängten.““ Mit dem Zauberſpruche liefere ich Euch die Schiffsmannſchaft ſo radical an die Fockraa, daß ich zuletzt Capitain, Steuermann und Bootsjunge in einer Perſon ſein muß.“

Kalkhoun ſchauerte:

„Ihr habt ein grauſames Spiel mit mir geſpielt.“

„Schatz! Was iſt's weiter? Erſt wurde ich geprellt, darnach prellte ich wieder! Daß Ihr gerade auch den Kopf in der Schlinge hattet, thut mir leid, ich kann es aber nicht ändern. Sie wollten mich zu Maſchine brauchen, die weiſen Herrn in Berlin, und legten mir einen Vertrag vor, der da glitzerte

und blitzte, wobei ich aber hätte verhungern können. So thaten ſie mit Euch, und Ihr müßt es ſagen, wir entdeckten zu gleicher Zeit, daß wir betrogen waren."

„Wir waren's!" ſagte Kalkhoun zähneknirſchend.

„Nun denn! Was kümmerte mich ihr Projekt, auf der afrikaniſchen Weſtküſte die brandenburgiſchen Niederlaſſungen zu hindern und den Holländern heimlich Beiſtand zu leiſten, wenn ich dafür nichts haben ſollte, als das nackte Leben? Da warf ich den Vertrag in die See, ſchrieb's den Herren und fügte hinzu, daß ich das mir anvertraute Schiff als Erſatz für die bisher aufgewendete Mühe behalten würde. Das that ich, Herr, und Ihr gabt mir Recht"

„Ich that es. Wie konnte ich aber wiſſen . . . ."

„Konntet Ihr's nicht? Waret Ihr wahrhaftig ſo kurzſichtig, daß Ihr's nicht einſaht, was einem Manne zu thun übrig bleibt, der auf ſolche Weiſe zu dem Beſitz eines Schiffes gelangt iſt? Ho! Hip! Sollte ich etwa von Hafen zu Hafen fahren, demüthig um die Protection der Kaufleute bitten, damit ſie mir eine Fracht anſchaffen, die ich dorthin bringen muß, wohin ſie es befehlen, und das Alles, um eine lumpige Hand voll Gulden zu empfangen, und zu gewärtigen, daß eines ſchönen Morgens die Haltunsfeſte

an Bord kommen, die Kette um den Maſt des Schif-
fes legen, das ſie für unrechtmäßiges Eigenthum er-
klären, und mich abführen, um mir hinter Schloß und Riegel einen Prozeß zu machen, der mich an den Galgen bringt? He! Sollte ich meinen Kopf hingeben für nichts?"

„Er ſteht jetzt um nichts feſter!"

„Mag ſein! Aber noch iſt dieſe Stunde fern, und wenn ſie kommt, habe ich unterdeſſen gelebt wie ein Fürſt und geherrſcht wie ein König! Ich habe Reichthümer geſammelt und für das Wohl meiner armen Kinder geſorgt, die Bettler geblieben wären ihr Lebelang. Ich ſollte Jagd machen auf die Brandenburger, ganz leiſe, unbemerkt, und ſollte eben ſo leiſe und unbemerkt den Holländern beiſtehen! Ho! Hip! Jetzt bin ich offen aufgetreten gegen die Brandenburger und offen gegen die Holländer, ich räume ihnen ihre Schiffe aus und werfe ſie ſelbſt über Bord. Holländer und Brandenburger ſind Beide meine geſchwornen Feinde, und kommt mir ein Franzoſe, oder ein Engländer, oder ein Däne, oder ſonſt wer in den Weg, ſo iſt er ebenfalls geliefert, wenn ich ihn bewältigen kann. Es geht nichts über ein freies Leben zur See, und wer den Muth hat, die rothe Blutflagge mit dem ſchwarzen Todtenrande

zu führen, der iſt Kaiſer und König und kümmert ſich um die Welt nicht.“

„So ſeid Ihr denn ein verfluchter Seeräuber geworden.“

„Und Ihr ſeid’s mit! Mein erſter Rathgeber, mein erſter Offizier!“

„Ich bin’s nicht! Ihr hattet mich mit Wein betäubt, und erpreßtet meine Zuſtimmung, als ich von meinen Sinnen nichts wußte. Ich habe nie angegriffen, wenn ſich ein Kampf entſpann und mich nur meiner Haut gewehrt. Nun und nimmer aber habe ich meine Hand nach fremdem Gute ausgeſtreckt.“

„Schatz! Wer glaubt’s Euch?“ entgegnete Roberts mit teufliſchem Lachen. „Kommt’s einmal dazu, daß ſie uns fangen, ſeid Ihr nicht beſſer, als wir Andern. Warum habt Ihr das Geld nicht genommen, was bei der Theilung der Beute auf Euern Antheil fiel? Ihr habt nichts damit gewonnen, als daß Ihr ausgelacht ſeid. Trifft hier an Bord ein Mal Euch die Reihe des Gehängtwerdens, ſo ſeid Ihr darum nicht beſſer, als Einer von uns, und ich glaube kaum, daß man Euch, trotz Eures edelmänniſchen Blutes, den Ehrenplatz läßt, oder einen ſauberern Strick für Euch dreht.“

„Verdammt ſei dieſer Spott!“ rief Kalkhoun

wüthend und ſtürzte ſich auf den Seeräuber. „Sagt es noch ein Mal und Ihr habt meine Hand an Eurer Kehle. Mein Leben iſt nun doch einmal verwirkt, und ich rechne es mir als eine gute That an, wenn ich Euch vorher aus der Welt ſpedire.“

„Kommt an, Burſche! Ho! Hip! Wollen ſehen, wer es am längſten aushält von uns Beiden! Da! Nehmt dies, und das und noch das! — Ha! Ha! Ha! Jetzt liegt Ihr der Länge nach am Boden, alle Viere von Euch ſtreckend, und mein Fuß ſtößt Euch weg wie einen Hund! Es ſoll ſchon an Euch kommen! Eure Halskrauſe iſt bereits gedreht! — He! Hollah! Was giebt's da?“

Marr trat ein. Er that, als ſähe er das Vorgefallene nicht, und ſagte mit unterwürfigem Tone:

„Zwei Segel in Sicht, wenn's beliebt!“

„Ich will kommen. Welche Richtung ſteuern ſie?“

„Wenn die Briſe Beſtand hat, ſind ſie in zwei Stunden vor unſerm Buge. Die Courſe kreuzen ſich.“

„Sie laufen dem Teufel gerade in den Rachen und ich will dies Zuſammentreffen beſchleunigen. — Ihr aber bemächtigt Euch dieſes Burſchen und knebelt ihn! Es iſt ein Rebell, der hängen muß und Ihr könnt ſein Erbe ſein.“

Jakob Roberts ſtürmte auf das Verdeck und Marr richtete ſeinen verſchmitzten Blick auf den Edelmann:

„Nun ſind wir da, wo ich ſein wollte, mein Junge! Ihr bekommt eine neue Halskrauſe — wahrhaftig, Ihr ſollt eine neue haben! — und ich beerbe Euch, was aber wahrſcheinlich ein kahles Inventarium liefern wird, das kaum einen Strick werth iſt."

„Dein Leben oder meines! Wir wollen's verſuchen!" rief Kalkhoun, ſich aufraffend und zum Angriff rüſtend.

Marr ſetzte ſeine Pfeife an den Mund und ein ſchrillender Ton flog durch die Kajüte. Vier bewaffnete Männer ſtürzten herein.

„Greift mir Den da und knebelt ihn! — Du warſt ein Einfaltspinſel, mein Junge, als Du glaubteſt, man ließe ſich mit einem Galgenkandidaten noch auf einen Fauſtkampf ein! — Behaltene Reiſe, mein Junge! Wir Andern wiſſen noch nicht, was uns heute bevorſteht, aber Du brauchſt keinen Abendſegen mehr zu beten. Hinaus mit ihm!"

Die vier Männer ſchleppten den ſich ſträubenden Edelmann mit ſich fort.

Vierzehntes Kapitel.

Am Steuerbord ſeines Halbdecks lehnte Jakob Roberts über den Reiling weg. Er richtete ſeinen Blick aufmerkſam auf die beiden Segler, die in weniger als einer Stunde vor ſeinem Buge vorüber mußten:

„Was es für welche ſein mögen? Jedenfalls ſind ſie dumm genug, dem Teufel gerade in den Rachen zu laufen. Soll mir lieb ſein, Ihr Herren, ein Wort gutes Holländiſch mit Euch zu ſprechen und wenn Ihr es auch Euer Lebstage nicht gelernt hättet, ſollt Ihr es doch verſtehen, ich bin Euch gut dafür!“

Er ſchlug ein lautes Gelächter auf, und ging dann einige Male auf und ab:

„Müſſen uns doch zu einem würdigen Empfange rüſten, da wir nicht immer wiſſen, mit wem wir zu thun bekommen! — Hollah, Vorderdeck! Iſt das Enterzeug in Ordnung?“

„Alles klar!“

„Seht nach den Kanonen!“

„Sind ſämmtlich geladen; es kann ſogleich zum Tanze aufgeſpielt werden!“

„Geduldet Euch nur noch einen Augenblick! Das Volk iſt wie ein Neſt voll junger Teufel; es kann die feurigen Krallen nicht früh genug zeigen. — Aber ich denke, wir könnten wohl nach gerade eine Tatze nach ihnen ausſtrecken, wäre es auch nur, um ſie liebzukoſen. — Ihr da, Burſche! Zieht einmal die Flagge auf.“

„Welche, Herr?“

„Dummkopf! Welche können wir brauchen, wenn wir einen verdummten Kauffahrer in den Bereich unſeres Geſchützes ziehen wollen? Die Mauſefalle.“

Und ohne ein Wort zu entgegnen, zog der Mann die holländiſche Flagge auf.

„So, meine Jungen! Ihr müßtet verdammt klug ſein, wenn Ihr errathen wolltet, wer dahinter ſteckt! Kommt nur heran und zeigt uns, wer Ihr ſeid! Bei alledem habt Ihr eine ſtattliche Reihe von Zähnen und man muß ſich vor Euren Biſſen in Acht nehmen!“

Es dauerte nur wenige Augenblicke, als die beiden Schiffe den Gruß des einſam dahin Steuern-

den erwiederten; ſie wieſen auf ihren Toppen die kurbrandenburgiſchen Flaggen. Es war, als ob Jakob Roberts bei ihrem Anblicke von einem elektriſchen Schlage getroffen wurde:

„Brandenburgiſche Flaggen!" rief er mit ſataniſchem Jubel aus. „Brandenburgiſche Flaggen! Nun frage ich nichts nach Euern Zähnen! Und wären es drei Mal mehr; ich breche ſie Euch alle aus! Steuert ihnen gerade auf den Pelz und macht eine Kanone klar, um ſie zu begrüßen! — Hollah da! Vorderdeck! Was wollen die Männer dort auf dem Backbord der Fockraa?"

Marr trat heran und ſagte mit dem Tone einer unterwürfigen Vertraulichkeit:

„Wir ſcheeren die Schlinge ein, worin ſich der Burſche fangen ſoll, der ſich vorhin in Eurer Kajüte unnütz gemacht hat. Mit einem Worte, wir wollen Herrn von Kalkhoun aufhängen."

„Den Teufel ſollt Ihr jetzt! Habt Ihr den Verſtand verloren, daß Ihr im Angeſicht zweier fremden Schiffe eine Hinrichtung vornehmen wollt? Der Satan helfe mir! Dies Volk hat nicht ſo viel Ver ſtand in dem hohlen Schädel, als eine heiſere Möwe Triller in ihrer Kehle hat! Sollen ſie die neue Wetterfahne ſehen und ihren Bug in den Wind ſchießen

laſſen, damit wir das leere Nachſehen haben? Herunter da von der Fockraa und bringt Euch wieder zu Deck! Wenn Einer zur jetzigen Zeit am Bord gehängt werden könnte, ſo müßtet Ihr es ſein, um Eures dummen Einfalles willen! Helft Euch aus meiner Nähe fort! Hollah am Steuer! Einen halben Strich mehr anluſen!"

Marr ſchlich beiſeite, nur mit Mühe ſeine Aufwallung unterdrückend. Aber es gelang ihm und wenn es ihm gelang, war er um ſo ſicherer, zur gelegenen Zeit die gehörige Genugthuung zu empfangen.

Das Schiff des Seeräubers lufte, dem erhaltenen Befehle gemäß, mächtig an, und ging jetzt ſo gerade auf die beiden brandenburgiſchen Schiffe los, daß es jedenfalls die Verwunderung, wenn nicht den Verdacht derſelben erregen mußte. Wie Wind und Wetter ſich geſtaltete, mußten ſie, den einmal angenommenen Lauf regelmäßig beibehaltend, in weniger als einer halben Stunde ſich ſeitlängs liegen.

Dies war die Linie im weiten Ocean, wo die drei aus den verſchiedenſten Richtungen heranſteuernden Segler ſich begegnen mußten.

Von den beiden verbündeten Schiffen war das „Wappen von Brandenburg" das vordere. Der Ca-

pitain deſſelben hatte den fremden Segler ſchon eine Zeitlang aufmerkſam beobachtet:

„Was haltet Ihr von ihm, Steuermann? Er hat es gerade auf uns abgeſehen! Steuert, als ob er uns die Breitſeiten einrennen wollte! Muß wohl Noth am Bord haben.“

„Kann ſein!“ entgegnete Meiſter Du Roy.

„Kann ſein? Ich meine, es iſt gewiß. Was bildet Ihr Euch ein, ſoll ihm fehlen? Proviant, Waſſer oder Mannſchaft? Einer dieſer Mängel iſt auf offner See ſo ſchlimm als der andere! Nun, was fehlt ihm?“

„Gold!“

„Gold? Ihr ſeid nicht klug! Und deshalb käme er zu uns? Erlaubt! Das iſt luſtig!“

„Wird's uns auspreſſen! Haben einen guten Preſſer, dieſe Seeräuber.“

„Was? Seeräuber? Erlaubt! Ihr ſeid toll! Woher wißt Ihr das vom Seeräuber?“

„Ich weiß es nicht; ich vermuthe!“

„Vermuthen? Pah!“

„Beſſer vorſichtig als übermüthig! Brauche darum noch keine feige Memme zu ſein. Sacre Dieu! Ich bin ein Bretagener.“

„Seid's! Und ein tüchtiger Kerl dazu, das will

ich bezeugen. Auch, was die Vorſicht betrifft, habt Ihr nicht ganz Unrecht!"

„Wenn Ihr das wißt, weshalb macht Ihr denn ſolchen Lermen! He?"

„Mäßigt Euch, Mann! Ihr ſteht neben mir auf dem Halbdeck und ſollt nicht widerſprechen. Aber Vorſicht iſt weiſe, darin habt Ihr recht, alſo geht ſogleich, und haltet Alles bereit, um einem möglichen Angriffe zu begegnen. Gebt auch das gelbe Signal an den „Afrikaner" ab."

Meiſter Du Roy war kein Freund von vielen Worten, allein an eine ſtrikte Befolgung einer deutlich ausgeſprochenen Ordre gewöhnt. Er entfernte ſich nur langſam, aber bald darauf entſtand ein reges Leben überall am Bord, die Geſchütze waren binnen Kurzem klar zum Feuern und Waffen und Enterbeile lagen zum Angriff bereit.

Am Bord des „Afrikaners" hatte für dieſen Augenblick Nicolaus van Dören das Commando auf dem Verdecke über ſich genommen, da der Steuermann in ſeiner Kammer ruhte, und der junge Capitain mit ſeinen Gäſten bei'm fröhlichen Mahle ſaß.

Gottlieb Schwalbe war überaus heiter. Er lachte und ſcherzte und trieb mit Moſes und Hans, die ihm gegenüber ſaßen, allerlei Kurzweil:

„Trinkt, Ihr lieben Leute! Der Wein erfreut des Menſchen Herz und übt eine wohlthätige Gewalt über uns aus. Das habe ich früher nicht gewußt, und wenn ich es auch gewußt hätte, es hätte mir zu nichts genützt. Das iſt eine der Erfahrungen, die ich in jüngſter Zeit geſammelt habe, und an die ich weder in der Werkſtatt des Meiſter Peters, noch in der Nacht denken konnte, da ich am Bord des „Kurprinz" der Vollſtreckung meines Urtheils entgegen ſah."

Eine leichte Wolke des Unmuths flog über ſeine Stirn:

„Und Ihr wurdet doch ſo wunderbar erhalten!" unterbrach ihn Moſes.

„Das iſt wahr, und ich verdanke es, nächſt Gott, meinem wackern Nicolaus und dem braven Doktor. — Nun Hans! Wie iſt's? Haſt Du genug von der Welt geſehen, oder willſt Du Deine Wanderungen noch weiter fortſetzen?"

„Bald wird's genug ſein. Wenn ich einmal wieder nach Berlin komme, will ich mich ruhig in meines Vaters Werkſtatt hinſetzen, und es in der Schuſterei zu etwas Tüchtigem bringen. So lange ich aber unterwegs bleibe, will ich die Welt ſtudiren und Alles wohl behalten. Wer weiß, wozu es gut iſt."

„Recht, Hans! Und wenn Du auf Deinem Schemel ſitzeſt; die erſten Stiefeln, die der junge Meiſter macht, ſind für mich . . .“

„Ja,“ fiel Hans liſtig ein. „Die erſten Stiefeln. aber die erſten Pantoffeln . . . . Moſes! Sagt mir, wie heißt doch noch die hübſche Jungfer, zu der wir jetzt hinſteuern?“

Gottlieb Schwalbe ſagte nichts, aber er ward blutroth und erhob ſich raſch.

Moſes hielt ihn zurück:

„Ich bitte Euch, ſchämt Euch nich. Ein tugendſam Weib is die Perle des Mannes. Wem ſie beſcheert wird, dem is wohlgebettet in ſeinem Hauſe!“

„Siehſt Du!“ rief Hans luſtig. „Moſes weiß ſchon die rechten Worte zu finden. Bei Deiner Hochzeit muß ich dabei ſein und die Brautpantoffeln muß ich auch machen! Vor allen Dingen aber muß ich mit der Braut tanzen, das mache ich mir aus!“

Nicolaus van Dören trat in die Kajüte und ſagte mit dem Tone eines rapportirenden Offiziers:

„Ich komme zu melden, daß der Capitain des vorauffahrenden Schiffes uns ſo eben ein gelbes Signal macht.“

„Ein gelbes Signal? Das bedeutet klar Deck!“

„Weiß wohl! . . . Ha! Ha! Ha! Nehmt mir’s

nicht übel, Capitain, aber ich muß lachen. Segeln nun ſchon eine Stunde aufeinander ein und jetzt erſt denkt ſeine Capitainſchaft an das „auf alle Fälle". Eines Seemannes Auge muß zu jeder Stunde offen ſein. Mir kam der Burſche mit ſeiner holländiſchen Flagge gleich verdächtig vor. Die Flagge wollte nicht ordentlich auswehen, denn eine reinliche Holländerin ſchämt ſich, auf einen ſo ſchmutzigen Rumpf herabzuſehen. Seit einer halben Stunde und länger bin ich klar, um jedem verſteckten Angriff zu begegnen."

„Das iſt ein Vorwurf für mich, Nicolaus. Ich hätte thun ſollen, was Du gethan haſt."

„Ich war als wachthabender Offizier oben an Eurer Statt und habe deshalb gethan, was Ihr nicht unterlaſſen hättet, wäret Ihr oben geweſen. Das reicht hin, denke ich, um Euch zu beweiſen, daß ich wohl weiß, wie man mit Leuten umgehen muß, wenn ſie vom Kabelgatsjungen zum Capitain avancirt ſind."

Gottlieb Schwalbe war aufgeſtanden:

„Nicolaus! Moſes! Hans! Ihr ſeid alle Drei gute Seelen, treue Menſchen und unſere Freundſchaft ſoll unverändert fortdauern, es begegne uns,

was da wolle! Darauf geben wir uns noch ein Mal die Hand."

Und die vier Männer legten ihre Rechte in einander.

In dieſem Augenblicke hallte ein Kanonenſchuß über die Meeresfläche hin.

„Hollah! Da ſpricht unſer Drittmann den Segen dazu!" rief Nicolaus van Dören erregt. „Bei dieſer Gelegenheit wird ſich's offenbaren, weß Geiſtes Kind er ſein mag! Iſt's ein verfluchter Pirat, wollen wir ihm das Handwerk legen."

Und mit dieſen Worten eite er ſchnell auf das Verdeck zurück.

„Ich folge Dir gleich, mein Junge!" rief Gottlieb Schwalbe. „Hans! Du bleibſt bei unſerm alten Freunde. Moſes, zittere nicht!"

„Wovor ſoll ich zittern? Habe ich nich gehabt genug Beweiſe, daß mein Leben ſteht in Gottes Hand? Wann ich früher zitterte um mein Leben, is es nich geſchehen, weil ich hatte Angſt vor dem Sterben, ſondern weil ich hatte ein heiliges Verſprechen zu erfüllen, um ein großes Unglück zu verhüten! Nun aber is mein Wort gelöſt und wann der Gott Iſraels mich will abrufen, ſo ſtehe ich hier un ſage mit Freudigkeit: Herr nimm mich!"

Ein zweiter Schuß fiel näher, dröhnender.

„Gott ſei mit Euch!“ rief der junge Capitain und ſprang auf das Verdeck.

Hier hatte ſich die Scene einigermaßen verändert. Drei geübte Spieler ſtanden ſich einander gegenüber und Jeder von ihnen ſuchte das Spiel ſo zu wenden, daß die Parthie ſich zu ſeinem Gunſten ſtellte. Deswegen war des Manövrirens kein Ende und die Schiffe blieben in ſteter Bewegung, bis endlich der Pirat, des raſtloſen Wechſelns müde, ſein Toppſegel ſenkte, die Unterſegel in die Gei ſtellte und den zweiten Schuß abfeuerte. Die Kugel fuhr zwiſchen den beiden brandenburgiſchen Schiffen durch, und fiel hinter ihren Spiegeln in's Waſſer.

Die Letztern hatten ſich durch einige Signale raſch mit einander verſtändigt und mittelſt mehrerer ſchlauen Wendungen war es ihnen gelungen, ſich ſo zu legen, daß ſie den Piraten einſchloſſen und dieſer zwiſchen zwei Feuer zu liegen kam.

„Nun kann es uns nicht fehlen!“ flüſterte Nicolaus van Dören ſeinem jungen Capitain in großer Aufregung zu. „Wenn Ihr jetzt Feuer kommandirt, und Capitain Mildreich zur ſelben Zeit ſeine Stücke losbrennt, muß er die Flagge ſtreichen, ohne Gnade

und Barmherzigkeit. Kommandirt Feuer, rathe ich Euch!" —

„Feuer!" rief Gottlieb Schwalbe und von der Breitſeite des „Afrikaner" fielen die erſten Schüſſe. Kaum waren dieſe abgefeuert, als auch „das Wappen von Brandenburg" ſeine Geſchütze ſpielen ließ und wenige Zeit darauf war Alles in einen dicken Pulverdampf gehüllt.

Jakob Roberts ſtand auf der Galerie ſeines Schiffes und kommandirte das Volk unabläſſig an die Geſchütze. Obgleich perſönlich ſehr tapfer und unerſchrocken, würde er ſich doch mit einer offenbaren Uebermacht nicht in den Kampf eingelaſſen haben, hätte nicht der Anblick der brandenburgiſchen Flaggen ſein ganzes Weſen in die höchſte Aufregung verſetzt. Sein Haß und ſeine Wuth waren ſo groß, daß er jetzt an keine Beute dachte, ſondern nichts wollte, als jene ihm verhaßte Flagge demüthigen. Darum blieb er ſelbſt dann noch beharrlich, als ſich die Schlacht bereits zu ſeinem Nachtheil wandte und trieb die Seinigen durch Drohungen, Beiſpiel und Verſprechungen immer aufs Neue an die Geſchütze zurück.

Zwei Stunden hatte der Kampf gewährt, als die Piraten erklärten, keinen Schuß mehr thun zu wollen, und die drohendſte Miene gegen ihren Führer an=

nahmen. Marx, der falſche, betrügeriſche Schurke, der bereits des Unheils ſo viel angeſtiftet hatte, ſteckte ſich auch jetzt hinter ſeine Gefährten und reizte ſie an, den wüthenden Hund niederzuhauen, der ſie durch ſeine Tollkühnheit offenbar an den Galgen liefere.

Jakob Roberts, dem alle dieſe Bewegungen nicht entgangen waren, ſchwang den Säbel und rief:

„Komm an, Du verdammter, heimtückiſcher Schurke! Ich will Dich zu Brei hacken, ehe Du Deine verfluchte Hand gegen mich erheben ſollſt, Rebell!"

Mit den Worten drang er auf ſeinen ehemaligen Günſtling ein. Marx aber warf ſich nieder, entriß einem der Bootsmanns-Maaten die geladene Büchſe und feuerte ſie auf den Commandeur ab. Dieſer zuckte zuſammen.

Der Fall ihres Führers brachte eine große Aufregung unter den Piraten hervor. Sie vergaßen, daß ſie mit feindlichen Schiffen zu thun hatten; es bildeten ſich Partheien, man ſchimpfte, ſchlug und ermordete ſich untereinander.

Als die Geſchütze des Piraten ſchwiegen, ſtellten auch die Brandenburger das Feuern ein und näherten ſich mit ihren Schiffen. Die Enterhaken fielen auf das feindliche Verdeck, ohne daß man es irgendwie zu hindern verſucht hätte, und Nicolaus van

Dören war der Erſte, der mit hochgeſchwungenem Beil an Bord des Piraten ſprang:

„Da!" rief er den Gefährten zu, die ihm folgten. „Ratten und Mäuſe haben ſich bei'm Kopf und geben nicht auf den Kater Acht, der ſie Beide freſſen wird! Drauf, Jungens, drauf! Wir wollen's ihnen anſtreichen!"

Ein kurzes, aber mörderiſches Blutbad begann, ein großer Theil der Seeräuber ward niedergehauen, die Uebrigen wurden bewältigt und geknebelt. Der junge Capitain war ſeinem tapfern Hochbootsmann auf dem Fuße gefolgt und Beide drangen gegen das Halbdeck vor:

„So muß doch, zum Teufel, ein Hauptmann, oder ſo etwas dergleichen hier am Bord ſein!" ſprach Meiſter Nicolaus. „Seht Euch nur um."

„Und kein ſchlechter Mann!" fiel Gottlieb Schwalbe ein. „Er hat einen Kampf beſtanden gegen eine Uebermacht . . . Aber halt! Seht Ihr den ſterbenden Mann dort? Allmächtiger Gott!"

„Tauſend Ringbolzen und Krahnbalken!" ſchrie Nicolaus laut auf. „Mein Auge belügt mich!"

Der ſterbende Commandeur hatte ſich beim Herannahen der Männer aufgerafft und den ihm entfallenen Säbel wieder ergriffen. Sein Arm verſagte

ihm den Dienſt, die Waffe entfiel ſeiner Hand. Aber erkannt hatte er Beide, ſeine Bruſt arbeitete convulſiviſch, ſeine Augen blickten ſtarr.

„Das iſt ein entſetzlicher Anblick!" ſprach Gottlieb Schwalbe auf das Tiefſte erſchüttert. „Muß ich ihm ſo gegenüber treten!".

„Donnerwetter!" rief Nicolaus van Dören zurückfahrend. Er war leichenblaß, ſeine Arme ſanken ſchlaff herab, und die Waffe entfiel ſeiner Hand, ohne daß er es merkte. „Mir wird dabei unheimlich zu Sinn! Laßt uns auf unſer Schiff zurückkehren! Heda! Ihr! Faßt dieſen Mann behutſam an und tragt ihn auf unſer Halbdeck."

Die Matroſen griffen zu und brachten den Commandeur des Piraten auf das andere Schiff hinüber. Jakob Roberts fühlte in dieſem Augenblicke nichts, eine tiefe Ohnmacht hielt ihn umfangen.

Der Capitain des „Wappen von Brandenburg" übernahm, als Befehlshaber des Kriegsſchiffes, die weitern Anordnungen. Das Piratenſchiff war ſo leck geſchoſſen, daß es nicht über dem Waſſer zu erhalten war. Man barg deshalb die werthvollſten Gegenſtände aus demſelben und überließ es den Elementen zum Spielball. Die Leichen wurden über Bord geworfen. Sogleich tauchte der gefräßige Hai

aus der Tiefe empor und ſtürzte ſich auf die Beute, ſie in einen ziſchenden Strudel hinabziehend. Die Gefangenen wurden einſtweilen unter Deck gebracht und ſahen einem ſtrengen Gerichte entgegen; dann aber machte ſich das Orlogſchiff von ſeinem bisherigen Gefährten los und ſteuerte mit vollen Segeln ſeinem Beſtimmungsorte zu.

Langſam folgte der „Afrikaner" ſeinem Kielwaſſer. Auf einem herbeigeſchafften Ruhebette, das man unter dem Sonnenzelt des Halbdecks aufgeſtellt hatte, lag Jakob Roberts, noch ohne die Spur eines wiederkehrenden Lebens. Um ihn ſtanden Gottlieb Schwalbe, Nicolaus van Dören, Moſes und Hans.

„Das iſt der Mann, der uns Beide ſo ſchwer gepeinigt hat, Moſes!"

„Vergebet, ſo wird Euch vergeben, hat Euer Prophet geſagt!" entgegnete der Jude.

„Ich habe ihm längſt vergeben, und ich bitte Gott, er möge ihn hier ſterben laſſen, damit er dem ſchimpflichen Tode entgeht, womit das Geſetz ihn bedroht!"

„Amen!" ſprach Hans. „Aber in dem Geſichte iſt ſo viele Bosheit, daß ich glaube, der liebe Gott wird ſich nicht viel um ihn kümmern, wenn er auch bis an die Himmelsthür gelangt."

„Hätte ich das auf Doggersbank gewußt,“ brummte Nicolaus vor ſich hin. „Ich würde mich wohl gehütet haben, mit meiner Axt den Arm zu zerſchmettern, der ſich nach ihm ausſtreckte. Das iſt ein erbärmliches Ende und — zum Donner ein Mal, er ſchlägt die Augen auf. Soll er doch an die Fockraa?“

Der Verwundete hatte dieſe Worte gehört, er wandte den Kopf nach der Richtung, woher die Worte ſchallten, und der erſte Blick des ſich öffnenden Auges fiel auf den Hochbootsmann. Er ſchauerte zuſammen und bewegte die Lippen.

„Das halte der Teufel aus!“ ſagte der alte Seemann und trat näher:

„Ich bin’s, Herr! Ihr habt mich tief gekränkt, aber ich komme nicht, um mich dafür zu rächen. Euer Anblick erbarmt mich und in dieſem Augenblick vergebe ich Euch Alles. Wie zum Teufel konntet Ihr vom Halbdeck des Orlogsmannes herunterſteigen und ein verdammter Pirat werden? Das iſt der hölliſche Geiz, der Euch zeitlebens beherrſchte und Euch nun dem Teufel in die Arme führt.“

Moſes erhob warnend die Hand.

„Nun ja, es iſt ſchon gut; ich ſchweige. Und, wie ich ſagte, was Ihr mir zu Leide gethan habt, ſoll Euch nicht drücken. Ich vergebe es Euch.“

„Und ich!“ ſprach Gottlieb Schwalbe, die Hand auf die Bruſt des Sterbenden legend.

„Un ich auch!“ ſagte Moſes langſam, ſein Käppchen ziehend, und andächtig zum Himmel aufblickend. „Der Friede Jehovahs ſei mit Euch und mache Euch den ſchweren Abſchied leicht! — Verzerrt nich ſo das Geſicht, unglücklicher Mann, un denkt daran, Euch mit dem Schöpfer zu verſöhnen, damit er nich gehe zu ſchwer mit Euch in's Gericht. Ihr müßt ſcheiden. Euere Stunde is gekommen.“

Der Commandeur ſah der Reihe nach Alle an. In ſeinem Geiſte mochte die Erinnerung an dasjenige erwachen, was er ihnen zugefügt, er zitterte und kalter Angſtſchweiß floß von ſeiner Stirn. Am meiſten haftete ſein ſtarrer Blick auf Gottlieb Schwalbe. Moſes errieth die Gedanken des Sterbenden. Er trat nahe an den Kranken heran und ſprach mit feierlichem Tone:

„Ihr wißt, wer dieſer Mann is! Ihr allein könnt es wiſſen ſo genau, wie ein Weſen auf Erden. Bei dem Gott, vor deſſen Gericht Ihr jetzt bald erſcheint, beſchwöre ich Euch, gebt der Wahrheit die Ehre un bezeugt mir, daß dieſer Mann is gewiß un wahrhaftig der Sohn Benjamin Raule's!“

Jakob Roberts vermochte nicht mehr zu ſprechen, aber er antwortete durch eine Beugung des Hauptes.

„Bewahrt dies Zeugniß, Ihr Männer," ſagte Moſes zu den Umſtehenden, „damit Ihr könnt Rechenſchaft davon geben in der Heimath! Und nun laſſet uns beten für den Sterbenden. Jeder in ſeiner Weiſe."

Und die Umſtehenden falteten ehrfürchtig die Hände; es war eine feierliche Stille auf dem ganzen Verdeck. Als Gottlieb Schwalbe den geſenkten Blick wieder erhob, rang ſich ein Seufzer von ſeiner Bruſt.

Der Commandeur hatte geendet. Nicolaus van Dören drückte ihm die Augen zu.

Ende des vierten Bandes.

Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.